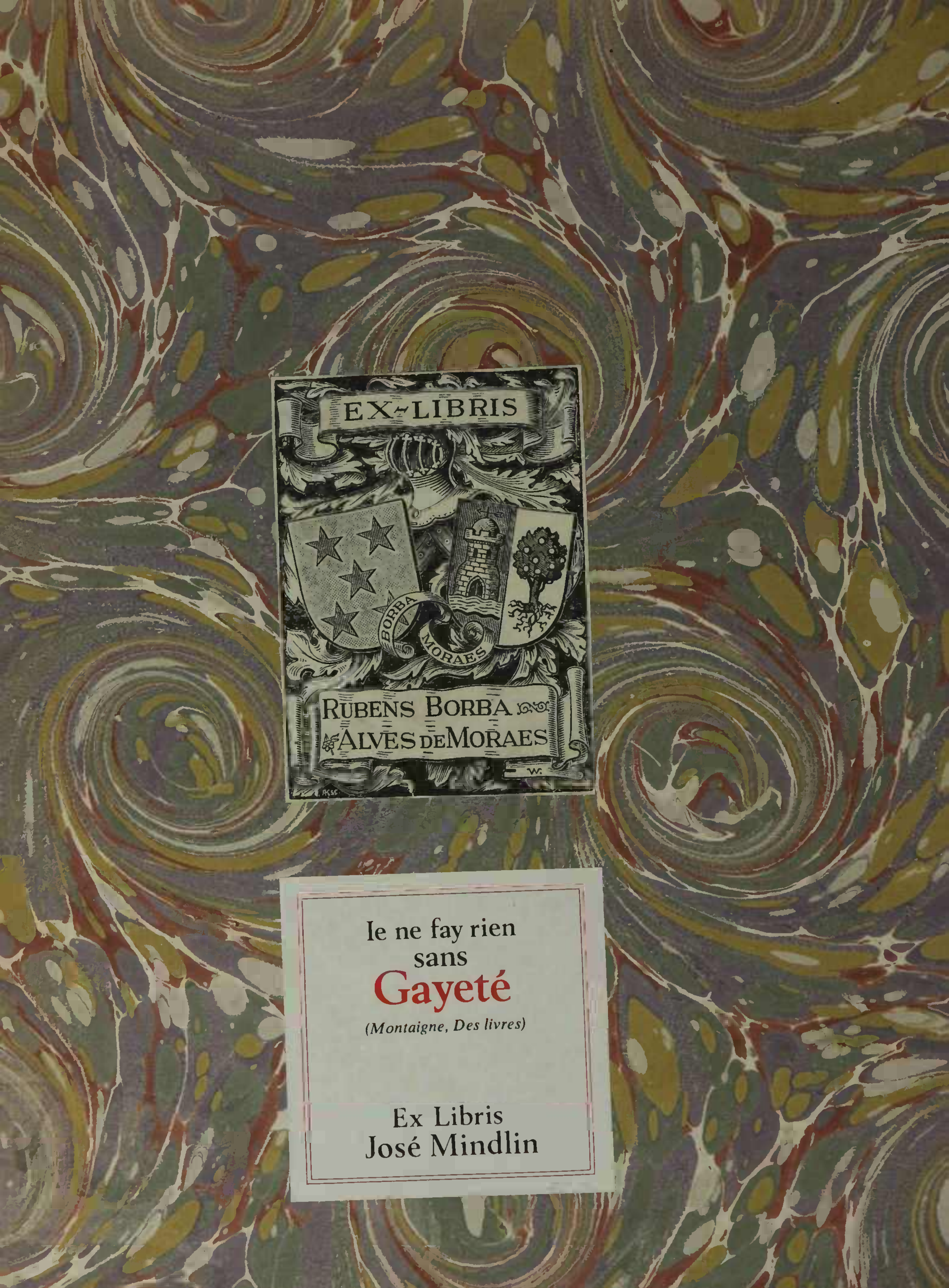
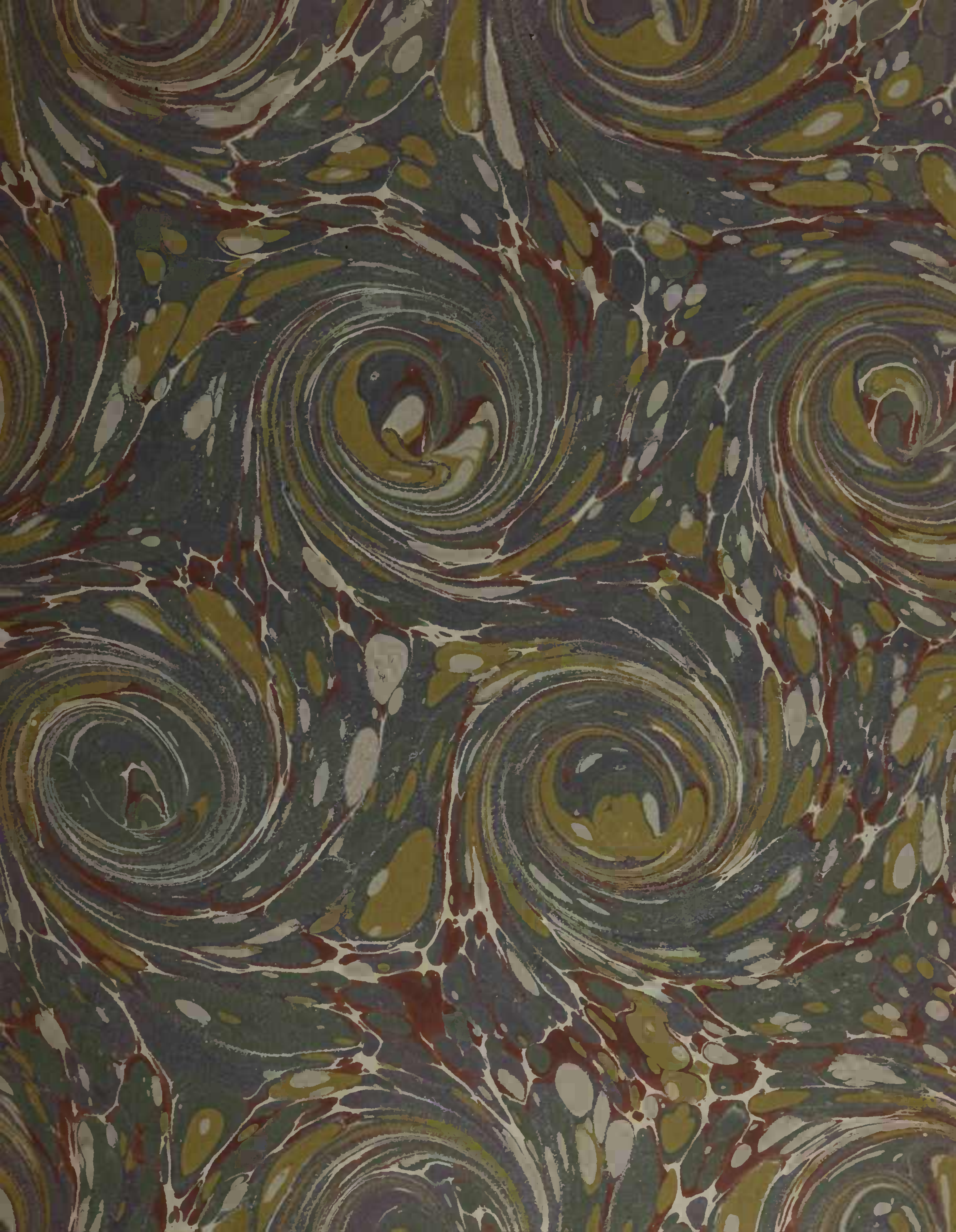




EX-LIBRIS
BORBA
MORAES
RUBENS BORBA
ALVES DE MORAES
W.




G. v. Langsdorff.

Bemerkungen

auf einer

Reise um die Welt

in

den Jahren 1803 bis 1807

von

G. H. von Langsdorff,

Kaiserlich = Russischen Hofrath,

Ritter des St. Annen=Ordens zweiter Classe, Mitglied mehrerer Akademien und gelehrten Gesellschaften.



Erster Band.

Mit acht und zwanzig Kupfern und einem Musikblatt.

Frankfurt am Mayn,

Im Verlag bey Friedrich Wilmans.

1812.

Sr. Kaiserlichen Majestät

Alexander dem Ersten.



Allergnädigster Kaiser!

Die erste Reise der Russen um die Welt ist eine der merkwürdigsten Begebenheiten in den Annalen der glorreichen Regierung Ew. Kaiserlichen Majestät, und jeder Beytrag zur nähern Kenntniß dieser großen Unternehmung, darf Forderungen an das Interesse der ganzen gebildeten Welt machen.

Die Bemerkungen, die ich als glücklicher Gefährte der russischen Weltumsegler zu sammeln Gelegenheit hatte, erhalten die vollgültigsten Ansprüche der Theilnahme, da ich ihnen den Allerhöchsten Namen Ew. Kaiserlichen Majestät vorsetzen, und mich auch dieses neuen Zeichens Höchst Ihrer Huld und Großmuth bey meinen geringen Bemühungen öffentlich rühmen darf.

Geruhen Ew. Kaiserlichen Majestät diesem kleinen Opfer der unbegrenzten Dankbarkeit und Ehrerbietung Ihre Allerhöchste Nachsicht zu schenken und die ehrfurchtsvollen Empfindungen gnädig aufzunehmen, mit welchen ich ersterbe

Allergnädigster Kaiser

Ew. Kaiserlichen Majestät

alleruntertänigster und gehorsamster

v. Langsdorff.

Alphabetisches Pränumeranten-Verzeichniß.

	Stimmen für deutsche u. lat. Schrift.
Sr. Königl. Hoheit der regierende Großherzog v. Baden	3 Ex.
Sr. Hoheit der Markgraf Friedrich von Baden	1 Ex.
Ihro Hoheit die Markgräfin von Baden	1 Ex.
Sr. Hochgräfl. Erlaucht der Graf Franz zu Erbach-Erbach	1 Ex.
Sr. Königl. Hoheit der reg. Großherzog von Hessen	1 Ex.
Ihro Königl. Hoheit die reg. Großherzogin von Hessen	1 Ex. — 2 Ex.
Sr. Hoheit der Groß- und Erbprinz von Hessen	1 Ex.
Ihro Hoheit die Groß- und Erbprinzessin von Hessen	1 Ex.
Sr. Hoheit der Prinz Georg zu Hessen	1 Ex.
Sr. Hochfürstl. Durchl. der Kurprinz Wilhelm von Hessen	1 Ex.
Ihro Königl. Hoheit die Kurprinzessin von Hessen, geb. Prinzessin von Preussen	1 Ex.
Sr. Durchl. der Landgraf Friedrich zu Hessen	1 Ex.
Sr. Durchl. der Landgraf Christian von Hessen	1 Ex.
Sr. Durchl. der Landgraf von Hessen-Homburg	1 Ex.
Sr. Durchl. der Prinz Louis von Hessen-Homburg, Königl. Preuss. General-Major	1 Ex.
Sr. Durchl. der Landgraf von Hessen-Rheinfels-Rothenburg	1 Ex.
Sr. Durchl. der Fürst Carl zu Hohenlohe-Langenburg	1 Ex.
Sr. Hochfürstl. Durchl. der reg. Fürst zu Isenburg	1 Ex.
Sr. Hochgräfl. Erlaucht der Graf Heinrich Ferdinand zu Isenburg Philippseich	1 Ex.

	Stimmen für deutsche Schrift.	Stimmen für lat. Schrift.
Ihro Durchl. die verwittwete Fürstin Kinsky, geb. Gräfin von Harrach		1 Ex.
Sr. Durchl. der Fürst Emich Carl zu Leiningen	1 Ex.	
Sr. Durchl. der Fürst zu Löwenstein	1 Ex.	
Sr. Hochgräfl. Erlaucht der Graf Friedrich Carl zu Löwenstein	1 Ex.	
Sr. Hochf. Durchl. der reg. Herzog von Mecklenburg-Strelitz	1 Ex.	
Sr. Herzogl. Durchl. der reg. Herzog von Nassau	1 Ex.	
Ihro Herzogl. Durchl. die reg. Herzogin von Nassau	1 Ex.	
Sr. Hochfürstl. Durchlaucht der reg. Fürst von Nassau	1 Ex.	
Sr. Hochfürstl. Durchl. der Erbprinz von Nassau	1 Ex.	
Sr. Durchl. der Prinz Max zu Wied-Neuwied	1 Ex.	
Sr. Kaiserl. Hoheit der Erzherzog Anton von Oesterreich	1 Ex.	
Sr. Kaiserl. Hoheit der Erzherzog Johann von Oesterreich	1 Ex.	
Sr. Durchl. der Erbprinz Ludwig von Oettingen-Wallerstein, Königl. Baierscher wirklicher Kron-Obristhofmeister		1 Ex.
Ihro Königl. Hoheit die Prinzessin von Oranien-Nassau	1 Ex.	
Ihro Königl. Hoheit die verwittwete Prinzessin von Oranien-Nassau	1 Ex.	
Sr. Königl. Majestät Friedrich Wilhelm III, König von Preussen	6 Ex.	
Sr. Königl. Hoheit der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preussen	1 Ex.	
Sr. Königl. Hoheit der Prinz Wilhelm v. Preussen (Sohn Sr. Königl. Majestät.)	1 Ex.	
Sr. Königl Hoheit der Prinz Carl v. Preussen (Sohn Sr. Königl. Majestät.)		1 Ex.
Sr. Königl. Hoheit der Prinz Wilhelm von Preussen (Bruder Sr. Königl. Majestät.)	1 Ex.	
Sr. Königl. Hoheit der Prinz Friedrich von Preussen (Sohn des verst. Prinzen Louis.)	1 Ex.	
Sr. Königl. Hoheit der Prinz August von Preussen	1 Ex.	
Ihro Königl. Hoheit die Prinzessin Ferdinand von Preussen		1 Ex.
Sr. Herzogl. Durchl. der reg. Herzog August zu Sachsen-Gotha und Altenburg	1 Ex.	
Sr. Herzogl. Durchl. der Prinz Friedrich zu Sachsen-Gotha und Altenburg	1 Ex.	

	Stimmen für deutsche	u. lat. Schrift.
Sr. Königl. Hoheit der Herzog Albert zu Sachsen-Teschen	1 Ex.	
Sr. Herzogl. Durchl. der reg. Herzog Carl August von Sachsen-Weimar, Eisenach 2c.		1 Ex.
Ihro Herzogl. Durchl. die reg. Herzogin Louise von Sachsen-Weimar, Eisenach 2c.	1 Ex.	
Ihro Kaiserl. Hoheit, Maria Pawlowna, Großherzogin von Rußland, Erbprinzessin von Sachsen-Weimar, Eisenach 2c.	1 Ex.	
Sr. Durchl. der Fürst von Schaumburg	1 Ex.	
Ihro Königl. Majestät die Königin von Schweden, geb. Prinzessin von Baden	1 Ex.	
Sr. Durchl. der Fürst Prosper von Sinzendorf	1 Ex.	
Sr. Hochgräfl. Erlaucht der Graf Friedrich zu Solms-Laubach		1 Ex.
Sr. Hochgräfl. Erlaucht der Graf von Solms-Rödelheim	1 Ex.	
Ihro Durchl. die Gräfin Tascher, geb. Prinzessin von Leiningen	1 Ex.	
Sr. Königl. Majestät Friedrich I, König von Würtemberg	1 Ex.	

	Stimmen für deutsche u. lat. Schrift.
Aachen.	
Herr Doctor med. Lesoinne.	1 Ex. deutsch.
Altenburg.	
Herr Commerzienrath A. Reichenbach.	1 d.
— Kammerrath Geutebrück	1 latein.
Amsterdam.	
Herr Müller u. Comp. Buchhändler	2 d.
— Jean Calkoen	1 l.
Aschaffenburg.	
Herr Präsident Graf zu Elz, Excellenz	1 d.
— C. C. Ettlinger, Buchhändler	1 =
— August Fischer, Hofprediger	1 =
Ballenstädt.	
Die Herzogl. Bibliothek	1
Berlin.	
Herr Geheimer Staatsrath l'Abaye	1
— Geheimer Secretär Bratring	1 =
— General-Lieutenant von l'Estocq	1
— Joh. Carl Fischer	2 =
— Graf von der Goltz, Staats- und Cabinetsminister, Excellenz	1 =
Freiherr v. Hardenberg, Staatscanzler, Excellenz	1
Freiherr v. Hertefeld, Landrath	1
Herr Geh. Staatsrath v. Heydeboeck	1 =
— F. C. Hitzig, Buchhändler	2
— Graf v. Kalkreuth, General-Feldmarschall und Gouverneur, Excellenz	1 l.
und	1 d.
— Geheimer Staatsrath von Klewitz	1 d.

	Stimmen für deutsche u. lat. Schrift.
Herr Graf von Lieven, Russisch-Kaiserl. Gesandter, Excellenz	1 d.
— Graf v. Lottum, General-Major	1
— August Mylius, Buchhändler	1 =
Herr v. Oubriel, Russisch-Kaiserl. wirkl. Staatsrath	1 =
— Professor und Dr. med. Reich	1
— Graf Reuß der 44te, Excellenz	1 =
— Geheimer Staatsrath Sack	1 =
— Geheimer Staatsrath v. Schuckmann	1
— Geheimer Staatsrath v. Stägemann	1 =
— v. Strandmann, Russisch-Kaiserl. Collegienassessor	1 =
— General-Lieutenant v. Tauentzin, Excellenz	1 =
Biebrich.	
Herr L. Langsdorff, Chef des Bureaus der Herzogl. General-Militär-Administration	1 =
Braunschweig.	
Herr J. W. Huyssen van Kattendyke, vormaliger Kammerherr Sr. Durchl. des verst. Herzogs von Braunschweig	1 =
Die Schulbuchhandlung	2
Herr Graf von Schulenburg, Präsident der Reichsstände des Königreichs Westphalen, Ritter der westph. Krone, Excellenz	1
— W. A. v. Spiegel, Freiherr zum Diesenberg auf Seggerde, Maltheser Johanniter Ritter und Domcapitular zu Halberstadt	1 =

Exemplare.

Herr Graf von Veltheim 1 d.

Bremen.

Herr Eberh. Delius 1 =
— Doctor Focke 1 =
— Conrad Hagedorn 1 =
— J. M. Lameyer 1
— Professor Mertens 1
— J. E. Pavenstedt 1 =
— J. D. Schepeler 1 =
— Tatjenhorst 1 =
— Dr. C. L. Treviranus 1 =

Breslau.

Herr Wilh. Gottl. Korn, Buchhändler 2
— Joh. Friedr. Korn, Buchhändler 2 =

Brody.

Herr Burgermeister Gruber 1

Burtscheidt.

Herr Abraham Königs 1 l.

Carlsruhe.

— Freiherr v. Andlaw, Badischer Minister des Innern, Excellenz 1 d.
— Freiherr v. Gayling, Badischer Minister der Finanzen, Excellenz 1
Ihro Erlaucht die Frau Gräfin von Hochberg 2
Das löbl. Museum 1 =

Cassel.

Herr Hofrath Grandidier 1
— Tourneisen, Sohn, Buchhändler 1 =

Chemnitz.

Herr Christ. Gottfr. Becker 1 l.
— Gebrüder Hübner und Söhne 1

Exemplare.

Herr Gebrüder Krause 1 d.
— Superintendent Unger 1 =

Coburg.

Die Herzogliche Bibliothek 1 l.
Herr Joh. Daniel Meusel, Buchhändler 1 d.

Cöln.

Herr Esser, Friedensrichter im Canton Weiden 1 l.
— Conrad Jacob Moll 1
Die Keilsche Buchhandlung 1 =

Dessau.

Herr C. R. Illing 1 d.

Dorpat.

Herr Graf Otto von Stackelberg, Obristlieutenant und Ritter des Georgenordens 1 l.

Dresden.

Herr Hofrath Dr. Althof 1 =
Die Königl. Sächsische Bibliothek 1 d.
Herr Freiherr v. Block, Königl. Sächs. Hofrath 1 =
— Hofrath Böttiger 1 =
— General von Emmerich auf Kreischa 1 =
Die Hilschersche Buchhandlung 1 =
Herr Graf Hohenthal Königsbrück, Königl. Sächs. Conferenzminister, Excellenz 1
— Major v. Olsuffieff auf Niederpoyritz 1 =
— Oberhofprediger Dr. Reinhardt 1 =

Eibigheim.

Herr Pfarrer Franz Mohrenhofen 1

Erfurt.

Herr Georg Adam Keyser, Buchhändler 1

	Exemplare.
Eupen.	
Herr Abraham Römer, Arnolds Sohn	1 d.
Frankfurt a. M.	
Herr Daniel Andreae	1 l.
— J. C. Andreae	1 d.
Die Andreaeische Buchhandlung	2 d.
Herr Aubin Claus	1 =
— C. W. Bansa	1
— Remmy Bansa	1
— Minister Freiherr v. Barkhaus, Excellenz	1
— Carl Beck	1 =
— Dominicus Behrends	1 =
— J. D. Bernard	1 =
— Moritz v. Bethmann, Kaiserlich-Russischer Staatsrath	1 l.
— Joh. Anton Bolongaro Crevenna	1 d.
— Bernh. Brentano	1 =
— Brentano Walz	1 =
— Wilh. Busch	1 =
— J. H. Catoir, Vater	1
— Anton Christ	1
— Joh. Noe du Fay	1
— Freiherr v. Eberstein, Minister-Staatssecretär, Excellenz	1
— Freiherr v. Ende, Sachsen-Gothaischer Gesandter, Excellenz	1 l.
— Joh. Jac. Ettling	1 d.
— Constantin Fellner	1
— Max Fingerlin	1
— Joh. Noe Gogel	1
Herr Alexander Gontard, senior	1 l.
— Franz Gontard	1 d.
— A. Goullet	1 =
— Doctor Grambs	1 =
— Andr. Grunelius	1 =
Herr Ph. Heinr. Guilhaumann, Buchhändl.	1 d.
— F. M. v. Günderode, Präfect	1 =
— J. L. Günther	1 =
— v. Haack	1 =
— v. Hänlein, Königl. Preussischer Gesandter, Excellenz	1 l.
— General-Lieutnant v. Hahn, Excellenz	1 d.
— R. Hebenstreit	1 l.
Die Hermansche Buchhandlung	2 d.
— F. C. Heß	1 l.
— G. Heyder	1 d.
— Doctor Hiepe	1 l.
— Georg v. Holzhausen	1
— Geheimer Rath und Polizeidirector von Itzstein	1 d.
— Doctor Kappes	1 =
— C. F. Kellner	1 =
— J. Ph. Keßler	1
— Bernh. Körner, Buchhändler	1
— Daniel Köster	1
Madame Kraus	1
Herr J. A. Kuntz	1 =
— J. Ph. Leerse, Sarasin	1
— Carl v. Leonhardi	1
— Freiherr v. Leykam	1 =

Exemplare.

Herr G. W. Lindheimer 1 d.

— Joh. Dav. Mack 1

— F. A. Mainoni de Peter 1 =

— C. B. Metzler 1 =

— J. Fr. Metzler 1 l.

— Anton Meyer 1 d.

— J. G. Meyer 1 =

— Major E. v. Meyer 1 =

— Mühl 1

— Heinrich Mülhens 1

— J. Theodor Mülhens 1 =

— J. C. Müller 1 =

— Wilh. Mumm Rübel 1 =

— Mumm Scheibler 1

— J. Nestle 1

— Fr. Osterrieth 1 =

— Pfarrer Passavant 1 =

— Bernh. Pensa 1 =

— Geheimer Rath v. Plitt 1 l.

— M. v. Riese 1 d.

— J. M. Sarasin 1 =

— Georg Schepeler 1

— Joh. Schmidt 1 =

— J. D. Schmid 1 =

— J. F. Schmidt 1

— Joh. Dietr. Schmöle 1 =

— J. C. Schnerr 1 =

— Friedr. Schönemann 1 l.

— Freiherr v. Seckendorff 1 d.

— Sintzheim, Lotteriedirector 1 =

— C. C. Souchay 1 =

Exemplare.

Herr Joh. Stern 1 d.

— Carl Sues 1 =

— Varrentrapp und Sohn, Buchhändl. 2 =

— Freiherr v. Vrints Berberich, Staatsrath und Ober-Post-Amts-Director 1 =

— Graf von Westphalen, Excellenz 1 d.

— Freiherr v. Wiesenhütten 1 =

— Obrist Freiherr v. Wiesenhütten 1 =

— Ph. Chr. Zickwolff 1 =

— Generallieutnant von Zweyer, Excellenz 1 =

Freiburg im Breisgau.

Herr Graf von Henning, Großherzogl. Badischer Hofgerichtsrath 1 l.

Freiberg in Sachsen.

Herr Craz und Gerlach, Buchhändler 1 d.

— Hoffmann 1 =

— Bergamtsassessor Meuder 1 =

— Bergrath Werner 1 =

Fürstenau.

Die Gräflich Erbachsche Bibliothek 1 l.

Görlitz.

Herr Doctor von Anton 1 d.

Gotha.

Die Herzogliche Bibliothek 1 =

Herr Graf von Hardenberg, Geheimer Rath u. Hausmarschall zu Altenburg, Excellenz 1 =

— Doctor med. Heydenreich 1 l.

— B. A. v. Lindenau, Kammerherr und Kammerrath 1 d.

Göttingen.

Herr Carl Becker, der Cameralwiss. Besliss. 1 =

Exemplare.

Herr J. F. Dankwerts, Buchhändler 1 d.

— Heinr. Dietrich, Buchhändler 1

— Herr Graf von Plessen auf Ivenack 1 =

Greifswalde.

— C. Mauritius, Buchhändler 1 =

Halle.

Herr Hemmerde und Schwetschke, Buchhändler 1 =

Die Rengersche Buchhandlung 2 =

Hamburg.

Herr Carl Ernst Bohn, Buchhändler 3 =

— J. F. Edlessen 1 =

Die löbl. Hamburger Gesellschaft, zur Beförderung nützlicher Künste und Gewerbe 1 =

Herr J. G. Hanff, Buchhändler 17 =

— Licentiat Heise 1 =

— R. Carl Janssen 1 =

— Joh. Heinr. Nagant 1 =

— Doctor Math. Paulsen 1 =

— Fr. Perthes, Buchhändler 12 =

— Doctor Jac. Schleiden 1

— Georg Schuback 1 =

— G. H. Schünemann 1 =

— J. C. Sievers 1

— Georg Wolbrecht 1

Hanau.

Herr v. Motz, Geheimer Rath und Kammerpräsident, auch Ritter des Hessischen Löwenordens 1

Hannover.

Die Herrn Gebrüder Hahn, Buchhändler 4

Exemplare.

Heidelberg.

Herr Keßler, Großherzogl. Badischer Major 1 d.

— Mohr und Zimmer, Buchhändler 4 =

Hildburgshausen.

— Reg. Assessor Döhner 1 =

— Geh. Registrator G. Fr. Kesselring 1 =

Hirschberg.

Herr Amtshauptmann Klotz 1 =

Hof.

Herr G. A. Grau, Buchhändler 1 =

Kiel.

Die Universitätsbibliothek 1 =

Herr David Reinh. v. Sievers aus Liefland, Ritter des Kaiserl. Russischen St. Annenordens erster Classe und Kammerherr 1 =

Königsberg.

Herr A. W. Unzer, Buchhändler 1 =

Lahr.

Herr Vicekanzler Langsdorff 4 =

Die löbl. theologische diöcesen Lesegesellschaft 1 =

Herr Conrad Schmidt 1 =

Landshut.

Die Königl. Baiersche Universitätsbibliothek 1 l.

Herr Ph. Krüll, Universitätsbuchhändler 1 =

Leipzig.

Herr Chr. W. Vogel, Buchhändler 1 d.

Lüneburg.

Herr Herold und Wahlstab, Buchhändler 1 =

Magdeburg.

Die Creutz'sche Buchhandlung 2 =

Herr Graf Fr. Wilh. von der Schulenburg-

Exemplare.

Rehnert, ehemaliger Preuss. Staats- und Cabinetsminister, Excellenz 1 d.

Mannheim.

— Dem. Artaria 3

— Graf von Clam-Gallus, Kammerherr und Ritter des St. Leopoldsordens 1

Marburg.

Die löbl. Bibliothek 1 l.

Meinungen.

Die Herzogliche Bibliothek 1

Münster.

Herr Hofrath Kottmeyer 1 d.

Neustadt an der Hardt.

Die löbl. Lesegesellschaft 1

Nordhausen.

Herr J. Ad. Nitzsche, Buchhändler 4

Offenbach.

Herr Joh. Friedr. Boehm 1 l.

— Heinrich Kirschten 1 d.

— Hofrath Dr. Meyer 1

— Simon Reininger 1 l.

— Heinr. Wilh. Schwaner 1 d.

— Joseph Speier 1 l.

— Wilh. Speier 1 d.

— Bernh. Walter 1

Paris.

Herr G. F. Pannifex 3

Planitz.

Herr C. v. Arnim 1 l.

Prag.

Die Calve'sche Buchhandlung 1 d.

Exemplare.

Rödelheim.

Herr Kugler 1 d.

— Justizrath Doctor Hoffmann 1

Rudolstadt.

Herr Geheimer Rath v. Ketelhodt 1

Schafhausen.

Herr v. Arand, Königl. Würtemb. Gesandter bey der Schweiz, Commandeur des Civil-Verdienstordens und Vicedirector des Oberappell.-Tribunals in Tübingen, Excellenz 1 d.

Die löbl. Lesegesellschaft zur Kaufleutstube 1

Die löbl. Lesegesellschaft zum Sternen 1

Schneeberg.

Herr Kammerherr und Oberforstmeister v. Lindenau 1

Sondershausen.

Die Fürstliche Bibliothek 1 f.

Strasburg.

Herr Friedr. Dournay 1

— J. R. Frank 1

— S. Fr. Klose 1

— G. L. Müntz 2

— Schmalzigang 1

— Steinheil 1

— Treuttel und Würtz, Buchhändler 2

— G. L. Wagner 1

— F. Wagner 1

Stuttgart.

Die Königlich Würtembergische Bibliothek 1 l.

Herr Hofmedicus Dr. Klein 1

Exemplare.

Herr Franz Chr. Loeflund, Buchhändler 1 d.

— J. B. Metzler, Buchhändler 1 ‑

Sulz.

Herr Amtmann Koch 1 d.

Ulm.

Die Stettinsche Buchhandlung 3 ‑

Usingen.

Herr Forstmeister v. Fürstenrecht 1

Warschau.

Herr J. A. Willink 1 ‑

Weilburg.

Die löbl. Regierung 1

Weimar.

Herr Hofrath Wieland 1 ‑

Frau Gräfin Henkel von Donnersmark, geb. Gräfin Lepel 1 l.

Wien.

Herr Anton Graf von Appony, Kaiserl. Königl. Oesterr. wirklicher Kämmerer, Geh. Rath und des Kaiserl. Königl. Leopoldsordens Commandeur, Excellenz 1

— Graf Moritz von Fries, Kaiserl. Königl. Leopoldsordens Ritter 1 d. und 1 l.

— Graf Carl von Harrach, Kaiserl. Königl. Oesterr. wirklicher Kämmerer, deutscher Ordens-Commenthur, und der

Exemplare.

Heilkunde Doctor, Excellenz 1 l.

Herr Graf von Metternich Winneburg, Kaiserl. Königl. Oesterreichischer Staats- und Conferenzminister, und Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Excellenz 1 l.

— Andreas Graf von Rasumoffsky 1 ‑

— Carl Schaumburg u. Comp. Buchhdl. 4

— Graf Franz von Schönborn, Kaiserl. Königl. Oesterr. Geh. Rath und Kämmerer, Excellenz 1

Wisbaden.

Herr Regierungsassessor Lange 1 ‑

— Staatsminister Freiherr v. Marschall, Excellenz 1 d.

Wollershausen am Harz.

Herr L. v. Minnigerode 1

Würzburg.

Herr Domprobst Damian von der Leyen 1 ‑

— Joseph Stahel, Buchhändler 5 ‑

— Freiherr v. Reding, Königl. Baierscher Gesandter, Excellenz 1 ‑

Zeitz.

Die löbl. Bibliothek der Resource 1 l.

Zerbst.

Herr Andr. Füchsel, Buchhändler 1 d.

Zürich.

Herr Ziegler u. Söhne, Buchhändler 2 ‑

Pränumeranten-Verzeichniß,

welches von dem Herrn Verfasser eingesandt worden.

	Exemplare.
Ihro Majestät die Kaiserin Mutter, Maria Feodorowna, von Rußland	3
Ihro Kaiserl. Hoheit die Großfürstin Catharina Paulowna von Rußland	1
Sr. Kaiserl. Hoheit der Großfürst Michael Pawlowitsch von Rußland	1
Ihro Kaiserl. Hoheit die Großfürstin Anna Paulowna von Rußland	2
Sr. Kaiserl. Hoheit der Großfürst Nicolai Pawlowitsch von Rußland	1
Sr. Herzogl. Durchl. der Herzog von Holstein-Oldenburg	1
Sr. Herzogl. Durchl. der Erbprinz von Holstein-Oldenburg	1
Sr. Kaiserl. Hoheit der Prinz Georg von Holstein	1

Exemplare.

Abo.

Die Universitätsbibliothek 1

Barbarowa.

Herr Heinr. v. Holst 1

Bristol, Rhode-Island in Nordamerika.

Herr John Dwolf, 2te 1

Cassel.

Herr v. Struve, Hof- und Legationsrath der Kaiserl. Russischen Gesandtschaft 1

Friedrichshamm.

Herr v. Clayhills, Hofrath und Ritter 1

Hamburg.

Herr D. C. Gaedechens 1

— J. Ossy 1

Exemplare.

Humann im Kiewschen Gouvernement.

Herr Hansen von Dittmar, Gebr. Ferdinand und Wilhelm 1

Josephsthal im Ekatherinoslawschen Gouvernement.

Herr C. Fr. Chr. Biller 1

Irkutsk.

Herr Joh. v. Müller, Hofrath und Schulinspector 1

Korczec im Wolhynischen Gouvernement.

Herr Carl Herlit, Apotheker 1

Kronstadt.

— v. Essen Doct. med. 1

— D. Fr. Niemann 2

***

Exemplare.

Leipzig.

Herr Chr. v. Kleist, Königl. Preuss. Capitän und Mitglied der ökonomischen Gesellschaft 1

Lissabon.

— A. F. Lindenberg 1

London.

— Joh. Friedr. Beland 1

— Ludw. Engelbach, Esq. 1

Lupna.

Herr Apotheker Winding 1

Luwar im Wolhynischen Gouvernement.

Herr Samuel Wittke 1

Minkowcach im Poddischen Gouvernement.

Herr Math. v. Lauterborn, Tuchfabrikant 1

Mitau.

Die Bibliothek bey dem Gymnasium illustre 1

Herr G. S. Bilterling, Professor und Dr. Oberlehrer am Gymnasium illustre 1

Moskwa.

Die Kaiserl. Universitätsbibliothek 1

Die Bibliothek der Kaiserl. Gesellschaft der Naturforscher 1

Herr v. Buhle, Hofrath und Professor 1

— Gotth. v. Fischer, Dr. Hofrath, Ritter und Professor 1

— Henning, Apotheker 1

— Ph. v. Pfähler, Doct. med. und Collegienrath 1

— v. Rehmann, Hofr. und Dr. med. 1

— Anonymus 12

Exemplare.

Mühlhausen.

Herr L. A. W. Lutteroth 1

Narwa.

Herr J. Wibbelmann 1

Niemerow.

Herr Gottlieb Jokisch, Inhaber der Tuchfabrik zu Niemerow, wie auch der Tuch- Leinwand- und Tafelzeugfabrik zu Darschou 1

— J. Chr. Rößner, Kaiserl. Russ. Kronsprediger an der evangel. Kirche 1

Pedrosowodsk.

Herr M. v. Otsoliq, Collegienassessor und Inspector des Otonizischen Medizinal-Pflegeamts 1

St. Petersburg.

Herr John Quincy Adams, Minister der vereinigt-amerikanischen Freistaaten 1

— Etatsrath und Ritter v. Adelung 1

— D. v. Alopeus, Geheimer Rath und Gesandter am Königl. Würtembergischen Hofe, Excellenz 1

Frau von Bakunin, geb. v. Kutusoff 1

Herr v. Balaschoff, Minister der Polizei, Exc. 1

— Andreas Bardewieck 1

— Heinr. Bardewieck, Hofrath 1

— v. Bauer, General-Lieutnant und Ritter, Excellenz 1

— C. L. Baum 1

— Burchard v. Berg, General u. Ritter, Excellenz 1

Die Bibliothek im Marmorpallast 1

	Exemplare.
Herr J. W. J. Biller	1
— J. J. Blanckenhagen	1
— Thomas v. Böhm	1
— Brieff	3
— Hans Bruun	1
— Freiherr v. Buddenbrock, Landrath und Ritter	1
— v. Bühler, Geheimer Rath, Senator und Ritter, Excellenz	1
— Graf v. Busch, Königl. Westphälischer Gesandter, Excellenz	1
— Franz Chameau	1
— Bened. Cramer, Commerzienrath	1
— v. Crighton, Doctor, wirkl. Etatsrath, Ritter und Leibarzt, Excellenz	1
— v. Derebine, Oberberghauptmann, Excellenz	1
— v. Derschau, wirkl. Etatsrath, Kaiserl. Russ. Kurländischer Oberforstmeister	1
— v. Essen, Ritter	1
— Herrm. v. Friederici, General-Major und Ritter, Excellenz	1
— W. Friel	1
— v. Gebhardt, Collegienassessor	1
— Fr. Geiger	1
— v. Grater, wirkl. Etatsrath und Ritter, Excellenz	1
— Harbauer, Doct. med.	1
— Anton Heindsker, Stabschirurgus und Collegienassessor	1
— Hielbig	1

	Exemplare.
Herr K. Holm	1
— J. Janssen, Titularrath, Lehrer am ersten Kaiserl. Cadettencorps	1
— Joh. Joers	1
— Fr. Kirchenpauer	1
— v. Korff, Geheimer Rath, Ritter und Erbbesitzer in Kurland	1
— Kron	1
— J. v. Kruse, Collegienassessor	1
— A. J. v. Krusenstern, Capitän vom ersten Range und Ritter	1
Die Lemhalsche Kreisschule	1
Herr Friedr. Leopold	1
— Harris-Levett, Generalconsul der vereinigt-amerikanischen Freistaaten	1
— v. Librecht, Collegienrath	1
Ihro Erlaucht, Gräfin von Lieven	4
Herr Livia, Hofbanquier	1
— Lohmann	2
— Joach. Chr. Meyer, Pensionshalter	1
— J. L. Meyer, Dänischer Consul	1
— Jac. Mollwo, Commerzienrath	1
— Ludw. Müller	1
— Ludw. Heinr. Freiherr v. Nicolai	1
Sr. Erlaucht Graf von der Pahlen, General von der Cavallerie, Ritter mehrerer Orden und Erbbesitzer mehrerer Güther in Kurland	1
Herr Wilh. Parker	1
— v. Peche, Marechal de Camp, Chevalier ic.	1

Exemplare.

Herr Joh. v. Pestel, General-Gouverneur von Sibirien, Geheimer Rath, Senator und Ritter mehrerer Orden, Excellenz 1
Frau Elisabetha v. Pestel, geb. v. Kroock 1
Herr Platzmann 1
— C. L. Prehn 1
— Freiherr R. v. Rall, Hofbanquier 1
— Graf Alexin von Razumoffsky, Minister des öffentlichen Unterrichts, Excellenz 1
— v. Reissig, Hofrath u. Professor 1
Sr. Durchl. Fürst Repnin, General-Major und Ritter 1
Sr. Erlaucht Graf von Rumanzoff, Reichscanzler, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Ritter vieler Orden ꝛc. 1
Herr Franz von Schenk, Graf von Castel-Dischingen, Königl. Würtemb. wirkl. geh. Rath und ausserordentl. Gesandter am k. Russ. Hofe, Ritter mehrerer Orden, Excellenz 1
— Freiherr v. Schladen, bevollm. Minister Sr. Maj. des Königs von Preussen, am Russ. Kaiserl. Hofe, Excellenz 1
— O. J. Schmidt 1
— Schnackenburg 1
— G. H. S. Severin, Commerzienrath 1
— v. Staal, Obrist 1
— v. Tilesius, Hofrath und Mitglied der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften 1
— v. Turgenieff, Collegienrath u. Ritter 1

Exemplare.

Herr H. D. Toussaint 1
— v. Uwaroff Serge, wirkl. Etatsrath, Curator des pädagogischen Instituts und der Lehranstalten des St. Petersburger Kreises, Excellenz 1
— Franz Waenker 1
Sr. Erlaucht Fürst Peter Wolkonsky, General-Adjudant, General-Major und Ritter 1
Die Wolmarsche Kreisschule 1

Piersal in Esthland.

Herr Cornelius Zur-Mühlen 1

Reval.

Herr Bornwasser 2
— v. Essen, Landrath und Ritter 1

Riga.

Herr Libor. v. Bergmann, Oberpastor 1
— C. J. Gottfr. Hartmann, Buchhändler 6
— Freiherr v. Liewen 1
— v. Löwis, General-Lieutnant, Excellenz 1
Das löbl. Museum 1
Herr v. Reuter, Hofrath 1
— Schmidt, Cornet 1
— v. Stakelberg, Freiherr v. Ingensberg 1

Rügen in Liefland.

Herr Gust. v. Bergmann, Oberconsistorial-Assessor und Pastor 1
— v. Holst, Schulinspector 1

Exemplare.

Sahten in Kurland.

Herr J. H. M. Bilterling, Pastor, Erbbesitzer der Güther Kukschen 1

Strelna.

Herr v. Engelmann, Collegienrath und Ritter 1

Twer.

Herr v. Girard, Hofrath und Arzt 1

— Kalkau, Apotheker 1

Walck.

Herr v. Hagemeister, Collegienassessor 1

Wenden.

Die löbl. Gesellschaft der Harmonie 1

Wilna.

Die löbl. Universitätsbibliothek 1

Herr v. Boguslawski, Canonicus 1

— v. Bojanus, Hofrath und Professor 1

Exemplare.

Herr v. Knorring, General en Chef und Ritter, Excellenz 1

— v. Liphardt, Landrath auf Rathshoff 1

— Freiherr v. Rosen 1

— C. Friedr. Schwartze, Consistorialrath 1

— Graf von Skorzewski, Excellenz 1

— Freiherr v. Taube, Artilleriecapitän und Ritter 1

— Hr. Wylezynski, Magister Philos. 1

Witebsk.

Herr v. Trinius, Hofrath u. Leibarzt, Sr. Königl. Hoheit des Prinzen von Würtemberg 1

Zarskoi-Selo.

Herr v. Hauenschild, Professor der deutschen Literatur an dem Lyceum. 1

In

In meiner Ankündigung dieses Werkes überließ ich es den respect. Pränumeranten, den deutschen oder lateinischen Lettern den Vorzug zu geben, und versprach, mich nach der Mehrzahl der Stimmen zu richten. Vorstehendes Pränumeranten-Verzeichniß zeigt das bedeutende Uebergewicht der Stimmen für deutsche Lettern; denn auch in Rußland, waren, nach Angabe des Herrn Verfassers, nur Siebenzig für lateinische Schrift. — Hiernach wurde der Druck festgesetzt, der, wie ich wünsche, sämtlichen Theilnehmern nicht mißfallen wird.

Frankfurt den 15ten Februar 1812.

Friedrich Wilmans.

Vorerinnerungen.

Manchen denen es gewagt zu seyn scheint, meine auf einer der interessantesten Reisen um die Welt gesammelten Beobachtungen, dem Publikum zu einer Zeit zu übergeben, wo es schon die von dem verdienstvollen Chef dieser Expedition gelieferte Beschreibung zum Theil in Händen hat, bemerke ich nur, daß der Hauptgrund meiner Unternehmung darin besteht, daß ich mein Augenmerk als Arzt und Naturforscher auf andere Gegenstände zu richten verpflichtet war, als dieser gelehrte und wissenschaftliche Nautiker, und daß ich dessen Expedition im Jahre 1805 in Kamtschatka verließ, und folglich der Ausgang meiner Reise eine ganz verschiedene Wendung nahm, indem ich in der Folge die Aleutischen Inseln und die Nordwestküste von Amerika besuchte und endlich zu Lande durch Sibirien nach Rußland zurückkehrte.

Jeder Beobachter hat seinen eignen Gesichtspunkt, aus dem er die neuen Gegenstände ansieht und beurtheilt, seine eigne Sphäre in die er dasjenige zu ziehen sucht, was mit seiner Neugierde, seinem Wissen und seinem Interesse überhaupt in näherem Bezug steht; daher wird man auch in meinem Werke vielleicht manches berührt sehen, was man in dem von Krusensternschen vermißt, manches aber gar nicht oder anders dargestellt finden, als in jenem allgemein als vortrefflich anerkannten Werke.

Meine Absicht konnte es nicht seyn eine nautische Beschreibung dieser Reise zu liefern, oder mich mit dem politischen oder merkantilischen Zweck der Expedition, mit dem Plan der Reise, der Anordnung und Ausrüstung der Schiffe zu

beschäftigen. Alles dieses würde nach dem erschienenen Werke unseres würdigen Chefs überflüssig seyn, und am unrechten Platze stehen. Ich habe mich bemüht, die mir allgemein interessant scheinenden Gegenstände, die Sitten und Gebräuche verschiedener Völker, ihre Lebensart, die Produkte der Länder im allgemeinen und den historischen Verlauf unserer Reise auszuheben, und in einem populären Vortrag nur solche Begebenheiten mitzutheilen, von denen ich voraussetzen konnte, daß sie der Leserwelt aller Stände neu, unterrichtend und willkommen seyn möchten. In wie fern ich meine Absicht erreicht habe, das muß ich der Beurtheilung anderer überlassen.

Strenge Wahrheitsliebe ist kein Vorzug, sondern Schuldigkeit eines jeden Reisebeschreibers, und in der That hat man auch bey einer Reise von solchem Umfang nicht nöthig Abentheuer zu erdichten, und Mährchen zu erfinden, indem sie schon an und für sich so viel Merkwürdiges und Interessantes darbietet, daß man Mühe hat alles aufzufassen und nichts zu übersehen.

Da ich glaube, daß eigentlich wissenschaftliche, naturhistorische Beschreibungen von Pflanzen und Thieren nicht in ein Buch gehören, welches allgemeine Ansichten darbieten und den Leser aller Stände unterhalten soll, so habe ich dieselben ganz davon getrennt, und werde sie in der Folge in besondern Heften herausgeben; mit den botanischen habe ich schon den Anfang gemacht, indem die Kenntniß der Pflanzen in unsern Zeiten der allgemein beliebteste Zweig der Naturgeschichte geworden ist. Beyträge zur Kenntniß der Insekten, Fische, Vögel ꝛc. sollen ihnen nach und nach, wenn Zeit und Kräfte hinreichen, folgen.

Um Reisen mit Nutzen zu machen, dazu wird gewissermaßen eine besondere Kraft erfordert, die man sich nicht wohl anders, als eben durch frühere Reisen eigen machen kann. Auch ich habe das Glück gehabt, mich durch vorherige kleinere Wanderungen zu dieser größern vorzubereiten. Nachdem ich im Jahr 1797 zu Göttingen die medicinisch-chirurgische Doktorwürde angenommen hatte, begleitete ich den Prinzen Christian von Waldeck, der als Generalissimus zur portugiesischen Armee ging, nach Lissabon.

Schon in meinen jüngern Jahren fesselten mich die Gegenstände der Natur; Blumenbachs Unterricht gab meiner Neigung eine bestimmtere Richtung und in Portugall eröffnete sich mir ein weites Feld zur Beobachtung und zur Befriedigung meiner Wißbegierde.

Meine Berufsgeschäfte als Leibarzt hielten mich nicht von meiner Lieblingsneigung zur Naturgeschichte ab, und ich fand in der Person des genannten Prinzen, der selbst Gelehrter und Freund der Wissenschaften war, alle mögliche Unterstützung und Aufmunterung.

Im Frühling 1798 begleitete ich denselben auf einer Militärreise durch mehrere Provinzen von Portugall; leider aber überlebte er dieselbe nicht lange, und starb im folgenden Jahr an einer, nach dem Verlust seines Armes entstandenen, Brustwassersucht.

Auf Anrathen des damaligen portugiesischen Ministers Luiz Pinto de Souza Coutinho wollte ich lieber unter einem schönen Himmelsstrich und in dem freundschaftlichen Zirkel gebildeter und liebenswürdiger Personen in Lissabon die Laufbahn eines praktischen Arztes beginnen, als nach Deutschland zurückkehren. Bald erwarb ich mir ausgebreitete Bekanntschaften und ärztliches Zutrauen in deutschen, englischen und portugiesischen Häusern, die mir aber kaum Zeit übrig ließen, einige Stunden des Tages auf die Erforschung der sich mir in Menge darstellenden neuen und unbekannten Naturprodukten zu wenden. Dies bewog mich, das Anerbieten einer Stelle als Chirurgien-Major bey den damals in Portugal stehenden englischen Hülfstruppen, namentlich bey dem Regiment de Castrier anzunehmen, weil ich mich in den Nebenstunden, bey einem reichlichen Einkommen, meiner Lieblingsbeschäftigung ganz weihen konnte. Mit diesen Truppen wohnte ich im Jahr 1801 den Feldzug gegen die Spanier bey, und als man uns nach dem Frieden von Amiens (1802) verabschiedete und nach England einschiffte, so benutzte ich diese Gelegenheit und kehrte über London und Paris, im Anfang 1803, in mein Vaterland zurück.

Unterdessen hatte ich meine damals schon ansehnliche naturhistorische Sammlung von Lissabon nach Hamburg und Göttingen schicken lassen, wohin ich mich selbst begab, um dort meine Reisebemerkungen über Portugal auszuarbeiten.

Die Freundschaft welche mir die ersten Naturforscher Frankreichs, namentlich Hauy, Olivier, Bosc, d'Antin, Latreille, Geoffroy, Brognart, Dumeril ꝛc. schenkten, und die Ehre welche mir die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg beynahe zu gleicher Zeit erwieß, indem sie mich zu ihrem Correspondenten ernannte, alles dies flößte mir Muth ein, und erregte sogleich nach meiner Ankunft in Göttingen den lebhaften Wunsch in mir, eine größere Reise, bloß in naturhistorischer Hinsicht unternehmen zu können. Hierzu both sich wohl keine bessere und erwünschtere Gelegenheit dar, als die, mit den ersten russischen Weltumseglern zu gehen.

Als Correspondent der Akademie glaubte ich einigermaßen berechtigt zu seyn, ihre Unterstützung zu meinem Vorhaben ohne Umwege suchen zu dürfen. Ich wendete mich also schriftlich an dieselbe und obgleich der würdige Herr Etatsrath und Ritter von Krafft und Herr Collegienrath und Ritter von Adelung alles mögliche thaten, um mein Gesuch zu unterstützen, so erhielt ich dennoch am 18ten August 1803 in Göttingen ein Schreiben von ersterem, in welchem er bedauerte, meinen Wunsch nicht früher gewußt zu haben, weil nun die Zeit zu kurz sey, indem die Schiffe (Nadeshda und Newa) mit erstem Winde absegeln und sich nur höchstens acht Tage in Copenhagen aufhalten würden; und da übrigens schon Herr Dr. Tilesius als Naturforscher für die Expedition ernannt sey, den man in Helsingör erwarte, und ich wahrscheinlich nicht aufs Ungewisse und auf eigne Kosten eine Reise würde unternehmen wollen, so könne man mir auch nichts bestimmtes in Absicht meines Gesuchs versprechen ꝛc.

Ich blieb indeß meinem Vorsatz getreu und wollte ihn nicht eher gänzlich aufgeben, als bis ich von der Unmöglichkeit seiner Ausführung völlig überzeugt seyn würde. Deshalb entschloß ich mich also schnell, und reiste ohne Zeitverlust noch an demselben Tage nach Copenhagen ab. Am 21ten August Morgens kam ich

in Lübeck an, und fand gerade in Travemünde ein Schiff, das nach Copenhagen bestimmt war, segelfertig, auf dem ich mich einschiffte. Wir lichteten in der Nacht vom 22ten auf den 23ten die Anker, und erreichten mit günstigem Winde am 24ten, früh Morgens, Copenhagen.

Hier trat ich im Gasthof des Herrn Rau ab, wo ich zu meiner größten Freude und Genugthuung die mehrsten zur v. Krusensternschen Expedition gehörigen Officiere einquartirt fand. Ein Umstand, der mir neuen Muth einflößte und den ich für eine glückliche Vorbedeutung hielt; und in der That, der Erfolg entsprach meinen Wünschen; denn ich drang so ernstlich in den nach Japan bestimmten Gesandten und Kammerherrn v. Resanoff, daß derselbe endlich, vorzüglich auf Vorstellung und Verwendung des vortrefflichen Capt. v. Krusenstern, des eigentlichen Chefs der Expedition, mir zugestand, Theilnehmer dieser Reise werden zu dürfen.

Ich kann es mir nicht versagen unserm würdigen Anführer, dem Herrn v. Krusenstern, dessen allgemein anerkannte Verdienste weit über meine Lobsprüche erhaben sind, hier öffentlich meinen schuldigsten Dank für seine gütige Unterstützung und für alle Freundschaft, die er mir auf dieser Reise und auch nachher erwiesen hat, abzustatten.

Nicht minder danke ich meinem Freunde und Reisegefährten, dem Herrn Hofr. v. Tilesius, der mit den ausgebreitetsten wissenschaftlichen Kenntnissen, seltene Talente für die schönen Künste besitzt, und mir nicht nur bereits schon verschiedene seiner Skizzen mitgetheilt, sondern auch den zweiten Theil meiner Reisebeschreibung mit mehreren Zeichnungen zu bereichern versprochen hat. Ihm, und nicht dem Mahler der Expedition, haben wir alle historische Blätter des v. Krusensternschen Atlasses zu verdanken, und ausserdem besitzt er noch eine überaus zahlreiche Sammlung von Abbildungen naturhistorischer Gegenstände, welche er nach und nach bearbeiten und der gelehrten Welt mittheilen wird.

Der wissenschaftliche Theil meines Werkes, die Geographie von Japan und die Sprache von Tschoka betreffend, hat durch die schätzbaren Bemerkungen des

Herrn Hofraths Julius v. Klaproth, einen beträchtlichen Beytrag erhalten; indem mir dieser gelehrte Freund und College aus japanischen Charten und geographischen Werken dieser Nation mehrere interessante Notizen in der Uebersetzung mitzutheilen die Gefälligkeit hatte. Der Güte des talentvollen Künstlers, Herrn Alexanders Orloffsky, verdanke ich das Porträt des Franzosen Jean Cabri, und einige andere Blätter, und dem Schiffsbaumeister, Herrn Iwan Petrowitsch Korükin, die höchst genauen und sauber gezeichneten Grundrisse und Beschreibungen aller Fahrzeuge der Nationen, die wir besuchten.

Jedem Einzelnen dieser wackern Männer sey hiermit öffentlich zum Beweis meiner Erkenntlichkeit der innigste, wärmste Dank für ihre freundschaftlichen Bemühungen und gefällige Mittheilung gebracht.

St. Petersburg,
den 12ten Juni 1811.

G. H. v. Langsdorff.

Reise

von

Copenhagen nach Brasilien,

der Südsee,

Kamtschatka und Japan.



Erstes Kapitel.

Abreise von Copenhagen nach England. Aufenthalt in Falmouth. Seereise nach Teneriffa. Beschreibung dieser Insel und des Pic's. Reise nach Brasilien.

September 1803.

Obgleich die Anker den 8ten September 1803 in Copenhagen gelichtet wurden, so mußten wir doch noch, widrigen Windes wegen, mehrere Tage unsere Reise verschieben, so daß wir erst am 15ten Helsingör verlassen konnten. In der Nacht von dem 18ten und 19ten hatten wir zum freundlichen Empfang in Skagerag einen starken Sturm, die meisten unserer, der See ungewohnten Reisenden, wohin besonders die Herrn Gesandtschafts-Cavaliere gehörten, waren recht herzlich seekrank. Das Schiff schwankte fürchterlich, und an eine warme Küche war gar nicht zu denken.

Das Toben des Windes, — die an das Schiff anschlagenden und zerstäubenden Wellen, das Klingeln, Rasseln und Poltern, das Schreien und Getöse der Menschen, alles dieses gewährte vielen ein neues und ungewohntes Schauspiel. — Abends den 19ten bemerkten wir ein vorzüglich schönes Nordlicht, welches unser aller Aufmerksamkeit auf sich zog. — Am westnordwestlichen Horizont stiegen Feuersäulen empor, die einzeln abwechselnd und gleichsam schußweise bald heller

bald blasser wurden. Die Refraction oder Dünste dieser Säulen bildeten um sich herum einen hellen bogenförmigen Schein, der sich allmählig weiter ausdehnte und bis zum Zenith stieg, wo er sich, immer blasser und blasser werdend, endlich in der Atmosphäre verlor.

Unter abwechselnder Witterung erreichten wir mit stürmischem Wind, Windstillen, Regen und Sonnenschein den 28ten früh Morgens den Hafen von Falmouth, in welchem Capitän v. Krusenstern einlief, um sich noch mit mehreren Provisionen, Instrumenten und andern nothwendigen Dingen zu versehen.

Falmouth.

Falmouth, an der südwestlichen Endspitze von England, hat einen sehr guten Hafen, der durch ein Castel auf der einen und ein kleines Fort auf der andern Seite geschützt wird; und in Absicht der Lage und des Ankergrundes zu einem der besten in England zu rechnen ist.

Die Stadt selbst ist klein und unbedeutend. — Alle Paketbothe für Portugall und Ost- und Westindien laufen hier aus und ein. Diese regelmäßige Schiffahrt und ansehnliche Fischereien sind die Hauptnahrungszweige dieses Ortes; an welchem man ohngeachtet er von der Hauptstadt über 700 englische Meilen entfernt liegt, doch sehr bedeutende Waaren-Magazine aller Art findet.

Falmouth liegt in der Grafschaft Cornwallis, die sich durch ihr ödes, trocknes und unfruchtbares Ansehen von allen andern englischen Provinzen unterscheidet; indeß betrügt der Schein, und Cornwallis, das seine Schätze in den Eingeweiden vergraben hat, ist eine der reichsten und interessantesten Provinzen, die eine Menge des besten Zinns und des vortrefflichsten Kupfers, und etwas Silber und Steinkohlen liefert.

Der Mineraloge findet hier ganz ausschließliche Seltenheiten, nämlich arsenicalsaures Kupfererz, Holzzinn und Zinnkies. Die von Falmouth zunächst gelegenen ergiebigen Bergwerke sind die Kupferminen in Redruth.

Nur wenige Meilen (englische) von Falmouth liegt ein kleines Dörfchen

Menacan, dem der Menacanit oder Titansand, seinen Namen verdankt. Um ihn rein zu gewinnen muß er sehr mühsam aus dem Sande ausgewaschen werden. *)

Die Schächte und Gänge der Minen in Pensance und andern Orten in Cornwallis gehören wohl mit zu den merkwürdigsten unseres Erdballs, indem sie in beträchtlicher Tiefe unter dem Wasser des Meeres selbst bearbeitet werden.

Die Seeküste ist reich an Fischen, Krebsen und Austern. — Der Fischmarkt ist immer reichlich mit Fischen mancherlei Art angefüllt, unter denen ich während meines Aufenthaltes vorzüglich folgende bemerkte: Raja Batis, Raja Rubus Gmel. Esox Belone, Mullus barbatus, Muraena conger, und einige Perca, Labrus et Pleuronectesarten. Squali oder Hayfische werden zwar auch manchmal gefangen aber nicht zu Markt gebracht, sondern nur zur Lockspeise beym Angeln angewendet.

Die Trigla lineata ist nur allein hier in Cornwallis zu Hause, und der Pilgeart (Clupea Pilchardus), eine ganz eigne und noch sehr wenig bekannte Art von Heringen, zog meine besondere Aufmerksamkeit auf sich. Dieser Fisch wird hier an den Küsten in großer Menge gefangen, auf dem Tische der Reichen und Armen geschätzt, in großen Quantitäten eingeböckelt und besonders nach Gibraltar und dem Mittelländischen Meere verführt. —

October 1803.

Nachdem wir uns mit den besten Provisionen versehen, und alles an Bord zu haben glaubten, was uns für eine so wichtige und weite Reise nothwendig schien, so salutirten wir die Vestung und das Wachtschiff, und verließen am 5ten October mit günstigem Wind und bey schönem Wetter die europäische Küste.

Eines jeden Erwartung war auf die uns bevorstehenden Ereignisse gespannt. Abgeschnitten von der übrigen Welt, den Winden und Wellen Preis gegeben, und

*) Herr Hofrath Klaproth in Berlin der durch Sir John Hawkins eine vollständige Sammlung Cornwallischer Mineralien erhielt, hat sie chemisch untersucht, und ihre Bestandtheile bestimmt.

von nun an die Aussicht wenigstens 6 bis 8 Monathe lang, in jeder Stunde von Eltern, Geschwistern, Anverwandten, Freunden, kurz, von allem was uns lieb und theuer ist, immer weiter entfernt zu werden, konnte es wohl nicht anders seyn, als daß bey dieser Gelegenheit in den Herzen der meisten viele sich widersprechende Regungen statt finden mußten.

Capitän v. Krusenstern zog, als unsern ersten Erfrischungsort, Teneriffa der Insel Madeira vor, weil auf letzterer die Landung um vieles kostspieliger und die Provisionen aller Art bey weitem theurer sind. Unser Lauf wurde also gerade nach den Canarischen Inseln gerichtet. Die englische Küste war bald aus den Augen verloren, und der große Atlandische Ocean lag vor uns.

Viele Personen stehen im Wahn, als wenn eine große lange Seereise *) äusserst langweilig seyn müßte, weil man täglich nichts als Wasser und Himmel sieht, und glauben, der Geist eines jeden würde durch das ewige Einerlei ermüdet. Dieses ist aber wohl nur selten oder niemals der Fall, und findet blos bey denen Personen statt, die auch auf dem festen Lande überall lange Weile haben, wenn sie nicht durch ein Theater, Ball, Concert oder Kartenspiel unterhalten werden.

Bey einer Expedition wie die unsrige, in einer zahlreichen Gesellschaft wissenschaftlicher und wißbegieriger Männer, war es beynahe unmöglich, Langeweile zu finden, und man könnte mit eben dem Recht behaupten, daß jeder einzelne nicht Zeit genug hatte, um diese nach Wunsch vortheilhaft genug zu benutzen.

Ich will versuchen den Verlauf eines gewöhnlichen Tages zu schildern, um jeden in den Stand zu setzen, die Sache besser beurtheilen zu können.

Diejenigen die etwas später des Morgens aufstanden, kamen doch wenigstens um 8 Uhr zum Thee oder Caffee. Das allgemeine Gespräch war die Erzählung der besondern Ereignisse der Nacht; wie sich Wind und Wetter verändert, und wie weit man vorgerückt sey.

---

*) Ich spreche hier von einer Seereise im eigentlichen Verstande, denn von einer Überfahrt von Dover nach Calais oder Cuxhafen nach London kann hier wohl nicht die Rede seyn.

Nach dem Frühstück fiengen eines jeden Privatgeschäfte an. Bey einer ausgewählten und zahlreichen Bibliothek, besonders von Reisebeschreibungen und Landkarten, die man am Bord hatte, und die Capitän v. Krusenstern mit dem ihm eigenen freundschaftlichen Zuvorkommen einem jeden überließ, war es nicht schwer sich eine sehr interessante Lectüre zu verschaffen; der Morgen wurde also mit Lesen, Schreiben, Zeichnen, Sonnenhöhen nehmen und dem Berechnen der Monddistanzen zugebracht.

Die Canarischen Inseln, bey denen wir in wenig Tagen anzukommen hofften, beschäftigten natürlich den Geist eines jeden. Alle Beschreibungen voriger Reisenden, die diese Insel besuchten, wurden nun hauptsächlich vorgenommen. Jeder einzelne hatte schon die Entdeckung, Geschichte, Lage und Producte derselben, die Lebensart ihrer Einwohner rc. gleichsam studiert; es wurden Vergleichungen der verschiedenen Reisebeschreiber, die vormalige und jetzige Regierungsverfassung, die Kriegsvorfälle, der mißlungene Angriff der Engländer bey dem der tapfere Nelson seinen rechten Arm verlor rc. rc. recapitulirt, und alles dieses gab Stoff zu wissenschaftlichen Streitigkeiten, zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung und zu Witz und Scherz. Hatte man sich indessen in Gesprächen etwas erhitzt, so gieng man einige Zeit auf das Verdeck spazieren, schöpfte frische Luft, und kühlte sich wieder ab. Die Schaaren von Tümmlern oder Delphinen (Delphinus Delphis L.), die Boniten (Scomber Pelamys), die fliegenden Fische (Exocoetus evolans L.), das auf dem Ocean schwimmende Seegras (Fucus) — der das Schiff verfolgende Hayfisch, viele, zuvor noch nicht von uns gesehene Seevögel — Wallfische — ein armes Landvögelchen, das durch einen starken Wind vom Land verschlagen, und das Schiff zu seiner Rettung fand — ein fremdes am Horizont bemerktes Fahrzeug — die Erwartung des nahen Landes, alles dieß, und tausend andere Gegenstände beschäftigten, erheiterten und zerstreuten, so daß ich sehr geneigt bin zu behaupten, daß eine Reise zur See eben so unterhaltend ist, als zu Land, vorausgesetzt, daß man sich nicht auf allen Poststationen, und in jedem Städtchen aufhält. — Und warum sollte denn wohl eine solche Lebensart ermüdender seyn,

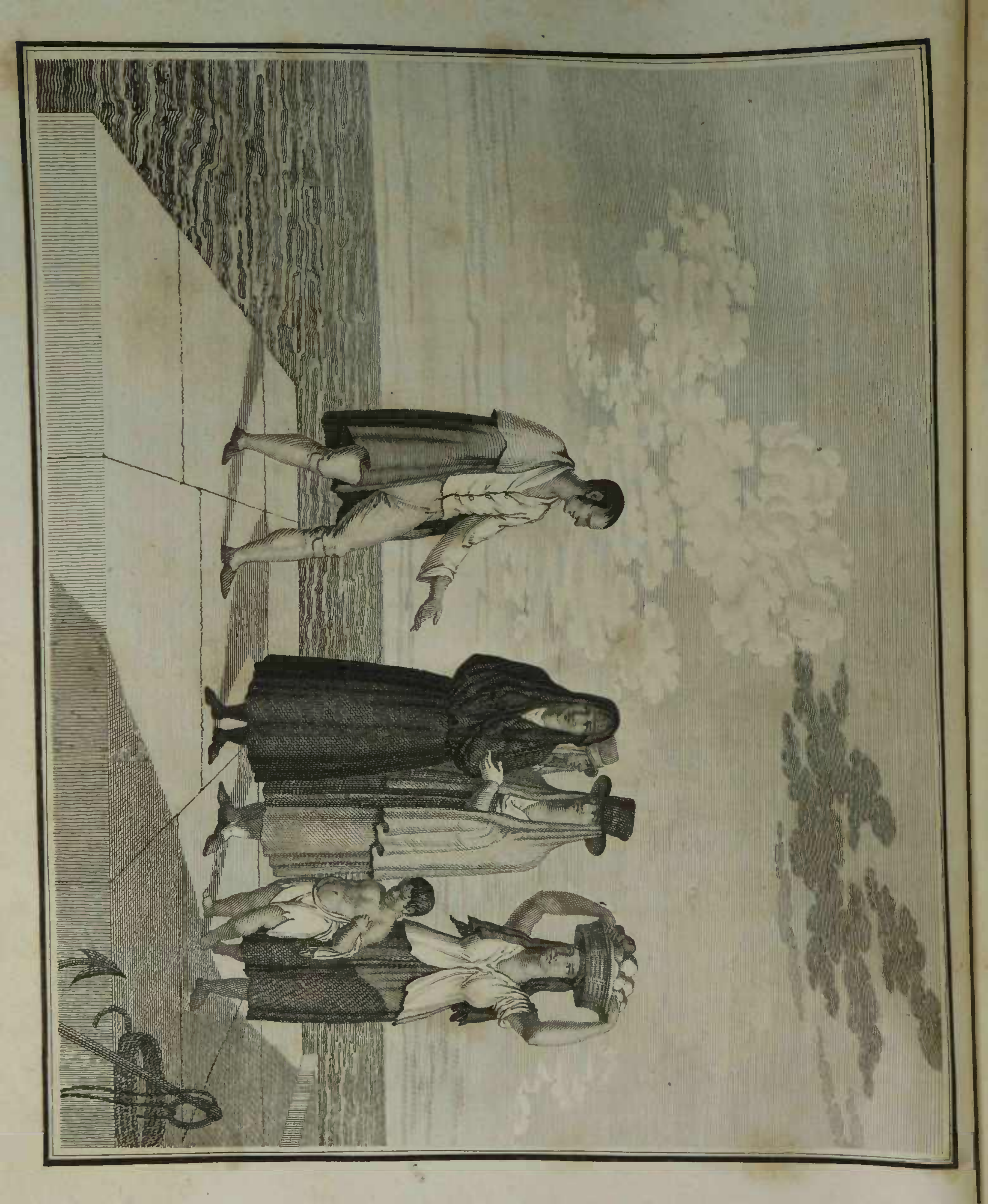
wie die eines Gelehrten? Warum langwieriger als die eines Handwerkers? Unter mancherlei Geschäften und Abwechselungen verstrich also der Morgen. Gegen 2 Uhr begab man sich an eine mit guten Speisen besetzte Tafel, an welcher täglich 22 Personen Theil nahmen. — Nach Tisch wurde wieder gearbeitet bis zur Theezeit. — Das Tagebuch beschäftigte einen jeden, und in fröhlichen Abendgesprächen endigte man den Tag bey einer Bowle Punsch, der, mäßig genossen, bey der feuchten Luft und überhaupt bey Seereisen als sehr gesund und beynahe jedem Körper als höchst zuträglich anzurühmen ist. — Mehrere unserer Reisegefährten waren Musik-Liebhaber, und so geschah es auch manchmal, daß an einem schönen stillen Abend Duetten und Quartetten gespielt wurden.

Die Witterung war uns so ziemlich günstig, mit jedem Tag näherten wir uns einem bessern Clima, und bekamen bey heiterem Wetter am 19ten October, das silberne Schneehaupt des weltberühmten Pic's von Teneriffa in einer Entfernung von etwa zwey Breitegraden zu Gesicht.

Teneriffa.

Am 20ten ließen wir von Santa Cruz, am östlichen Theil der Rhede, mit 36 Faden im 28° 27′ 33″ nördlicher Breite und 16° 15′ 50″ westlicher Länge von Greenwich, den Anker sinken.

Santa Cruz, die Nordostseite der Insel Teneriffa, bietet eine ziemlich gute Bay dar, die jedoch gegen die O. und S. O. Winde wenig oder gar nicht geschützt ist. Das Städchen, aus einigen hundert Häusern bestehend, nimmt sich in einiger Entfernung von den Ufern sehr gut aus. — Die Häuser sind meistens ein bis zwei Stockwerk hoch; einige wenige haben Balkons, die meisten sind mit einem hölzernen Gegitter vor den Fenstern versehen, so wie es in Spanien und Portugall gewöhnlich ist. Die Straßen sind regelmäßig, reinlich, mit Lava gut gepflastert, und zu beiden Seiten mit Trottoir's oder breiten, zum Theil etwas erhöhten Steinen für die Fußgänger versehen, so daß es sehr erfreulich ist, ein so artig gebautes Städtchen, unter einem so weit von uns entfernten Himmelsstrich



zu finden. Die innere Einrichtung der Häuser, Kleidertracht, Sitten und Gewohnheiten des Landes sind so wenig von den spanischen verschieden, daß man glauben könnte sich in das Mutterland versetzt zu sehen. Die Straßen sind zu jeder Zeit mit vielen Menschen, einer größern Menge Weiber als Männer, und des Abends insbesondere mit liederlichen schamlosen Dirnen und Lumpengesindel aller Art, das eher Banditen als civilisirten Menschen ähnlich sieht, angefüllt; ausser diesen gibt es eine Menge Bettler, die in zerrissenen Kleidern und halb nackt durch ekelhafte Hautausschläge jeden Fremden anekeln, und das Ansehen von Räuber und Spitzbuben haben.

Dieser Ort hat seinen jetzigen Flor vorzüglich der Schifffahrt zu verdanken. Ganz nahe bey den Ufern findet man mit 15, 20 und 30 Faden Ankergrund. Die Schiffe können sich, besonders wenn sie einen Monat früher als wir hier ankommen, sehr gut und wohlfeil verproviantiren. Weintrauben, Pfirsiche, Birnen, Citronen, Apfelsinen, Bananen, Mandeln, Kastanien, Feigen, Melonen, Kartoffeln, Zwiebeln und andere Küchenkräuter sind die Produkte des Landes und werden aus den umliegenden Gegenden in Ueberfluß herbeygebracht. Getreide wird zum Theil auf dieser, und noch mehr auf den benachbarten Inseln gebaut; an Salz ist aber Mangel, daher es, wie man mich versicherte, zuweilen aus Portugall zugeführt wird. Der Wein, einer der vornehmsten Handelszweige der Canarischen Inselgruppe, ist gut, und um die Hälfte wohlfeiler als der in Madeira, daher es höchst wahrscheinlich ist, daß in England, Frankreich und Deutschland häufig Teneriffa-Wein für Madera verkauft wird. — Ein angesehener Handelsmann betheuerte, daß die Güte des letztern und der Unterschied hauptsächlich in einem geringen Zusatz von Franzbrantwein bestünde, den man sich nicht mit Vortheil in Teneriffa verschaffen könnte. — Gasthäuser findet man hier eigentlich nicht, dagegen desto größere Gastfreundschaft, wovon uns Herr Armstrong die verbindlichsten Beweise gegeben hat. — Unter der niedrigen Volksklasse scheint sehr große Armuth zu herrschen; viele essen nicht einmal gebackenes Brod, sondern reiben das Korn zwischen zwei Steinen zu Mehl und verzehren es, nach-

dem sie dasselbe mit Wasser oder Milch in der Hand geknetet haben. Zuweilen nähren sie sich auch wohl blos von geröstetem Korn.

Der Fischmarkt war reichlich versehen, doch habe ich während unsers kurzen Aufenthalts keine große Mannigfaltigkeit unter den Fischen bemerkt. — Makrele (Scomber Scomber) wurde täglich in großer Menge zu Markte gebracht; Hayfische werden von armen Leuten gegessen. Von Rochenarten (Raja) bemerkte ich zwei Arten, denen beiden der Schwanz abgeschnitten war, wahrscheinlich weil auch hier, eben so wie in Europa, die starken Schwanzstacheln für giftig gehalten werden. Die eine Species schien Raja Aquila zu seyn, die andere aber, die ganz nackend war, und einen sehr spitzigen Kopf hatte, wage ich nicht nach dem so unvollkommenen Exemplar zu bestimmen. Ausser diesen kamen mir noch mehrere Arten als: Esox Belone, Muraena Helena, Sparus, Labrus, Chaetodon und ein Salmo zu Gesicht.

Die Fische werden meistens mit Angeln gefangen, statt der Schnüre bedient man sich des Messingdrahts, den man von Cadix hierher bringt. Um Makrelen zu angeln, setzen sich 6 bis 8 Personen Abends auf einen kleinen Kahn, auf dem sie, so wie es dunkel wird, zu beiden Seiten ein großes Theerfeuer anmachen. Die Angeln gehen nicht tief in das Wasser, und beynahe in jedem Augenblick wird ein Fisch von denselben gelößt; diese Fischerei dauert oft die ganze Nacht durch, und angenehm ist es in der Dunkelheit derselben so viele helle Feuer auf dem Wasser zu sehen.

In S. Cruz sind zwei Mönchsklöster. Die Stadt hat mehrere freie Plätze und einen öffentlichen Spaziergang, der aber, Sonntags ausgenommen, nur wenig besucht wird. Auf dem Marktplatz steht ein Monument von weißem Marmor, das der Jungfrau Maria du Candellaria zu Ehren, auf Kosten eines Adelichen, in Italien verfertiget und hier errichtet worden ist. Der Stifter soll den größten Theil seines Vermögens darauf verwendet, und sich dadurch in seinen häuslichen ökonomischen Umständen sehr zurückgesetzt haben.

Die Stadt, der Sitz des zeitigen Gouverneurs, und die Insel sind mit Schanzen und Festungen versehen, und durch ein Regiment Soldaten beschützt.

Die Insel besteht aus steilen, beynahe unzugänglichen Bergen und Felsen, welche die sprechendsten Beweise ehemaliger Vulcane an sich tragen; wo man nur hinblickt, sieht man Laven von verschiedener Art, alle Häuser und Festungswerke sind davon erbaut, alle Straßen damit gepflastert.

Auf einer Excursion längs des Seestrandes nach der nordöstlichen Spitze der Insel, erreichte ich, nach einer guten Stunde, ein kleines Dorf St. Andrés. Bey den nahegelegenen Bergen beobachtete ich vulcanische Producte, die mit vielem Obsidian, Schörl und Pyroxen gemengt sind. Bey den entfernteren fand ich mehrere lockere und poröse Laven, mit einer eisenhaltigen gleichsam gebrannten Thonerde eingemischt. Hin und wieder sah ich in großen unförmlichen Massen kleine und größere sogenannte Basaltkugeln, an andern Orten wieder ein thonartiges Gestein, das mit Kalkspat, theils durchzogen, theils auch damit wie übergossen ist. Etwa eine halbe Stunde von St. Andrés besteht die unterste Lage des Gebirges aus wahrem Trapp, worauf die Lava stößt. — In einem tiefen Thal, in der Nachbarschaft dieses Ortes, beobachtete ich einen feinkörnigen mit Schörl übermengten Granit. — An dem steilen Abhang der Berge findet man in verschiedenen Gegenden der Insel mehrere Grotten oder unterirdische Höhlen, welche in den ältesten Zeiten von den ersten Bewohnern der Insel, den Guanchen, bewohnt gewesen seyn sollen. — So viel ist gewiß, daß man in vielen dieser Höhlen noch jetzo eine Menge von Menschenknochen, und zuweilen, wiewohl äusserst selten, auch ganze in Leder eingenähte und aufgetrocknete Cadaver findet. Eine dergleichen natürliche Mumie sieht man im Pariser National-Museo, eine andere hatten wir das Glück für das St. Petersburgische Museum zu erhalten.

Von den Urbewohnern, den Guanchen, konnten wir keine befriedigende und genaue Nachricht erhalten. Man versicherte uns, daß hin und wieder Familien auf der Insel existirten, die noch unvermischt mit spanischem Geblüte, als Nachkommen der Guanchen zu betrachten seyen. Wir haben auch Männer gesehen,

die ein sehr widerliches Ansehen hatten, und eher rohen und wilden, als civilisirten Menschen ähnlich sahen; — die schmutzige gelbbraune Farbe, die Armuth und schlechte Leibesbedeckung, die unsaubere Lebensart, alles trug dazu bey, auf uns Europäer einen üblen Eindruck zu machen, und den größten Theil der hiesigen Einwohner eher für Guanchen als für civilisirte Spanier zu halten.

Das Klima ist so milde, daß man selbst im Winter in der leichtesten Bedeckung einhergehen kann. Wir haben viele Kinder nackend in den Straßen spielen und Knaben von 12 bis 14 Jahren ohne alle Bedeckung am Strande sich beschäftigen sehen. — Der gewöhnliche Stand des Thermometers war während unseres Aufenthaltes von 18° bis 22° R.

In den umliegenden Gegenden sind mehrere Windmühlen; der arme Mann aber reibt, wie schon oben gesagt ist, das Korn zwischen zwei runden Steinen, wovon der obere kleinere eine leichte und poröse, der untere größere aber, eine feste und dichte Lava ist.

Santa Cruz ist auch in Ansehung des gesellschaftlichen Umgangs nicht ganz todt. Unsere Reisegesellschaft fand bey Herrn Armstrong, einem englischen Handelshause, jeden Abend angenehme Unterhaltung. — Auf Vorschlag und durch Unterstützung dieses freundschaftlichen Mannes, traten mehrere unserer Reisegefährten eine kleine Landpartie in das Innere der Insel und zwar nach dem N. N. westlichen Theil derselben, nämlich nach Porto de l'Orotava, an. — Die Entfernung von Santa Cruz beträgt etwa 8 bis 9 Stunden, oder 4½ deutsche Meile. Der Landessitte gemäß, macht man hier solche Excursionen auf Esel, Maulesel oder auf ganz kleinen Pferden. Der Gesandte v. Resanoff, Major v. Friderici, Dr. Laband, Hofr. Tilesius und ich, wählten die letzte Art, und so traten wir am 21. früh unsere Reise an. Der Weg führte über La Laguna, La Matança, Lavictoria und Santa Ursula. Nach Verlauf von etwa einer Stunde, kamen wir in La Laguna an. Der Weg hieher geht meistens bergauf über Lavaschichten, und gewährt eine ziemlich kahle und nicht sehr unterhaltende Aussicht. La Laguna ist die Hauptstadt der Insel, sie liegt in einer sehr frucht-

baren Gegend, in welcher sehr vieles Getreide gebaut wird; die Stadt für sich ist weniger regelmäßig, reinlich und schön, und bey weitem schlechter gepflastert, als Santa Cruz. — Es sind hier zwei Nonnen- und zwei Mönchs-Klöster.

Wir besuchten das Dominicanerkloster, worinnen wir einige Mönche fanden, die uns sehr höflich aufnahmen, in ihrer Unterhaltung aber die größte Unwissenheit verriethen; so daß wir über das Locale ganz und gar keine Nachrichten einziehen konnten; nicht einmal der Ursprung oder die Geschichte ihres Klosters war ihnen bekannt. Die Bibliothek bestand aus einigen wenigen Kirchenbüchern, Lebensbeschreibungen berühmter Heiligen ꝛc. — Wir versuchten auch ein Nonnenkloster zu besuchen, wurden aber an der Pforte desselben, durch eine alte Nonnenbeschließerinn auf eine höfliche Weise, und mit einem mysteriösen Lächeln zurückgewiesen. Uebrigens schien es uns, als wenn wir von dieser guten Dame gegen Abend wahrscheinlich freundschaftlicher würden aufgenommen worden seyn. — Durch Sonnenhitze und das Herumlaufen abgemattet, sehnten wir uns vergebens nach einem Wirthshause, und sahen uns genöthigt, die Gastfreundschaft eines unbekannten Bürgers anzusprechen, in dessen Haus wir etwas ausruhten, uns durch Früchte, Wein und abgesottene Eyer, die wir einkaufen ließen, erfrischten, und dann unsern Weg weiter fortsetzten.

In kurzer Entfernung von der Stadt Laguna, eröffnete sich ein weites, schönes, mit Getreide bebautes Thal. — Das Erdreich aus verwitterter Lava bestehend, schien im höchsten Grad fruchtbar, obgleich für das Auge leer und ermüdend, indem man kaum einen Strauch oder ein Gebüsch im Umkreis bemerkte. Cactus-, Feigen- und Maulbeerbäume waren beynahe die einzigen, die wir hier sahen. Nach ungefähr anderthalb bis zwei Stunden vertauschten wir diese fruchtbare Gegend mit einer steinigten und bergigten. Hier wird vorzüglich viel Weinbau getrieben, und je mehr wir uns den Orten La Matança, La Victoria etc. näherten, um desto mehr nahm die Anzahl der Weinberge zu. In Santa Ursula, einem ziemlich beträchtlichen Dörfchen, kamen wir nach Einbruch der Nacht an. Das ganze Dorf und die umliegende Gegend hatte sich hier versammelt, um

den Geburtstag der heiligen Ursula zu feiern. In dieser Absicht waren in der Nachbarschaft und dicht an der Kirche eine Menge Buden aufgeschlagen, in denen Erfrischungen und allerley Kleinigkeiten verkauft wurden. Hin und wieder sah man Gruppen von Tänzern und Tänzerinnen, die mit einem rohen Gesang und eine Guitarre belebt wurden. — Der Tanz bestand in einer gleichsam schwebenden, sehr langsamen Bewegung, so daß die Personen kaum die einmal eingenommene Stelle verließen und höchstens zuweilen eine demie-chaine machten. Der Zusammenlauf von Menschen hatte, in der Dunkelheit der Nacht, eher das Ansehen eines Jahrmarktes, als das eines Kirchenfestes. — Wir hatten nun noch drei Stunden von hier bis Porto de l'Orotava zurückzulegen, und eilten also, sobald wir unsere Neugierde befriedigt hatten, davon.

Der Weg von Santa Ursala aus war schlecht, steinigt und unbequem; indeß beschäftigte uns der hohe Pic, der ganz nahe vor unsern Augen zu stehen schien, obgleich seine Entfernung noch fünf deutsche Meilen betragen mochte. Die meisten unsrer Reisegefährten trauten nicht in der Dunkelheit dem unsichern Tritt der Pferde; stiegen daher ab, und gingen den Berg hinunter, an dessen Fuß man schon in weiter Entfernung, bey hellem Mondschein, die Stadt Orotava bemerken konnte, in der wir endlich, nach vielen Wendungen des Weges, ermüdet gegen 9 Uhr ankamen. — Wir traten bey dem Compagnon des Herrn Armstrong, dem Herrn Barry ab, der uns, nachdem man ihn vorher von unserer Ankunft benachrichtigt hatte, sehr freundschaftlich und mit vieler Gastfreiheit in seinem Hause empfing.

Porto de l'Orotava ist ein kleines Städtchen, das sich von einigen Fischerhütten immer mehr vergrößert hat, und nun der Wohnort der reichsten Handelsleute der Insel geworden ist. — Die Straßen sind größtentheils breit, reinlich und ziemlich gut gepflastert. Die hiesige Bay ist bey weitem nicht so gut und sicher, wie die von Santa Cruz. In der Nachbarschaft der Ufer sind viele Felsen und starke Brandungen. — Die Stadt und umliegende Gegend genießt die schönste Lage, und ist, da sie an der Nordseite des Pics liegt, der brennenden

Sonnenhitze weniger ausgesetzt. — Der meiste Weinbau der Insel ist in hiesiger Nachbarschaft, und daher liegen öfters die Schiffe in weiter Entfernung vom Ufer vor Anker, um die Weine hier zu laden, sie sind aber genöthigt, bey jedem sich erhebenden starken Wind in die See zu gehen. —

Das Interessanteste der hiesigen Stadt, ist wohl ein schöner botanischer Garten, der im Jahr 1795 von dem Marquis de Nava, einem reichen Manne, der sich in Laguna aufhält, angelegt wurde. — Als ein Freund der Wissenschaften hatte er dem spanischen Hof einen Plan vorgelegt, nach welchem Pflanzen aus allen Welttheilen hier cultivirt, und der Versuch gemacht werden sollte, auf diese Weise mehrere nützliche Gewächse der heissern Erdzonen nach und nach an ein kälteres Europäisches Klima zu gewöhnen. — Der Plan wurde gebilligt, und die Regierung versprach dies Unternehmen zu unterstützen. Der Marquis selbst liess es an nichts ermangeln, und um das Werk desto eher in Ausführung gebracht zu sehen, streckte er der Regierung beträchtliche Summen dazu vor. Seit mehreren Jahren bemüht er sich nun, die sehr bedeutenden Auslagen wieder erstattet zu bekommen; allein leider vergebens, so dass es höchst wahrscheinlich ist, dass dieses Denkmal das der Nation und einem Privatmann Ehre gemacht hätte, bald wieder zerfallen wird; welches um so mehr zu bedauern ist, da nun schon an 3000 der seltensten Pflanzenarten, hauptsächlich aus Mexico, Peru, Chili und dem Cap der guten Hoffnung hieher verpflanzt sind, die unter der Leitung eines geschickten Kunstgärtners, den man aus England verschrieben hatte, im schönsten Flor stehen. Auch hatte sich dieser bemüht, die den canarischen Inseln eigene Gewächse hier im Garten zu cultiviren; alles wird aber bald sein Ende erreichen, weil sich der Marquis in seinen öconomischen Verhältnissen sehr zurückgesetzt findet, und der Staat keinen Antheil daran nehmen zu wollen scheint.

Drachenblutbäume (Dracaena Draco L.) sind auf dieser Inselgruppe einheimisch, die Einwohner aber, obgleich sie den Nutzen derselben kennen, bestreben sich doch nur wenig, den möglichen Vortheil von denselben zu ziehen. Etwa eine Stunde von Porto de l'Orotava liegt die Villa gleichens Namens, wo-

selbst sich bey dem Hause des Don Pedro Franchy ein Drachenblutbaum befindet, dessen Umfang 42 Fuß (engl.) betragen soll. Die Zeit erlaubte uns nicht, diese seltene Naturmerkwürdigkeit in Augenschein zu nehmen. Am 23. kehrten wir wieder nach Santa Cruz zurück. Capt. v. Krusenstern hatte unterdessen für Wasser, Holz, Wein und andere Schiffsprovisionen gesorgt; und von unsern Officiren hörten wir, daß sie, während dem wir uns in Orotava vergnügten, an Bord der Nadeschda, einen Ball gegeben hatten.

Die Mannschaft war gestärkt und erquickt, und wir alle waren an 26. October reisefertig.

Pic.

Ehe ich aber diese Insel verlasse, muß ich doch wohl einige Worte von dem weltberühmten Pic von Teneriffa sagen. Von allen hohen Bergen unseres Erdballs, ist dieser gewiß einer der bekanntesten. Seine Höhe wird nach den besten geometrischen Bestimmungen von Borda auf 1905, nach andern nur auf 1901 Toisen angegeben. Seitdem wir mit der neuen Welt näher bekannt geworden, und seitdem wir wissen, daß ein Chimborazo 3357, der Cayambe Urku 3030, l'Antisana 2993, Cotopaxi 2952 Toisen hoch sind, und daß noch eine große Menge anderer die Höhe des Pic's bey weitem übersteigen, hat er vieles von seinem alten Ansehen verloren.

So sehr auch mehrere von unserer Gesellschaft gewünscht hätten, diesen Berg besteigen zu können, so war doch der der kurze und unbestimmte hiesige Aufenthalt unserm Vorhaben zuwider, und überdies versicherten uns die Einwohner, daß wir in der schon vorgerückten Jahreszeit, die großen Schwierigkeiten nicht besiegen, sondern höchst wahrscheinlich unverrichteter Sache wieder zurückkehren würden. — Wir mußten also von unserm Vorhaben abstehen. — Da aber dieser in vieler Hinsicht höchst merkwürdige Berg, im Frühjahr dieses Jahres von Herrn Cordier, dessen Eifer und Kenntnisse besonders in der Mineralogie bekannt genug sind, besucht worden ist; so will ich meinen Lesern die

Resultate der neuesten Bemerkungen dieses gelehrten Reisenden in kurzem aus seinem Manuscript hier mittheilen.

Den 16. April reisete er von Porto de l'Orotava, um den Pic zu besteigen. Er fand die Ebene, auf welcher dieser Berg steht (Las faldas de las Canadas), 1100 Toisen über die Meeresfläche erhaben, und mit nichts als glasigter Lava und Bimssteinen bedeckt. Eine große Menge von Ginsten (Spartium supranubium) theilte nebst einigen Lichenen den Besitz dieser großen Wüste. — Bey der Stancia de los Yngleses wurde der Barometerstand 19° Zoll 9,05 Linien und die Wärme + 4°,09 R. bemerkt. — Nach den correspondirenden Beobachtungen ist die Stancia 1529 Toisen über der Meeresfläche. Die Ginsten kommen noch in dieser Höhe fort, obgleich sie sehr verkrüppelt sind. — Den 19. um 4¾ fiel das Thermometer bis zu + 3°. Die Kälte war aber sehr erträglich. In drei Stunden erreichte er die Spitze des Pic's. — Um dahin zu kommen klimmt man über Haufen von glasigter Lava, welche aus sehr großen, rauhen und schneidenden Stücken bestehen. Der steile Abhang, der zum Gipfel führt, ist mit zertrümmerten Bimssteinen, die wegen ihrer Beweglichkeit sehr ermüden, übersäet. Bey heiterer Atmosphäre und mildem Wetter, konnte man doch nur die Insel Hierro Gomera, Palma und Canaria sehen. — Die Wände des Craters sind inwendig steil, und nach der Nordseite höher. Man kann nur durch drei Spalten hinunter steigen. Der innere Raum ist elliptisch, etwa 1200 Fuß im Umkreis und 110 tief. Die steilen Abhänge, die nach der Tiefe des Craters führen, bestehen aus einer weißen Erde, die eine Decomposition der vitrösen Lava ist. — Schwefelkrystalle von der schönsten Farbe und dem lebhaftesten Glanze zieren die inneren Wände. Die heißen Dämpfe, welche häufig von allen Seiten aufstiegen, kamen sicher einige Stunden weit aus der Tiefe, und machten, daß das in eine Spalte gehaltene Thermometer über 80° R. stieg; sie bestehen blos aus Schwefel und einem unvollkommenen geschmacklosen Wasser. Merkwürdig ist es, das neben den Incrustationen von Schwefel, welche durch diese Dämpfe in kurzer Zeit gebildet werden, Opal in verschiedener Form gefunden wird.

Um acht Uhr war Hr. Cordier noch 1½ Toises von dem Gipfel entfernt, das Barometer stand auf 18 Zoll 4 Linien, das Thermometer auf — 6°,09. Zu gleicher Zeit stand das Barometer in Porto de l'Orotava auf 28″ 5‴ 06, das Thermometer auf + 19°,09. Der Standpunct dieser letzten Beobachtung war 7 Toises über die Meeresfläche und das Resultat des Ganzen mit 8½ Toises vermehrt, bringt die Höhe des Pic's auf 1901,02 franz. Toises. Die Inclination der Magnetnadel war beständig mehr als 5° nach dem Südpol gerichtet.

Was man von der lebhaften Kälte, von der Schwäche der geistigen Flüssigkeit, von der Beschwerlichkeit des Athemholens, von der Erscheinung der Sonnenscheibe behauptet, das fand Herr Cordier sehr übertrieben und unrichtig, und versichert, daß die Kälte sehr erträglich gewesen, daß die Liqueurs nichts an ihrer Stärke verloren hatten, daß die hydrosulphurösen Dämpfe keine Beschwerde beym Einathmen verursachten, und daß ihm die Verdünnung der Luft keinesweges beschwerlich fiel, ungeachtet sie ihn ziemlich oft nöthigte, Halt zu machen, als er sich dem Gipfel näherte. Obgleich die Beobachtungen des Herrn Cordier von denen der vorhergehenden Reisenden verschieden sind, so können doch wohl jene mit diesen bestehen, denn es ist bekannt, daß auf den Alpen der Schweiz die Kälte oft in einer Stunde wechselt. Herr Cordier ist also sehr glücklich gewesen, bey Besteigung des Pic's einen äußerst günstigen Zeitpunkt getroffen zu haben. Er verließ diesen interessanten Ort, nachdem er sich 3½ Stunde daselbst aufgehalten hatte. — Beym Heruntersteigen erreichte er sehr bald die narices del Pico, oder die Nasenlöcher des Pic's. Dieses sind zwei Klüfte am Fuße des Gipfels, welche beständig Wasserdämpfe ausstoßen. Hier in der Nachbarschaft ist die Höhle cueva del gelo, von der man tausenderlei Abentheuer erzählt. Man kann sich einen Begriff davon machen, wenn man sich eine Grotte vorstellt, welche die fließende Lava zuweilen bildet, indem sie über einem leeren Raum zerplatzt. Der Grund dieser Höhle ist gewöhnlich mit einem reichlichen, mit Wasser getränkten Schnee angefüllt, doch findet er sich auch während des Sommers mehrmalen trocken. Die verschiedenen Laven, welche man auf dieser Reise findet, haben das beson-

dere, daß sie den Uebergang des Obsidians in Bimsstein zeigen. — Noch gibt es einige andere Vulcane:

Der Crater des Vulcans, welcher den Hafen von Garachico mit Lava überschwemmt hat, ist fünf Stunden von Orotava, der neue Vulcan ist 7 Stunden von Yrod de los vinos entfernt. — Die drei Oeffnungen, welche die Lava in die Ebene de las canadas ergossen haben, liegen eine über der andern auf dem steilen Abhange des Berges de la chahorra, welcher selbst eine ungeheure Verlängerung des Fußes des Pic's auf der S. W. Seite ist. Die größte hat 1200 Schritte im Umfang, ihre Ränder sind an 1300 Toises über der Meeresfläche erhaben. Man kann nur in die beiden andern herabsteigen. Schwefel findet sich in geringer Menge, und die Dämpfe sind beynahe von gar keiner Bedeutung mehr. Beym Ersteigen der Höhe des Berges de la chahorra hat Hr. Cordier einen neuen Crater entdeckt, der vor ihm noch nicht bemerkt worden ist. Er befindet sich an 1600 Toises über der Meeresfläche und ist schöner als alle die bekannten. Er kann etwa 1½ Stunde im Umkreise haben, ist sehr alt, und zeigt noch an seinen steilen Seitenwänden die deutlichsten Spuren des schrecklichsten Feuers. Der Pic steht auf seinen Rändern auf; die Unwissenheit, in welcher man bis jetzt in Absicht dieses schönen Phänomens gewesen war, kommt daher, daß es unmöglich ist, auf die Ränder des Pic's von der Nordseite zu steigen.

Der Vulcan von Guimar ist 670 Toises über der Meeresfläche, auf dem steilen Abhang, der nach La Cumbre führt. Nachdem eine Masse von mehr als einer Stunde ins Quadrat auf den steilsten Abhängen gebildet war, verbreitete sich die Lava in die Ebene von los barraneos, welche sich am Fuß dieser steilen Anhöhen fanden. Ein Theil davon erstreckte sich bis auf ¼ Stunde von der See und 2½ Stunde von dem Crater. Die Laven sind grau, petrosilexartig, mit Krystallen von Augit und Olivin gemengt. Die Schlacken decomponiren sich jetzo und erzeugen einen feinen Sand, den man vielleicht durch die Cultur urbar machen könnte.

Den 27. October Nachmittags wurden die Anker gelichtet, und unter dem Donner der Kanonen traten wir unsere Reise nach Brasilien an. Die Atmosphäre war ungemein rein, so daß wir am 29. Morgens um 6 Uhr, den Pic in einer Entfernung von mehr als 100 Seemeilen noch bemerken konnten; es stand uns nun eine Seereise von etwa 2½ Monat bevor, die, obgleich sie manchem fürchterlich langweilig scheinen mag, doch jedem von uns sehr unterhaltend war.

Wenige Tage nach unserer Abreise sahen wir uns zwischen die Wendekreise versetzt, und hatten durch die sogenannten Passatwinde begünstigt, die angenehmste Schifffahrt. Das Thermometer zeigte meistens 20° bis 22°, und durch eine dünne Kleidung, besonders von Nankin, suchten wir uns die Hitze erträglich zu machen. Das Schiff durchschnitt nun die Wellen so ruhig, daß uns bloß die heftigen Windstöße zuweilen an unsere Seereise erinnern mußten. Die Nächte waren kühl und oft feucht, und Capt. v. Krusenstern hatte ein wachsames Auge darauf, daß weder Offiziere, noch Matrosen des Nachts leicht gekleidet, oder gar unbedeckt auf dem Verdecke schliefen. In der That, mancher hielt das für eine zu strenge Mannszucht, indem sich jeder durch die Kühle der Nacht zu stärken glaubte, indeß der glückliche Erfolg und die Erhaltung der Gesundheit eines jeden am Bord, zeigen hinlänglich, daß man diesem vortrefflichen Mann einstimmig, für seine große Sorgfalt den verbindlichsten Dank zu zollen, schuldig sey.

Die meisten unserer nordischen Reisenden fanden das warme Klima sehr behaglich, und stimmten dahin ein, daß man bey 20° bis 24° Kälte wohl Nasen und Ohren erfrieren, bey demselben Grad Wärme aber nichts der Gesundheit Nachtheiliges zu befürchten habe. Die Reichthümer der südlichen Länder, wo die Natur fast ohne Hinzuthun der Menschen, Früchte und Nahrungsmittel aller Art hervorbringt, wo man weder für warme Wohnung und Holz, noch für warme Kleidung zu sorgen hat; alles dieses beweiset doch wohl hinreichend, daß die Existenz des Menschen in mildern Zonen die natürliche, und die in kältern die künstliche sey, und eben daher ist auch wohl da, wo die Noth uns zwingt, den Geist mehr anzustrengen, und wo wechselseitige Betriebsamkeit bloß Be-

friedigung der Nahrungssorgen zum Endzweck hat, bey weitem höhere Cultur zu suchen.

Nur ein einziger Russe, dessen Constitution schon vorher zerrüttet war, klagte über die Unerträglichkeit der Hitze.

Täglich hatten wir neue Auftritte und Unterhaltung von verschiedener Art.

Die Tropik-Vögel (Phaëthon aethereus L.), die fliegenden Fische (Exocoetus et Trigla volitans), Boniten und Thunnfische (Scomber Pelamys und Scomber Thynnus) rc. ließen sich nun öfters in diesen Regionen sehen, zuweilen wurde auch ein oder der andere Fisch mit dem Harpun erlegt; diese Jagd war aber bey uns weniger ergiebig, als es andere Reisende erzählen; die sehr oft und in großer Menge Fische gefangen zu haben, vorgeben. — Mehrere Mal erlegten wir auch kleine Hayfische (Squalus coeruleus L.), die von den Matrosen in Ermangelung eines frischen Gerichtes mit Vergnügen verzehrt wurden, und bewunderten alsdann die gewöhnlichen Gesellschafter desselben (Echeneis remora und Gasterosteus Ductor), den Schiffssauger oder Saugefisch und den Piloten. Bey Windstillen beobachteten wir auch zuweilen die mit Mühe gefangenen Galeeren (Physalis pelagica). Der sonderbare Bau, oder die Form dieses Geschöpfes, das einer kleinen Blase gleicht, woran viele Faserchen hängen, die schönen Farben und die Neuheit des Gegenstandes, erfreuten uns alle. Die einzelnen Saugwärzchen der Fasern verursachen bey der Berührung einen heftigen Schmerz und starke Entzündung auf der Haut, gleichsam als wäre ein spanisches Fliegenpflaster aufgelegt worden. Bey guter Witterung wurde zuweilen ein Boot ausgesetzt, entweder um die Durchsichtigkeit und Temperatur des Wassers, oder den Seestrom rc. zu untersuchen, Mollusken zu fischen, oder unserer Reisegefährtin, der Neva, unsere Aufwartung zu machen. Solche kleine Excursionen auf der offenen See haben vielen Reiz, und jedesmal waren dazu mehr Liebhaber als Plätze im Boot.

November 1803.

Je mehr wir uns dem Aequator genähert hatten, desto unbeständiger war die Witterung. Windstillen, Stoßwinde und Platzregen wechselten häufig mit Gewitter, bewölktem Himmel und Sonnenschein ab; die Hitze war erträglich, und überstieg selten 22° R.

Den 26ten November 1803 Vormittags passirten wir unter 24° 20′ W. von Greenwich den Aequator. Dieses Ereigniß ist jedem Europäer interessant genug, um in seinem Tagebuch angemerkt zu werden; weit merkwürdiger aber mußte der heutige Tag für die Russen seyn, da sich bis jetzt die Schifffahrt dieser großen Nation noch niemals bis in diese Gewässer ausgedehnt hatte, und unsere Schiffe die ersten waren, welche sich der südlichen Hälfte des Erdballs näherten. — In jedes Einzelnen Brust erwachte das Nationalgefühl, und auch uns Ausländern schlug das Herz, indem wir an dieser Ehre gleichen Antheil nahmen, und den Grund zu einem russischen Activ-Handel zu legen wähnten, der für die Folge von der größten Wichtigkeit seyn könnte.

Bey jedem Einzelnen herrschte eine frohe Stimmung, und jedem wurde der heutige Tag zu einem Fest. Als wir gegen zehn Uhr Morgens den Aequator durchschnitten, zogen beide Schiffe (Nadeschda und Neva) die russische Flagge auf. Einem alten Herkommen gemäß, wird jeder, der zum erstenmal den Aequator passirt, ins Wasser getaucht, oder doch wenigstens begossen, und auch bey uns wurde diese Sitte beobachtet. — Ein Matrose, dem nichts an natürlicher Munterkeit und Lebhaftigkeit fehlte, hatte sich, um dem Ganzen mehr Nachdruck zu geben, in einen Neptun verkleidet. Dieser Seegott, war ganz im Costüm dessen, der wohl am Nord- oder Südpol haust; denn am Aequator hat er sich wahrscheinlich noch niemals in einem so sonderbaren Anzug gezeigt. In der Hand führte dieser nordische Neptun statt des Dreizacks eine Harpune, womit wir den Fischen nachstellten. Mit einer unbegreiflichen Thätigkeit schöpfte er einen Eimer Wasser nach dem andern und begoß die Umstehenden. Wenn man dabey bedenkt, daß wir zwischen 22° und 23° R. Hitze hatten, so kann man sich leicht vorstel-

len, wie heiß es diesem guten Matrosen geworden ist, der unter seiner Larve, und in dicken Pelz gehüllt einige Stunden lang auf dem Verdeck umhersprang, und seine erhabene Rolle zum allgemeinen Vergnügen der Zuschauer executirte.

Der Commandant des andern Schiffes (Newa) Capt. Lisiarsky, ließ im Augenblick, als die russische Flagge den Aequator begrüßte, sein Schiff wenden, und segelte mit vollem Wind und einem dreifachen Hurrah, aller, auf die Masten ausgestellten Matrosen, dicht an uns vorbey, wir erwiederten dieses mit freudigem Herzen, und aus voller Brust.

Der Seegott machte noch allerlei Sprünge, und damit ihm sowohl als dem übrigen Schiffsvolk dieser merkwürdige Tag der russischen Navigation eingedenk bleiben möchte, so ließ der Gesandte von Resanoff hierauf feierlich alle Matrosen auf dem Verdeck der Reihe nach aufrufen und jedem einen Piaster (Spanischen Thaler) ertheilen. Unterdessen war die Tischzeit gekommen und mit dem heitersten Gemüthe setzte man sich an die Tafel. Während des Essens wurde unter dem Donner der Kanonen auf die Gesundheit Seiner Kaiserlichen Majestät, des huldreichsten Monarchen, dem Beglücker seiner Unterthanen, dem Beförderer der Navigation und des Handels, und auf die des großen Kaiserhauses getrunken, und die Tafel mit Toast's für die Minister des Handels, Grafen von Romanzoff und der Marine Tschitschagoff, den Präsidenten der Academie der Wissenschaften in St. Petersburg, v. Novosilzoff, den Directoren der Russisch-Americanischen Handelscompagnie, unseres braven Commandanten von Krusenstern's, des Gesandten v. Resanoff und aller unsrer Freunde, Anverwandte und Theilnehmer geschlossen. Man war gerade bis zu einem Grade der Fröhlichkeit gekommen, der sich nur fühlen und nicht beschreiben läßt, als man vom Tische aufstand, und nach dem Verdeck stieg. Hier gieng der Jubel von neuem an. Capt. v. Krusenstern, der Gesandte und alle Officiere wurden, einer nach dem andern, mit Freudengeschrei und Hurrah! aufgehoben und auf den Händen geschwungen. Dieses ist unter den Russen ein Gebrauch, der die größte Achtung und Ehrenbezeugung, die man auf diese Art

zu erkennen gibt, beweißt. Die Freuden dieses merkwürdigen Tages endigten sich mit einem Punsch.

Die Hitze unter dem Aequator, und überhaupt, zwischen den Wendekreisen, ist keinesweges so unerträglich wie man sich im allgemeinen vorzustellen pflegt. Um nach meiner Empfindung zu urtheilen, so muß ich bekennen, daß die Hitze eines recht heißen Sommertages in dem nördlichsten Europa weit drückender ist, als die Tag und Nacht anhaltende Wärme unter der Linie; denn in jenen Regionen vergeht selten ein Tag an dem nicht ein kühler Gewitterregen die ganze Natur erquickte.

Gleichwie man sich in Norden durch warme Kleidung und Pelzmüze vor der Winterkälte zu schützen sucht, eben so bewahrt man sich in den wärmeren Klimaten durch eine äusserst leichte und dünne Bedeckung und großen leichten Strohhuth vor der Sonnenhitze.

Unser Neptun, der bey 22° bis 23° Grad R. mit einer Maske, einem dicken Pelz und in beständiger Thätigkeit mehrere Stunden umhersprang, hat wohl einen ganz ungewohnten Grad von Hitze ausgehalten, und befand sich nach wie vor, sehr wohl. Vielleicht trug die Gewohnheit und der Gebrauch der russischen Dampfbäder viel dazu bey, ihm seine jetzige Lage erträglicher zu machen. Ueberhaupt ist es auffallend, wenn wir die Maaßregeln der heutigen Schiffahrt mit denen der ältern vergleichen, und uns kommt es lächerlich vor, wenn wir die Vorkehrungen jener Zeiten beurtheilen. So sagt z. B. Narborough *) im Jahr 1670. „Er habe aus Vorsicht in den warmen Zonen seinen Leuten öfters zur Ader gelassen, und die Erfahrung habe ihm gezeigt, daß dadurch den hitzigen Fiebern vorgebeugt worden sey." Dieser Seefahrer muß eine sehr gesunde Mannschaft gehabt haben; denn man könnte ihm wohl aus wichtigen Gründen beweisen, daß gerade seine Vorsicht hinreichend gewesen wäre jeden einzelnen zu entkräften und lentescierende Faulfieber, Scorbut rc. zu erzeugen.

---

*) S. Histoire des navigations aux terres Australes. Vol. II. p. 5.

Weit besser ist Capt. Cook's und v. Krusenstern's Erfahrung, indem diese durch gute Nahrung, Schonung ihrer Leute, gutes Wasser, Reinlichkeit, ein Gläschen Grock *), Wein oder Punsch zur gehörigen Zeit und mit Maaß gegeben, die vollzählige Mannschaft, welche ohne öftere Aderlässe, viermal die Linie passirte, doch gesund wieder nach Europa zurückgebracht haben.

Unser Federvieh, das wir theils von Europa theils von Teneriffa mitgenommen hatten, konnte diese heiße Zone, oder die lange Seereise nicht so gut vertragen als wir; denn unsere Hühner, waren bis auf einige wenige unterdessen blind geworden und zehrten sichtbar ab. Welche Ursache hierbey zu Grunde liegen mag, wage ich nicht zu bestimmen. Labillardiere, der dieselbe Krankheit der Hühner bemerkte, leitet sie von der Einwirkung der Luft her; vielleicht trägt die des Seewassers noch mehr dazu bey, indem es unvermeidlich ist, daß nicht, bey dem öftern Waschen des Schiffes, bey starken Winden rc. beträchtlich viel desselben in die Freß- und Saufgefäße kommen müsse.

Jeder kleine oft geringfügig scheinende Umstand, gewährt, auf einer Reise wie die unsrige war, Unterhaltung; und daher kann ich es nicht mit Stillschweigen übergehen, daß wir am 22. November ein Schiff bemerkten, welches nach Europa zu segeln schien, weßwegen v. Krusenstern auf dasselbe lossteuerte, und einen Officier mit Briefen an Bord schickte. Ich durfte ihn begleiten und erwähne dieses, weil eine solche Spazierfahrt, in einem kleinen Boot auf dem großen Ocean, nichts alltägliches ist. Wir hörten, daß das Schiff von den vereinigten americanischen Freistaaten kam, und nach Batavia bestimmt sey. Der Schiffer machte, wie viele andere, ohne große astronomische Kenntnisse und ohne Chronometer, diese bedeutende Reise; denn er befand sich, nach seiner Schiffsrechnung, drei Grade zu westlich, und dankte recht herzlich, daß v. Krusenstern ihm die wahre Länge, in der sich das Schiff befand, anzeigte, weshalb er auch sogleich seinen Lauf änderte.

*) Eine Mischung von Branntwein und Wasser.

Den 7ten und 8ten December wendete Capt. v. Krusenstern dazu an, die problematische Insel von Ascençao aufzusuchen, deren Existenz von den neuesten Seefahrern, namentlich von La Perouse, in Zweifel gezogen worden ist. Wir steuerten westlich und befanden uns gegen Abend 20° 42′ südl. Br. und 37° L. folglich 2° 1′ westlicher als jener unglückliche Seefahrer, ohne eine Insel zu bemerken. Wenn diese also auch wirklich existirt, so liegt sie wenigstens nicht da, wo sie nach bisherigen Geographen auf der Charte angegeben worden ist.

Schon seit mehreren Wochen (seit dem 27ten October) schwammen wir auf dem großen Ocean, den Winden und Wellen anvertraut, als wir endlich den 12ten Dec. die längst erwünschte Küste Brasiliens und zwar das Cap Frio erblickten. Dieses gold- und diamantenreiche Land war, nebst seinen glänzenden Städten und reichen Producten, schon seit vielen Wochen der Hauptgegenstand unserer Aufmerksamkeit, unserer täglichen Gespräche, unserer Neugierde, unserer Sehnsucht. Mehrere von unserer Schiffsgesellschaft hatten wohl gewünscht, die in der Nachbarschaft dieses Caps gelegene ansehnliche Handelsstadt Rio Janeiro besuchen zu dürfen. Capt. v. Krusenstern bedachte aber die Schwierigkeiten, die wir zu überwinden hatten; er sah sehr wohl ein, daß wir uns unnöthiger Weise einer strengen Aufsicht, einer genauen Zollvisitation und besonders, wie in allen großen Städten, beträchtlichen Unkosten und einem unersetzlichen Zeitverlust aussetzen würden, und beschloß daher, lieber die noch einige Grade südlicher gelegene Insel St. Catharina, welche so viele Vorzüge vor andern Erfrischungsorten hat, und die auch der unsterbliche La Perouse besuchte, zu wählen. Wir begnügten uns indessen mit den vielen neuen Gegenständen, die uns die See und die Nachbarschaft des Landes hier darbot. Wir waren auf 25 bis 30 Seemeilen vom Lande entfernt, und sahen in der Nachbarschaft unseres Schiffes mehrere Fischerboote, die uns ganz gleichgültig vorbeysegelten, weil sie wahrscheinlich nichts hatten, was sie uns zum Tausch oder zum Verkaufe anbieten konnten.

Das Land gab uns in weiter Entfernung schon seinen Reichthum zu erkennen. Die See schien sehr belebt; in 40 Faden Tiefe fischten wir eine sogenannte Do-

rade, die Golddorade (Coryphaena Hippurus) die uns vortrefflich schmeckte. Wir bemerkten zugleich eine ungewöhnliche Menge von Salpen, Beroen, Medusen, und andere gelatinöse, schleimartige und durchsichtige Geschöpfe, die man unter dem allgemeinen Namen von Zoophyten und Mollusken kennt. Besonders auffallend war es, die weite See an einigen Orten völlig roth zu sehen. Genauere Untersuchung zeigte uns, daß diese Farbe von einer unbeschreiblichen Menge kleiner Krebschen entstand, die auf der Oberfläche des Wassers schwammen.

Mehrere silberschillernde und in größerer Tiefe bemerkbare Onisci (Ligia Fabric.) deren einige aufgefischt, bewundert und untersucht wurden, scheinen diese silberreiche Ausstattung von dem nahen Mutterlande erhalten zu haben. *)

Am 18ten Dec. bekamen wir die Insel St. Catharina zu Gesicht, und schon bewillkommten uns, in der Entfernung von 60 bis 80 Seemeilen, mehrere Schmetterlinge, die wahrscheinlich durch einen starken Wind dem Lande entrissen waren, am Borde des Schiffes. Das Wetter war sehr schön, der Horizont heiter, und wir steuerten gerade der Küste zu. Der Wind blies gelinde in die Segel und Nachmittags gegen 4½ Uhr, waren wir der Küste so nahe, daß wir Bäume, Felsen und andere Gegenstände genau unterscheiden konnten. Schon wähnten wir, diesen Abend oder längstens Morgens früh vor Anker zu liegen und die herrlichsten Früchte Brasiliens zu kosten; als uns plötzlich ein starkes Gewitter mit Windstoß und Regen nöthigte, das Land und die vielen vor uns liegenden grünenden Inseln zu verlassen und bey einem starken Südost auf hohen Wellen in der offenen See unsere Sicherheit zu suchen. Dieser frische Wind hielt länger an, als wir es wünschten, und erst am 20ten konnten wir es wagen, uns der Küste wieder zu nähern um den Hafen aufzusuchen.

---

*) S. Cook's dritte Entdeckungsreise in der Südsee. März 1778.

Zweites Kapitel.

Ankunft in Brasilien, Aufenthalt in St. Catharina. Villa nossa Senhorra do Desterro. Sitten und Gebräuche. Tanz der Negersclaven. Excursion nach dem festen Lande, Künste, Wissenschaften und öffentliche Anstalten, Thransiederei, medicinische und naturhistorische Bemerkungen.

Der Blick auf die vor uns liegende Landschaft, die mit dem Gewande des schönsten Grüns und vielfarbigen Blumen bedeckt war, versprach uns schon in weiter Entfernung den angenehmsten Aufenthalt und reiche Erfrischung. Die Insel St. Catharina und der gegen ihr über liegende Theil vom festen America bietet hohes Land dar, doch sind auch selbst die höchsten Berge nur von mittlerer Höhe und bis zum Gipfel mit hohen Bäumen bewachsen, meistens steil, und von mehreren Thälern durchschnitten. Längs den Küsten bemerkten wir sehr viele Buchten und Inseln, die von einer Menge Quellen, Bäche, Bergströme, Flüsse und Sümpfe bewässert werden. Die Ufer sind theils sandig und unzugänglich, theils mit Granitfelsen begränzt, bey denen tobende Brandungen den Zugang unmöglich machen.

Der Anblick eines jeden Landes, ja selbst des ödesten Felsen ist nach einer zwei monatlichen Seereise erfreulich: wie viel mehr muß dies bey einem Lande der Fall seyn, das in jeder Hinsicht von der Natur so sehr begünstigt worden ist, ein Land, das mit aller denkbaren Schönheit und Anmuth prangt. — Von dem Strande des Meeres erhob sich eine prachtvolle Landschaft, wo das Grün

der Berge durch den Saum des goldenen Abendroths erhöht war. Wir sahen in der Meerenge, der wir uns allmählig genähert hatten, einige Schiffe, und ließen am 21ten unsere Anker in der Nachbarschaft einer kleinen Festung St. Cruz, auf der Insel Atomeri, fallen.

Kaum konnte ich, belebt von so manchen schönen Bildern meiner Einbildungskraft, die wiederkehrende Sonne erwarten, um die nahe paradiesische Gegend zu besuchen. Meine Ideen waren, ich gestehe es, groß und gespannt, demungeachtet übertraf nun, je mehr ich mich dem Lande näherte, die Wirklichkeit meine Erwartung.

Die an Farben, Größe, Bau und Verschiedenheit mannichfaltigen Blüthen, hauchten in die Atmosphäre eine Mischung von Wohlgeruch, die mit jedem Athemzug den Körper stärkte und das Gemüth erheiterte.

Große Schmetterlinge, die ich bisher nur als Seltenheiten in unsern europäischen Cabinetten sah, umflatterten viele, noch nie oder in unsern Gewächshäusern nur als Krüppel gesehene und hier im üppigen Wuchs blühende Prachtpflanzen. — Die goldblitzenden Colibri's umschwirrten die honigreichen Blumen der Bananenwälder und wiederhallender Gesang noch nie gehörter Vögel ertönte in den wasserreichen Thälern, und entzückte Herz und Ohr. — Dunkele überschattete Wege schlängelten sich von einer friedlichen Hütte zur andern, und übertrafen an Schönheit und Anmuth, an Abwechselung und Einfalt jede noch so gekünstelte Anlage unserer europäischen Gärten. — Alles was ich um mich her sah, setzte mich durch seine Neuheit in Erstaunen und machte einen Eindruck, der sich nur fühlen aber nicht beschreiben läßt. — Am Abend kehrte ich ganz begeistert und reich an Pflanzen und Insekten nach dem Schiffe zurück, woselbst alle Anwesende, die Menge der mitgebrachten Gegenstände, die Größe, Mannichfaltigkeit, Pracht und Farbenmischung der Schmetterlinge, mit mir bewunderten.

Die Insel Santa Catharina macht den kleinern Theil des Gouvernements gleiches Namens aus, sie ist 25 Meilen lang und drei bis vier, theils acht bis neun Meilen breit. Die NN. O. Spitze derselben liegt 27° 19′ 10″ S. und

47° 49′ 20″ W. nach v. Krusenstern's und Dr. Horner's *) Beobachtungen. Sie ist von dem festen Lande durch eine Meerenge getrennt, die an der schmalsten Stelle nicht über zweihundert Faden beträgt. Alle Zugänge derselben sind zwar mit Forts, Geschütz und Mannschaft versehen, würden sich aber im Fall eines feindlichen Angriffs nicht lange vertheidigen können. Kleinere Schiffe, z. B. Kutter, Briggen rc. können wohl durch die südliche Einfahrt der Meerenge bis zum Etablissement gelangen, größere Fahrzeuge aber müssen die weit vorzüglichere und gefahrlose nördliche Einfahrt wählen. Diese wird durch zwei kleine Festungen oder Forts vertheidigt, wovon die eine, welche auf der N. W. Spitze der Insel St. Catharina liegt Forte da Ponta Grossa, und die andere die sich in der Nähe des festen Landes, auf einer kleinen Insel (Atomeri) befindet, Forte de St. Cruz genannt wird. In der Nachbarschaft dieser letzten finden die hier einlaufenden Schiffe einen sichern und bequemen Ankerplatz.

Der Hauptort der Insel und des Gouvernements, zugleich auch die Residenz des zeitigen Gouverneurs, ist die Villa Nossa Senhora do Desterro. Dieses kleine Städtchen liegt am südwestlichen Theile der Insel St. Catharina und etwa zehn Seemeilen von dem ebengenannten Ankerplatz, am Fuße einiger mäßigen Berge, auf einer hügeligten Landzunge von sanfter Abdachung und zählt zwischen 400 und 500 Häuser; die Zahl der Einwohner der ganzen Insel soll an 10,000, die des Gouvernements an 25 bis 30,000 Seelen seyn. Es wohnen hier mehrere wohlhabende aber wenig oder gar keine reiche Leute. Man bemerkt allgemeinen Wohlstand ohne Reichthum. Die Häuser sind alle von Stein und gestampfter oder getrockneter Thonerde, die Straßen meistens regelmäßig. Man findet Kaufleute oder vielmehr Krämer und Handwerker

*) Dr. Horner von Zürich wurde auf Zachs Empfehlung als Astronom für diese Expedition berufen. Capt. v. Krusenstern läßt in seinem Werke der Thätigkeit und den Kenntnissen dieses vortrefflichen Mannes, der sich ausserdem durch Rechtschaffenheit, Biedersinn und Vortrefflichkeit des Characters die Freundschaft und Achtung aller erworben, und sich aufs vortheilhafteste ausgezeichnet hat, bey mehrern Gelegenheiten die größte Gerechtigkeit wiederfahren.

aller Art, und sehr viele Erfrischungen und Lebensmittel werden täglich aus den umliegenden Gegenden zu Markte gebracht. In den zahlreichen Krambuden findet man beynahe alle nothwendige zum Bedürfniß und der Bequemlichkeit des Lebens aus Europa gebrachte Waaren, z. B. Eisen, Glaswerk, Porcellan, seidene und baumwollene Zeuge, Tücher, Spiegel, Leuchter, Papier ꝛc. alles dieses aber ist, wie leicht zu erachten, sehr theuer. Die Einwohner der ganzen Provinz, sind gefällig, freundschaftlich und zuvorkommend, es herrscht viele Gastfreundschaft und ein sehr geselliges Leben. Des Abends kommt man in kleinen Familiengesellschaften zusammen, worinnen ganz nach portugiesischer Sitte getanzt, gelacht, gescherzt, gesungen und gespielt wird. Die gewöhnlichen Instrumente sind die Guitarre und das Hackbrett. Die Musik ist ausdrucksvoll, schmachtend und hinreissend, die Gesänge sind dem Inhalt nach sittlich und enthalten gewöhnlich eine öftere Wiederholung von Liebe und Mädchen, von Wunden des Amors und blutenden Herzen, von Seufzer und Sehnsucht. Vielleicht möchte wohl vielen meiner Leser eine brasilische Arie angenehmer seyn, als eine leere Beschreibung, daher ich kein Bedenken trage, hier eine beyzufügen.

Das weibliche Geschlecht ist nicht häßlich, unter den Frauenzimmern von Stande sahen wir einige, die auch in Europa mit Recht Ansprüche auf Schönheit würden gemacht haben. Sie sind meistens von mittlerer Größe, schön gebaut, etwas bräunlich von Farbe (basané), obgleich auch einige sehr weiß sind, haben einen schwarzen starken Haarwuchs, und dunkle feurige Augen; dazu kommt noch, daß das schöne Geschlecht die Gäste sehr zuvorkommend empfängt, und bey weitem nicht so eingeschränkt und eingezogen lebt, als in dem eigentlichen Mutterlande Portugall, wo die Damen das ganze Jahr hindurch eingesperrt sind, sich hinter den Thüren verstecken und den ankommenden Fremdling durch das Schlüsselloch oder die Thürspalten betrachten. So unbeträchtlich auch dieser Ort seyn mag, so fehlt es doch nicht an vielen kleinen Liebesintriguen, die hier angezettelt werden. Unbedeutende europäische Geschenke, Flitterstaat, Bänder, Ohrgehänge u. s. w. wurden sehr dankbar empfangen.

Die Kleidung beider Geschlechter ist europäisch; ausgenommen, daß alles aus den dünnsten leichtesten Stoffen und Zeugen besteht, folglich werden Mousselins, feine Leinwand, Nankine und seidene Kleider sehr häufig getragen.

Dieses Gouvernement ist erst in neuern Zeiten entstanden. Es erstreckt sich von Rio Grande 32° S. bis zum Gouvernement von St. Paul 23°, von wo aus es auch hauptsächlich soll bevölkert worden seyn. Die portugiesische Regierung hat demselben viele Freiheiten gegeben, so z. B. bezahlen alle hier ein- und auslaufende Schiffe, fremde sowohl als einheimische, weit weniger, als in andern brasilischen Häfen. Die Provinz ist fruchtbar, und alle Bedürfnisse des Lebens sind sehr wohlfeil. Die Natur bringt, ohne Zuthun einer größern Wartung und Pflege, alles hervor. Früchte von der mannichfaltigsten Art gibt es in Ueberfluß; z. B. Orangen, Citronen, Limonen, Bananen, Ananas, Pfirsiche, süße und Wassermelonen, Feigen, Cocos und andere Nüsse, Trauben, Hülsenfrüchte, türkisches Korn, Reiß, viele eßbare und nützliche Wurzeln als Battaten (Convolvulus Batatas Linn.) Zwiebeln, Yam (Dioscorea alata et sativa). und andere mehr. Die in Brasilien sogenannte Tapiocca (die auch an andern Orten Mandiocca, oder Manhiocca oder Cassavirwurzel heißt,), Jatropha Manihot Linn., macht bey den hiesigen Einwohnern die Hauptnahrung aus, und dient statt des Brodes; die feinere Art nennt man Tapiocca, eine wahre weiße Sago, die gröbere heißt Farinha de pao, und wird nur von niedrigern Ständen und ärmern Leuten gegessen. Korn und Weizenbrod findet man wenig und nur bey den reichsten und wohlhabendsten Personen. Die Mandunipflanze (Arachis hypogaea) wird auch häufig angepflanzt; ihre Staubwege neigen sich nach dem Verblühen gegen die Erde und so übergibt sie der Erde ihre Frucht, welche darin zeitiget. Man sagt, sie werde jetzt auch im südlichen Frankreich an einigen Orten cultivirt.

Beynahe jeder Landmann besitzt viele Hausthiere, als: Ochsen, Kühe, Schweine, Pferde, Enten, Gänse, Calcutten rc. daher ist das Fleisch auch in Menge und zu geringen Preißen zu haben. Ein ganzer Ochse von wenigstens 400 Pf. kostet höchstens acht spanische Thaler. Eine arbeitsame und zugleich gute

Milchkuh 12 bis 16 spanische Thlr. Ein fettes Schwein von 200 Pf. zehn Piaster oder span. Thlr. Ein fettes Huhn ⅛ span. Thlr. — Fische, Muscheln und Krebse, besonders Garneelen von einer großen Art, gibt es auch in Menge, doch sind diese im Verhältniß der übrigen Nahrungsmittel theuer, weil sich jeder Küstenbewohner für seinen Gebrauch hiermit versorgt, und deren nur wenige zu Märkte gebracht werden. Gewöhnlich besorgen die Negersclaven die Fischerei.

Ein großes fruchtbares Landguth mit einigen hundert Acker Landes, mit Waldungen und Viehweiden, kostet etwa 300 bis 400 spanische Thaler. Ist man im Besitz eines solchen Guthes und einiger guten Sclaven, so kann man als ein wohlhabender Mann sorgenfrei und im Ueberfluß seiner Producte leben. Reinlichkeit unterscheidet die hiesigen Einwohner ganz vorzüglich von den schmutzigern Portugiesen. Die Soldaten, Bauern und ärmsten Leute beobachten nicht nur in feiner und guter Wäsche, sondern auch in ihrer übrigen Haushaltung große Reinlichkeit.

Der größte Theil des Gouvernements von Santa Catharina ist im eigentlichen Sinne ein Küstenland, das nur sechs bis acht deutsche Meilen nach dem Innern, d. h. nach Westen zu bewohnt ist. Schon in der Entfernung von zwei Stunden oder einer deutschen Meile trifft man nur einzelne weit von einander abgelegene Hütten der ärmern Landleute an, deren Hauptnahrungszweig in Viehzucht besteht. Sie besitzen unzählbare Heerden von Hornvieh, die in großen ausgedehnten Weideplätzen eingezäunt sind, und ohne weitere Aufsicht, das ganze Jahr durch im Freien umherlaufen und sich vermehren, ohne daß der Eigenthümer die Zahl seiner Heerden bestimmen kann. Diese wilden oder vielmehr verwilderten Stiere, kosten an Ort und Stelle nur zwei bis drei spanische Thaler und werden in großer Menge nach den Küsten und der Stadt Nossa Senhora do Desterro getrieben. Die größte Mühe besteht im Wegfangen derselben aus der Heerde. Mehrere Personen zu Pferde und zu Fuße, suchen in dieser Absicht einen Stier zu umringen, und ihn vermittelst einem langen und an dem einen Ende mit einer laufenden Schlinge versehenen Stricke, der um die Hörner oder um einen Fuß geworfen wird, aufzufangen; das Thier wird nach einiger Zeit

ermüdet, zur Erde geworfen und auf diese Art gewaltsam bezähmt, und in der Folge nach dem Hauptort der Insel getrieben. Der Transport einer solchen Heerde ist ebenfalls mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, und daher wird der Preis eines Stieres wenigstens verdoppelt, ehe er die Insel St. Catharina erreicht.

Die Bewohner der entferntesten Etablissements nach dem Innern des Landes sind nicht nur die ärmsten der Provinz, sondern auch noch von Zeit zu Zeit dem Ueberfall der Urbewohner des Landes, den Indianern, die hier Gentio brava, wilde Völker, oder Caboccolos genannt werden, ausgesetzt. Während unseres Aufenthaltes ereignete sich dieser Vorfall, und der Gouverneur war genöthigt, ein Detachement Soldaten zu Hülfe zu schicken. Dergleichen Ueberfälle sollen nichts seltenes seyn.

Was das Klima betrifft, so fanden wir die Sonnenhitze nicht so unerträglich, wie man sich vorstellen sollte. Während den Monaten December und Januar, welche auf der südlichen Halbkugel unsern Sommermonaten gleichkommen, war der gewöhnliche Standpunct des Thermometers auf dem Lande im Schatten 20° bis 22° R. Wärme. Die größte Hitze war 26°. Der Gouverneur erzählte uns, als etwas ausserordentliches, daß er im Winter hier 10°, nämlich Wärme, erlebt habe. Dies ist hier zu Lande die größte Kälte.

Beynahe täglich und gewöhnlich gegen Abend entstanden Regen und Gewitter. Dies ist nur in dieser Jahreszeit der Fall; denn der Winter der Natur, der sich wie ich eben erwähnte, auf dem südlichen Erdball während den Sommermonaten der nördlichen Hemisphäre einstellt, soll nach Versicherung der Einwohner die angenehmste Jahreszeit und ein anhaltend reizender Frühling seyn.

Die Luft ist beständig feucht, die höhern mit ewigem Grün bedeckten Gebirgsketten ziehen die Wolken an, die dann in die Thäler hinabsteigen, dem Pflanzen- und Thierreich von neuem Nahrung und Erfrischung gewähren und den Bächen und Flüssen neues Quellwasser zuführen. Je wärmer oder heisser es den Tag über ist, um desto sicherer kann man Abends auf Gewitter oder Regen zählen. Diese hier vorwaltende Feuchtigkeit nebst der anhaltenden Hitze können zwar

mit Recht als die Hauptursachen des großen Reichthums und der Mannichfaltigkeit des Pflanzen- und Thierreichs angesehen werden, sind aber auch dem Naturforscher, zur Aufbewahrung naturhistorischer Gegenstände, sehr hinderlich; denn Käfer, Krebse, dickleibige Tag- und Nachtschmetterlinge, Heuschrecken, große Spinnen ꝛc. die bey uns leicht austrocknen, gehen hier meistens in Fäulniß über; wenn man nicht durch große Sorgfalt und Aufbewahrung derselben an trocknen und verschlossenen Orten einigermaßen dieser Unannehmlichkeit vorzubeugen sucht. Leider verlor ich aus Unkunde dieses Einflusses des Klima's und aus dem daraus erfolgenden Mangel an nothwendiger Behutsamkeit, den größten Theil meiner im Anfang gesammelten Pflanzen, die ich, um eine weitere Excursion nach dem Innern des Landes zu machen, halb getrocknet auf einige Tage verließ, und bey meiner Rückkehr meistens vermodert wieder fand.

Die Nächte sind ganz besonders feucht; indeß scheint dennoch das Klima keine üble Wirkung auf die Gesundheit der Einwohner zu äussern, wenigstens hält man dieses Gouvernement (den nördlichen Theil desselben, nämlich Sao Franzisco ausgenommen,) für sehr gesund. In dem ebengenannten Theil aber, sollen viele Sümpfe und stehende Gewässer, durch ihre Ausdünstungen der Gesundheit sehr nachtheilig seyn.

Die Sitten und Gewohnheiten des Landes sind im allgemeinen von denen in Portugall nur wenig, und hauptsächlich nur dann verschieden, wenn Klima, Landesproducte, und die daraus entstehende Lebensart eigene Gebräuche nach sich ziehen. So z. B. erfordert das wärmere Klima nur wenig Bedeckung; daher besteht die Haustracht des weiblichen Geschlechts in einem ganz einfachen Anzuge, einem Hemde und einem dünnen Rocke. Bey Vornehmern ist das Hemde von feiner Leinwand oder von Baumwollenzeug, und ringsum schön gestickt; dabey tragen sie allenfalls noch ein musselinenes Halstuch. Abends in Gesellschaften erscheinen diese Damen in europäischem Anzug, mit vielen Bändern und Flitterstaat geziert; je bunter und vielfarbiger derselbe ist, um desto mehr glauben sie geputzt zu seyn. Die Mannspersonen sind ebenfalls leicht aber fast ganz

europäisch gekleidet. Die Negersclaven gehen beynahe ohne alle Bedeckung; so daß die männlichen nur mit einer Halbhose, die weiblichen aber nur mit einem kurzen Rocke und höchstens einem alten Hemde oder einem Lappen der von den Schultern über die Brust herabhängt, bedeckt sind.

Die Menge der Negersclaven beiderlei Geschlechts, die man hier antrifft, wird wohl das ungewohnte Auge eines jeden Europäers befremden. Es wurde eine ganz eigene neue und empörende Empfindung in mir rege, als ich zum erstenmal nach Nossa Senhora do Desterro kam, und eine Menge dieser elenden hülflosen menschlichen Geschöpfe, nackt, und entblößt in den Kreuzstraßen vor den Thüren liegend und zum Verkauf ausgeboten, erblickte. Bloß die Schamtheile waren anfangs mit einer alten zerrissenen Leinwand und einige Tage nachher mit einem Stücke neuen groben blauen Tuche bedeckt. — Es ist bekannt, daß jährlich große Transporte mit Negersclaven, von den portugiesisch-africanischen Besitzungen, besonders von Angola, Benguella, Mosambique rc. nach den brasilischen Häfen verschickt werden. Unter diesen Umständen wurden auch diese elenden Geschöpfe kürzlich nach Rio Janeiro gebracht, und von da aus wieder, wahrscheinlich des größern Gewinnstes wegen, hieher gesandt. Mit diesen Menschen, wird eben so wie mit Waaren gewuchert, und je nachdem sie alt oder jung, stark oder schwächlich, gesund oder kränklich, männlichen oder weiblichen Geschlechts sind, werden sie mit mehr oder weniger Geld bezahlt. Bey diesem Handel der, obgleich ihn auch in neuern Zeiten noch viele angesehene Männer vertheidigt haben, meiner Einsicht nach, so wie man ihn hier betreibt, das feine Gefühl eines gebildeten Europäers sich empören muß, wird von Seiten des Käufers noch besonders dahin gesehen, daß die zu kaufenden Sclaven schon die Blattern überstanden haben, in welchem Fall bey weitem mehr dafür bezahlt wird. Während des Transports von Africa nach Brasilien sterben die meisten an Blattern, Faulfieber und dem Heimweh, oder einer traurigen Gemüthsbewegung oder Melancholie, an der sie, einmal davon befallen, gewöhnlich sterben. — Ein junger gesunder Neger kostet in Brasilien etwa hundert bis hundert und fünfzig spa-

nische Thaler. Ist er aber einmal in Feldarbeit erfahren, oder versteht er wohl gar ein Handwerk und die portugiesische Sprache, so steigt der Preis mit der Geschicklichkeit die er besitzt; und viele sind ein kostbares Kapital, das jährlich viele tausend Prozente abwirft; denn man muß bedenken, daß alles was diese Sclaven als Handwerker oder als Tagelöhner verdienen, nicht ihnen selbst, sondern ihrem Herrn anheimfällt, und daß sie von ihren Besitzern zur Feldarbeit, zum Rudern, zum Tragen, zum Bauen u. s. w. für einen der Arbeit angemessenen Preis, Tage- oder Wochenweise, vermiethet werden, eben so wie bey uns das Vieh.

Diese Unglücklichen sind es hauptsächlich die das Land bauen und die schwersten Arbeiten aller Art verrichten müssen. Der Reichthum der hiesigen Einwohner wird meistens nach der Anzahl der Sclaven, die sie besitzen, beurtheilt. Diese können sich glücklich schätzen, wenn sie in gute menschenfreundliche Hände gefallen sind, wehe aber auch denen, die in die Gewalt strenger Gebieter gerathen! sie werden zuweilen ganz unmenschlich mißhandelt, daher es öfters geschieht, daß das nach Freiheit strebende Gefühl dieser unterjochten Menschen rege wird, und sie heimlich ihren grausamen Herren entrinnen, sich in entlegene Gebirge begeben, und sich lieber von der Jagd, von Kräutern, Früchten und Wurzeln ernähren, als einem Tyrannen dienen wollen. Unter solchen Umständen verbinden sie sich auch wohl zuweilen mit den Wilden im Innern des Landes, und tragen dann das Ihrige zu den oben erwähnten Ueberfällen in die entlegenen Wohnplätze bey. In seltenen Fällen hat sogar die große Mißhandlung der Sclaven, diese bis zur Ermordung ihrer Herrn gereizt. Ein solches Beyspiel trug sich kurz vor unserer Ankunft in St. Catharina zu.

Da die brasilischen Küsten überhaupt wenig bevölkert sind, so würde der jährliche Zuwachs dieser arbeitsamen Sclaven eine wahre Wohlthat, und ein beträchtlicher Gewinn für die Bevölkerung und Cultur des Landes seyn; die Regierung sollte daher billiger Weise auf gute Behandlung dieser Menschen ein größeres Augenmerk richten. Leider scheint es aber, als wenn das Gouvernement selbst

noch nie an die Erleichterung derselben gedacht habe; denn gerade diejenigen, welche in Anstalten der Krone, nämlich in den Zuckersiedereien, bey dem Wallfischfang und in den Minen angestellt sind, werden nach Aussage sehr glaubwürdiger Personen, am härtesten und grausamsten von allen behandelt.

Die Producte des hiesigen Landes sind sehr mannichfaltig und könnten als unerschöpfliche Quellen eines sehr reichen Handels benutzt werden, wenn dieser nicht sehr eingeschränkt und meistens von Rio Janeiro abhängig wäre, indem die Einwohner ihre Waaren bloß dahin verkaufen dürfen. Sollten in der Folge diese vortrefflichen Gegenden mehr bevölkert und weniger von Seiten der Regierung vernachlässigt werden, so könnte sich hier durch die Erzeugnisse, die beynahe von freien Stücken aus dem Füllhorn der freigebigen Natur strömen, in wenig Jahren einer der wichtigsten Handelsplätze in Brasilien bilden. Die Cultur des Caffees und der Baumwolle würden einen reichen Gewinn abwerfen. Reiß und Zucker findet man auch zur Ausfuhr in Ueberfluß, und doch ist Mangel an Rum und Arrac. — Indigo, Pfeffer, Vanille, Copaivabalsam *) und eine Menge anderer Gegenstände könnten ohne Mühe gewonnen werden, nur fehlt es an Industrie.

Die feinsten und mannichfaltigsten Holzarten zum Schiffbau und zu kostbaren Hausmeubles wachsen in den nächsten Waldungen und würden sogleich einen einträglichen Handelsartikel ausmachen können, wenn nicht die Ausfuhr desselben verboten wäre.

In dem südlichen Theil des Gouvernements, nämlich in Rio Grande, gedeihen die meisten Producte des mildern Europa's, z. B. der Weinbau, und doch

*) Der Baum welcher den Copaiva-Balsam liefert (Copaifera officinalis) wird hier Oleo breto (schwarzer Ölbaum) genannt, und ist häufig in den Wäldern anzutreffen; indessen wird doch nur einzeln und sehr wenig Nutzen davon gezogen. Man hat mich versichert, daß in dem Augenblick, wenn man den Einschnitt in den Baum mache, um das Harz zu gewinnen (welches während den höchsten Sommermonaten geschehen muß), dieser stark ertöne, und der sogenannte Balsam mit einer großen Kraft und einem starken Geräusch heraussprudele, welches man mit einer Aderlaß bey Menschen verglich. — Relata refero.

beschäftiget sich beynahe Niemand mit der Cultur desselben. Aus diesen und ähnlichen Umständen kann man den übrigen Zustand dieser Provinz beurtheilen.

Wer die Verfassung von Portugall etwas genauer kennt, der muß sich in der That wundern, in diesem Etablissement, wo so großer Wohlstand herrschen könnte, so wenige Ordensgeistliche zu finden. Zwar haben diese schon öfters bey dem portugiesischen Hofe um die Erlaubniß angehalten, hier ein Kloster errichten zu dürfen; aber der jetzige Gouverneur, Oberst Joaquim Xavier Curado hat jedesmal und noch zuletzt, vor unserer Ankunft, durch weise vorgestellte Gründe, die Errichtung desselben als zweckwidrig zu verhindern gesucht, bey allem dem ist wohl im voraus zu vermuthen, daß sich die Mönche doch mit Zunahme der Bevölkerung und des Reichthums am Ende einzuschleichen wissen werden.

Von den besondern Sitten und Gebräuchen, welche ich während meines Aufenthalts in St. Catharina zu bemerken Gelegenheit hatte, werde ich versuchen, einige der vorzüglichsten auszuheben.

Die hiesigen Einwohner trinken öfters einen Thee oder einen Aufguß auf Blätter, die man Herba do matto (Waldkraut) nennt, die meisten Personen sind eben so sehr an den Gebrauch dieses Getränkes gewöhnt, als viele Europäer, an Caffee, Thee ꝛc. Die Pflanze welche diesen Thee liefert, konnte ich mir nicht verschaffen *), sie wächst nicht auf der Insel St. Catharina sondern in dem nördlichsten Theile dieses Gouvernements, nämlich in Sao Francisco, wo die Blätter gesammelt und in länglichen Körbchen, die etwa zwei bis drei Pfund enthalten, hierher gebracht werden. Beym Gebrauch übergießt man diese Blätter mit heißem Wasser, versüßt sie mit Zucker, und setzt sie auf diese Art den Gästen vor; damit man aber keines dieser Blättchen in den Mund bekomme, so bedient man sich dabey eines kleinen Saugröhrchens, das von der Dicke eines Pfeifenstiels, etwa einen halben Fuß lang und am untern Ende Gießkannenförmig

*) Der Textur der Blätter nach zu urtheilen, mögte es wohl ein Ilex, und vielleicht etwas Ähnliches von Ilex vomitoria (Paraguay-Thee) seyn.

erweitert und mit vielen kleinen Oeffnungen von feinen Holzfasern korbartig geflochten ist, vermittelst dessen man das Theewasser einschlürft. Bey ärmern Personen sind die Trinkgefäße, Cuja genannt, ganz einfach und bestehen gewöhnlich in einer Cocosnuß, oder in einer Art von Kürbissen (vielleicht Cucurbita Siceraria, oder auch in einem von Thon gebrannten Gefäße, die auf und mit einer kleinen bunten Serviette, dergleichen man in England beym Nachtisch gebraucht, offerirt werden. Dies geschieht, damit die von heißem Wasser erwärmte Theeschaale bequem in der Hand gehalten werden kann. Bey wohlhabenden Bürgern, sieht man sehr sorgfältig geschnitzte oder auch gemalte und lakirte Cocosnüsse und bey andern fand ich die Trinkschalen und die Saugröhrchen niedlich von Silber gearbeitet, und statt der Serviette ein Tellerchen von demselben Metall.

Man hat mich versichert, daß der Gebrauch dieses Getränkes von den spanischen Besitzungen hierher verpflanzt, und schon seit langer Zeit allgemein eingeführt worden sey.

Statt der Flinten und Feuergewehre bedienen sich die Einwohner einer Art Bogen (Betocca) vermittelst deren man nicht mit Pfeilen, sondern mit kleinen Steinchen oder verhärteten Thonkugeln schießt. Es ist zu bewundern mit welcher Genauigkeit sich selbst die kleinsten Knaben dieses Gewehrs zu bedienen wissen, sie tödten sogar in beträchtlicher Entfernung eben so sicher als wir mit unsern Feuergewehren. Auch ist es nicht etwa ein bloßes Spielwerk der Jugend, um kleine Vögel zu erhaschen, sondern man hat mich versichert, daß es so geübte Bogenschützen gebe, die jederzeit eben so viele Vögel von beträchtlicher Größe mit nach Hause brächten, als sie Thonkugeln mit auf die Jagd genommen hätten. Dieses scheint mir nicht übertrieben, und um so wahrscheinlicher, da schon die kleinen Knaben, die mich oftmalen bey meinen Excursionen begleiteten, die größte Fertigkeit in diesem Bogenschießen besaßen, und ich einen zehnjährigen Knaben sah, der auf meine Bitte einen kleinen Schmetterling in der Entfernung von sechs Schritten, so derbe von einer Blume schoß, daß sogleich Körper und Flügel desselben in tausend Stückchen zertheilt wurde. Einen andern beobachtete ich, der

eine ihm bezeichnete Apfelsine beym Stiele mit einer Kugel dem Baum entriß und der mehrere an den Blumen schwirrende Colibri's auf diese Art erlegte. Da in Brasilien eine gute Flinte als ein theures, kostbares aus Europa zugeführtes Instrument betrachtet werden muß, und man oft das Schießpulver nicht einmal mit Geld erkaufen kann, so gewinnt diese Art von Jagd um so viel mehr. In naturhistorischer, besonders in ornithologischer Hinsicht verdient dies Geschütz allgemeiner benutzt zu werden; denn alle Vögel, selbst die kleinsten Colibri nicht ausgenommen, welche ich auf diese Art geschossen erhielt, waren nicht im Geringsten verletzt; sondern nur durch den Schlag der Thonkugel getödtet.

Eine andere allgemeine Landessitte ist das Fußwaschen mit warmem Wasser, jeden Abend vor Schlafengehen. Alle Personen beiderlei Geschlechts, von dem ersten Guthsbesitzer bis zu dem letzten Sclaven, in den angesehensten Häusern sowohl als in den ärmsten Hütten, beobachten diese Sitte, nur mit dem Unterschied, daß die Füße der Hausväter und Gebieter zuerst von den Sclaven gewaschen werden, und diese ihre eigene zuletzt waschen müssen. Die Hauptursache dieses allgemeinen Gebrauches liegt wohl in dem häufigen Barfußgehen des gemeinen Mannes. Die Taglöhner und Sclaven, welche von der Tagesarbeit ermüdet, mit Schweiß und Erde bedeckt, am Abend in ihre Hütte zurückkehren, finden nothwendiger Weise in dieser Sitte Erquickung und Stärkung und werden dadurch ganz besonders gegen die Wirkung der schädlichen und lästigen Insekten gesichert, die sich an und in die Haut festfressen; so z. B. ist der Erdfloh (Pulex penetrans), der sich bey nachlässigen oder unreinlichen, barfußgehenden Personen einnistet, und zuweilen sogar langwierige Fußgeschwüre verursacht, hier nichts seltenes.

In der Villa Nossa Senhora do Desterro war es uns auffallend, bey den vornehmern Personen, lange Nägel an den Fingern, besonders an den Daumen, als eine große Zierde zu beobachten. Es ist dieses hier eben so wie an vielen Orten Ostindiens ein Zeichen des Wohlstandes, indem sie dadurch anzeigen wollen, daß sie wenig oder gar keine Handarbeit zu verrichten brauchen.

In unsern europäischen Städten fahren wir in reichen Equipagen einher, um Staatsvisiten oder Besuche abzustatten, und Hochzeiten oder Kindtaufen zu feiern. — In diesem kleinen Städtchen der neuen Welt bedient man sich bey solchen Gelegenheiten einer Art von Porte-Chaisen, cadeirinhas (kleine Stühle) genannt, in welchem sich die Reichen von ihren Negersclaven ganz majestätisch einhertragen lassen. Diese Porte-Chaisen sind aber nicht, wie die unsrigen, mit Glasfenstern und Thüren verschlossen, sondern ähneln eher einem Lehnstuhl, der mit fester geradestehender Rückenlehne versehen, mit einem Himmel bedeckt und rings umher mit bunten, gewöhnlich scharlachrothen und reichlich mit Goldfranzen besetzten Vorhängen geziert ist, so daß das Ganze, wenn der Vorhang ringsum offen ist, ungefähr das Ansehen eines Fürstenthrons bekommt.

Wir hatten das Vergnügen das Neujahrsfest von 1804 hier zu feiern, und konnten an den Lustbarkeiten Antheil nehmen, die bey dieser Gelegenheit Statt zu finden pflegen. Die Negersclaven nämlich, welche das ganze Jahr durch sehr streng zur Arbeit angehalten werden, erhalten bloß und allein bey dem jedesmaligen Jahreswechsel einige Tage ihre Freiheit, und belustigen sich alsdann nach ihrer Weise, indem sie sich während dieser Zeit von neuem in ihren Nationaltänzen, die man nicht ohne großes Interesse ansehen kann, üben. Obgleich die beste Beschreibung dieser characteristischen Tänze nur eine höchst unvollkommene Darstellung zu geben im Stande ist, so will ich mich doch bemühen, wenn auch nur einige Scenen derselben, auszuheben und mitzutheilen.

Gewöhnlich taumeln sich die Negersclaven mit vielem Ungestüm und Geräusch in den Straßen umher, dieses Mal aber regnete es so sehr, daß sie gezwungen waren in einigen elenden Hütten, in öffentlichen Schenken und Trinkgelagen ihre Bacchanalien zu feiern. Der Tanzplatz war leicht im Orte aufzufinden, denn von weitem schon ertönte die Musik und das Gejauchze der Tänzer; ich sage Musik, obgleich kein einziges unserer europäischen Ton- oder Saiteninstrumente, ja nicht einmal ein Dudelsack zu hören war. Ein monotonisches Geschrei, ein wildes geräuschvolles jedoch tactmäßiges Trommeln, ein Beckenschlagen

und Klappern, ein Rasseln und Händeklatschen zeigte schon in weiter Entfernung den Sammelplatz an. Beym Eintritt in diesen Freudensaal würde der entgegenströmende übelriechende Qualm, vieler in engen Raum eingeschlossener und von dem heftigen Tanzen und Springen stark ausdünstender Neger, schon hinreichend gewesen seyn, die Neugierde der meisten zu befriedigen oder vielmehr abzuschrecken; wagte man sich indessen, mit einiger Ueberwindung noch etwas näher, so hatte man das Vergnügen die Urbewohner Africa's in America tanzen zu sehen. Der König oder Anführer einer tanzenden Horde zeichnete sich sogleich durch körperliche Größe, Wuchs und Anstand vor der übrigen Ballgesellschaft aus. Er führte als Held sein Volk, das in einem Kreise um ihn her versammelt war, an. Statt des stahlblauen Helms, war sein Haupt mit glänzendem Goldpapier und bunten Federn geschmückt, an Statt des eisernen Brustschildes strahlten kleine Spiegel, Goldfranzen, Silberflitter; Sonnen und Sterne von Gold- und Silberpapier waren allenthalben in großer Menge angebracht. In der linken Hand führte der Held ein etwa zwei Fuß langes Rohr, das mit vielen dicht neben einander stehenden Einkerbungen versehen war, über welche er unaufhörlich mit einem kleinen in der rechten Hand führenden Stäbchen wegraspelte. Das übrige tanzende Chor hatte ähnliche Stöckchen, Klappern und Schellen, kurz, geräuschmachende Instrumente aller Art. Statt der Musikanten saßen einige Neger in einer Ecke auf der Erde und schlugen mit den Händen auf die über einen ausgehöhlten Baumklotz gespannte Ochsenhaut. — Dies war die Trommel. Die meisten Anwesenden der Ballgesellschaft waren, eine Hüftsbinde oder halbe Beinkleider ausgenommen, beynahe ohne alle Bedeckung, mit vielen bunten Federn, seidenen Bändern und einem Diadem von Goldpapier geziert. — Einige hatten ihre Gesichter mit Masken bedeckt, andere dieselben mit rothen, weißen und andern abstechenden Farben fürchterlich und gräßlich beschmiert. Neger und Negerinnen bildeten, wie eben gesagt einen Kreis um ihren Anführer, traten dann, je nachdem sie mehr oder weniger Geschicklichkeit zu besitzen glaubten, als Solotänzer in die Mitte desselben, und machten als solche die sonderbarsten und

seltsamsten Bewegungen; die übrigen sangen oder schrien vielmehr einige unverständliche africanische Lieder dazu. Die Hüften und Beckenknochen drehten sie auf eine unglaublich schnelle Art in horizontaler kreisförmiger Wendung, indeß der obere Theil des Körpers beynahe stille stand, und auf dem untern, der sich in heftiger Bewegung befand, gleichsam zu balanciren schien; eben so schüttelten sie die Hals-, Achsel-, Schulter- und Rückenmuskeln auf eine so ganz unbeschreibliche Weise, daß sie jeden einzelnen ihrer Muskeln in der Gewalt zu haben schienen. Die größte Geschicklichkeit bewies eine halb nackte Negerin, welche mit der heftigsten Muskel- und Hüftenbewegung eine ausserordentliche Geschwindigkeit und zugleich die künstlichste Versetzung der Füße verband. Die Verzerrung der Gesichtsmuskeln, das Aufblasen der Backen und andere gräßliche Geberden machten noch überdem einen wesentlichen Theil der Vollkommenheit des Tanzes aus.

Die mancherlei Schattirungen der vielen mit dem herabtrifenden Schweiße vermischten Farben, womit der schwarze Körper beschmiert war, ließ sich leichter ansehen, als durch Worte schildern. Der Hauptgegenstand dieser Tänze besteht in Vorstellung gewöhnlicher Handlungen des Lebens, z. B. Fischfang, Jagd, Krieg u. s. w. und durch die treue Darstellung verfehlen sie so wenig ihre Absicht, daß sie unsern europäischen Ballettänzern sehr füglich neuen Stoff zur größern Ausführung ähnlicher Gegenstände darbieten könnten. Wenn man noch dazu die Wärme des Klima's und die in einem engen Raum eingeschlossene Menge von Menschen berücksichtigt, so kann man sich leicht vorstellen, daß die durch solche widernatürliche Anstrengungen erhitzten Körper beynahe in Schweiß zerflossen, und daher mußte man desto mehr die Dauer dieser Tänze bewundern, die zuweilen eine ganze Stunde anhielten.

In der Nacht vor dem Feste der drei Könige ist es Sitte, daß der Liebhaber seiner Geliebten und der Freund seinem Freunde, kurz einer dem andern, ein Ständchen oder eine Nachtmusik bringt. Wir wußten nichts von diesem Gebrauche, und wurden auf einmal nach der stillen Mitternachtsstunde durch sanfte und süße Harmonie melodischer Gesänge, mit Flöten und Guitarren begleitet,

aufgeweckt. Die Wirkung der bezaubernden Tonkunst, besonders zur Nachtzeit, ist wohl jedem bekannt, und es ist überflüssig den angenehmen Eindruck zu schildern, welchen die schmachtenden und hinreissenden Uebergänge der Molltöne auf unser halb schlaftrunkenes Ohr machten. Erst am folgenden Morgen hörten wir, daß dieses ein Zeichen des Wohlwollens und der Freundschaft sey, welche wir uns bey vielen der hiesigen Einwohner während unseres Hierseyns erworben hätten.

Es war mir sehr unerwartet und höchst erfreulich, bey dem hiesigen Gouverneur in Erfahrung zu bringen, daß sich hier eine Person befände, die sich schon seit vielen Jahren mit dem Insektenfange beschäftige. Ich suchte von dieser seltenen und günstigen Gelegenheit einigen Nutzen zu ziehen, und bat den Gouverneur, mir die Bekanntschaft dieses Mannes zu verschaffen. Hiebey fand die Schwierigkeit Statt, daß er nicht auf der Insel selbst, sondern etwa eine deutsche Meile entfernt, auf dem festen Lande von America lebte, und daß sein Aufenthaltsort nicht genau bekannt wäre. Man schickte indeß doch umher ihn aufsuchen zu lassen, und nach einigen Tagen hatte ich das Vergnügen ihn bey mir zu sehen. Mein erstes Geschäft bestand in der Bitte, mir die an Insekten reichsten Gegenden anzuzeigen und mich auf einigen seiner Excursionen mitzunehmen, wozu er sich sogleich sehr freundschaftlich und bereitwillig erbot *).

Noch an demselben Nachmittage, als ich die Bekanntschaft dieses Mannes machte, verließ ich auf dessen ausdrückliche Einladung die Villa Nossa Senhora do Desterro, und folgte diesem meinem neuen Führer nach dem festen Lande, jenseits der Meerenge; da wir dann Abends gegen fünf Uhr seine Wohnung erreichten.

Ein kleines Häuschen in einer reizenden fruchtbaren Landschaft, einige hundert Schritte von den Ufern entfernt, schloß ihn und seine Familie ein. Eine große dazu gehörige Strecke Landes verschaffte ihm Mittel, seine Nahrungsbedürf-

*) Der Name und die Addresse dieses braven Mannes ist: Sr. Matheos Cardoso Caldeira, nos carreiros, Freguesia Sao José, Governo da Ilha St. Catharina.

nisse reichlich befriedigen zu können. Drei Sclaven, acht Kühe, mehrere Schweine, Hühner, Enten und Calcutten machten seinen Hofstaat aus, dessen Bewachung einigen sehr aufgeweckten Hunden anvertraut war. Die Frau, ein arbeitsames Weib, und geschickt in weiblichen Verrichtungen, war die Vorsteherin einer Mädchenschule und hatte das Haus voll von kleinen Zöglingen. Bey meinem Eintritt in das Zimmer sah ich junge Mädchen, auf einer über der Erde ausgebreitete Strohmatte, wovon das eine spann, das andere nähte, das dritte stickte, das vierte buchstabiren und lesen lernte, das fünfte Spitzen wirkte, kurz, von denen alle beschäftiget waren, so daß das Ganze einen sehr lebhaften Eindruck auf mich machte, und mir die beste Meinung von dem Fleiße und der Thätigkeit meiner neuen Hausgenossen einflößte. — Man empfing mich auf das freundschaftlichste, bewirthete mich ländlich sittlich, und so gut als es in dem Vermögen dieser gutmüthigen Leute stand. Zwei schon erwachsene Töchter, die für ihren Stand recht sehr wohl erzogen waren, sangen nach geendigtem Tagewerk auf meine Bitte einige angenehme und ausdrucksvolle Arien, und obgleich sie kein musikalisches Instrument spielten, so accompagnirten sie doch ihren Gesang, indem sie eine Muschel, in welcher ein Steinchen eingeschlossen war, mit vielem Anstand in der Hand zu schwingen, tactmäßig anzuschlagen und so zu schütteln wußten, daß dieses einfache Geklapper, welches einige Aehnlichkeit mit den Castagnetten der Spanier hatte, einen sehr guten Effekt machte.

Nach dieser angenehmen Unterhaltung entfernten sie sich auf kurze Zeit und brachten mir freundlich, die eine etliche Feigen, die andere einige Blumen, die sie so eben im nahen Hausgarten gepflückt hatten. In ihrem Benehmen herrschte eine ländliche Unschuld voller Anmuth. Es war ein schöner mondheller Abend, und der Vater machte mir noch den Vorschlag zu einem kurzen Spaziergange nach dem nicht entfernten Seestrande, den ich mit desto mehr Vergnügen annahm, da wir von seinen beiden Töchtern dahin begleitet wurden.

Bey unserer Rückkunft fanden wir ein recht gutes Abendessen fertig, welches die Mutter unterdessen besorgt hatte. — Die gekochten Bananen, die ich hier

zum erstenmal auf diese Art bereitet, kostete, waren ganz vorzüglich gut *). Der Abend verstrich sehr angenehm, und unsere größere Excursion ward auf den folgenden Morgen in aller Früh festgesetzt.

Ehe ich mich schlafen legte, brachte mir ein Sclave, nach der Landessitte, von welcher ich schon weiter oben gesprochen habe, ein warmes Fußbad an das Bette, und sobald ich die Füße in das Wasser setzte, so wusch, drückte und strich mir dieser Mensch dieselben so sanft, daß ich frei bekennen muß, es behagte mir diese Manipulation ausserordentlich, und meine ermüdeten Glieder fanden heute und in der Folge jedesmal in diesem Gebrauch Erquickung und Wohlbehagen. Bey dieser angenehmen Operation fiel mir der seelige Forster ein, der mit aller Freimüthigkeit behauptet *), daß das beste Mittel, seinen erschlafften müden Muskeln ihre Elasticität wieder zu geben, darin bestand, daß ihm die Tochter seines Wirthes, die alle tahitische Schönheiten an zierlicher Bildung, heller Farbe und angenehmen Gesichtszügen übertraf, mit ihren weichen Händen die Arme und Schenkel gelinde rieb, und dabey die Muskeln zwischen den Fingern sanft zusammendrückte. — Zu allem diesen würde ich mich, ich gestehe es, sehr gerne bequemt, und mit Vergnügen, anstatt des Negersclaven, der Tochter meines Hauswirthes dies Geschäft überlassen haben. — Die Wirkung dieser Operation ist wohl von der des thierischen Magnetismus wenig verschieden.

Am folgenden Morgen bey Tagesanbruch traten wir, nach einem guten Frühstück, das aus Bananen und Milch bestand, (weil ich Caffee ausgeschlagen

*) Die Bananen, Musa sapientum und einige andere Arten derselben ist eine Frucht, welche nur in warmen Himmelsstrichen zu Hause ist und die man das ganze Jahr durch haben kann. Es ist ein wohlthätiges Geschenk der Natur und eine wohlschmeckende, gesunde und nahrhafte Speise, deren Geschmack wohl am besten mit einem Gemische aus Mehl, Zucker, Butter und Eyer verglichen werden kann. Man ißt sie roh, oder bloß in Wasser abgekocht, oder auch gekocht und in Butter geröstet, da sie dann vollkommen den Geschmack eines guten Eyer- oder Pfannenkuchens haben.

**) S. Geschichte der Seereisen und Entdeckungen im Südmeer v. G. Forster, Berlin 1778. 4. 1. Thl. pag. 266.

hatte) unsern naturhistorischen Spaziergang an. Wir entfernten uns kaum eine deutsche Meile von der Wohnung, und kamen noch lange vor Abend reichlich mit Insekten und Schmetterlingen beladen, zurück. Ich für mein Theil fing alles was mir nur vorkam und hatte vier mittelmäßig große Fangschachteln, die ich mir durch einen kleinen Knaben, nachtragen ließ, voll der vortrefflichsten und bey uns seltensten Schmetterlinge und Käfer. Mein Begleiter hatte nur eine Schachtel voll, aber mit mehr Auswahl erbeutet. Nach unserer Rückkunft und nachdem ich mich durch Speiß und Trank recht herzlich erquickt hatte, äußerte ich den Wunsch, noch an demselben Abend nach der Villa Nossa Senhora do Desterro zurückzukehren, weil ich keine leere Fangschachteln mehr für eine folgende Excursion bey mir hatte. Ich bat also meinen freundschaftlichen Wirth, mir gefälligst eine Gelegenheit dahin zu verschaffen, worauf er sogleich einen seiner Sclaven nach dem Ufer sandte und sein eignes Canot zur Ueberfahrt in Bereitschaft bringen ließ; ja er selbst begleitete mich nach der Insel, ob er gleich keine Geschäfte daselbst hatte.

Statt mehrerer Excursionen, die wir in der Folge mit einander antraten, will ich nur noch einer Erwähnung thun, die ich nach einem Gebirge Sertao das picadas, und einem großen Bache Ribeirao etwa zwei und eine halbe deutsche Meile landeinwärts machte. Nach der Versicherung meines Führers sollte dies der Hauptaufenthalt seltener und großer Schmetterlinge seyn, unter denen besonders der Papil. Adonis Crameri, Pap. Epistrophus Weber, Pap. Helenor. Cram., P. Lysimnia, P. Februa Hoffmanseggi, P. Thoas, P. Archidamas und viele andere meine Neugierde rege gemacht hatten.

Noch vor Tagesanbruch machten wir uns auf den Weg. Ein portugiesischer aufgeweckter Knabe, den ich mitgenommen hatte, trug die Fangschachteln und die nöthigen Erfrischungen, und ich war mit Fangklappen, einem Fangnetze, mit Botanisir- und Insektenbüchsen, Stecknadeln, Messer und andern Werkzeugen versehen. Kaum hatte ich die mir schon bekannten Gegenden an der nahen Seeküste, welche mir bisher so reiche Erndte geschenkt hatten, im Rücken, und

die mir noch unbekannten Waldungen erreicht, als ich mit jedem Schritte den ich vorwärts that, von neuem in Bewunderung gesetzt wurde, und die mannichfaltigen Gegenstände mit tiefem Seufzen und Entzücken anstaunte.

Bezaubert und wonnetrunken von den Schönheiten der Natur, ließ ich öfters Halt machen, um mich einige Minuten länger zu ergetzen. Meine Begleiter konnten es gar nicht begreifen, wie es möglich sey, daß ich die ihnen so alltäglichen Gegenstände, die Verschiedenheit und den Wuchs der mit Blumenkronen bedeckten Riesenstämme, den Wohlgeruch der Atmosphäre, die neuen Figuren und Farben der Schwämme, die Größe und wunderbare Abwechselung der Farrnkräuter *) so sehr bewundern, und wie alles das, was ich rund umher erblickte, dieses freudige Staunen bey mir erregen konnte. — Statt der Cocos- und Bananenbäume, Statt der Caffee-, Zucker-, Reiß- und Baumwollenplantagen, Statt der Tapiocca- und Manduinfelder, deren Anblick mich längs dem Seeufer fesselte, erblickte ich nun in dunkeln, schattenreichen und undurchdringlichen Wäldern: Beroba, Oleo, Figueira, Garabisi, Garaberi, Garaxuba, Garabrura, Cedro **) u. a. m. alles die höchsten, dicksten und schlankesten Bäume, die sich je meinen Augen darstellten. Die hohen Stämme, deren Kronen aus schattenreichem Laub bestehen, und deren Aeste mit Blumen und Früchten bedeckt waren, machten einen ganz eigenen Eindruck; so wie auch die verschiedenen Schlingpflanzen, Bouchinien, Aristolochien und andere die sich zum Theil bis zu den hohen Wipfeln dieser Prachtbäume winden, von denen tausenderlei

*) Mehr als den Namen konnte ich nicht erfahren, denn um die Blätter oder Blumen dieser Bäume zu erhalten, hätte man jeden einzelnen Stamm umhauen müssen. Ein Botaniker, der sich nicht Tage und Wochen, sondern Jahre lang hier aufhalten muß, wird mit Aexten und Beilen, Excursionen anstellen, und durch die Entdeckung einer Menge neuer genera und species an Pflanzen belohnt werden.

**) S. Plantes recueillies pendant le voyage des Russes autour du monde par Langsdorf et Fischer Tubingen chez Cotta. 1810. Fol. avec des Figures.

Arten von Schmarozerpflanzen, die bald hier bald dort die schönsten mit natürlichen Guirlanden behängten Gruppen bilden.

Die üppige Natur, welche hier die höchste Idee, die sich nur von Fruchtbarkeit, von Abwechselung der Farben und Schönheit des Baumschlags, von Anmuth und Reichthum träumen läßt, bey weitem übertrifft, belebte auch noch diese Waldungen mit unendlich verschiedenen Geschöpfen; Säugethiere, Vögel, Insekten und Amphibien, die wir Europäer nur selten oder niemals, in großen Naturaliensammlungen ausgestopft oder in Weingeist aufbewahrt, zu sehen bekommen, erregten nun lebendig jeden Augenblick meine Aufmerksamkeit.

Hier rechts Papageyen von mancherlei Größe und Farben, die mit lautem Geschrei scheu und schnell vorüberflogen, dort links ein großgeschnäbelter, bald roth bald gelbgebrüsteter Pfefferfraß (Ramphastos), der aller Nachstellung unkundig, die mir unbekannten Früchte, des nahen Baumes verzehrte; tiefer im Wald ertönte das Geschrei und Gebrülle der Affen; zu meinen Füßen öffneten sich die Höhlen der Panzerthiere (Tatu, Dasypus, Linn.), dann ein bunter Schmetterling, der sich größer als ein Vogel (z. B. Pap. Idomeneus) majestätisch von Blume zu Blume wog, dann wieder ein wunderschöner Colibri, der schwirrend den süßen Honig aus den Wohlgeruch duftender Blüthen saugte; hier eine giftige Schlange, die sich quer über den schmalen Fußsteig windend, den fremden Wanderer schreckte, während die himmlische Harmonie der bunten Singvögel dessen Ohr und Herz mit Wonne und Entzücken erfüllte. Unter solchen und ähnlichen Bildern, die mir gleich einem Traum dahinschwanden, erreichten wir den Rücken eines steilen, aus rother feuchter Thonerde bestehenden Berges, als mich plötzlich die Aussicht in ein weites offenes Thal von neuem überraschte. Nun vertauschten wir die, durch den Schatten der Bäume kühlen Wälder, mit einer, den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzten offenen Gegend, und waren schon mehrere Stunden umhergestreift, als der Magen seinen Tribut forderte. Auf unserm zurückgelegten Wege, der über eine deutsche Meile betrug, hatten wir bisher nur ein einziges elendes Häuschen angetroffen, dessen Be-

wohner wir vergebens um etwas Milch oder sonstige Erfrischung ansprachen. Weiter im Thal, in welches wir indessen herabstiegen, erreichten wir gegen zehn Uhr eine andere kleine Hütte, in der wir zwar keine europäische Küche, aber eine vortreffliche Wassermelone vorfanden, die man uns, obgleich es die einzige im Hause war, doch willig und gastfrei nebst einer Kürbisschaale voll Tapioccamehl unentgeldlich vorsetzte. Den Beschluß unseres Mahles machte ein Schluck Branntwein, und ein Stück Brod, welches beides wir als Provision mitgenommen hatten. Wir beschenkten beym Weggehen die Hausleute, welche für die uns gereichten Erfrischungen keine Bezahlung annehmen wollten, mit einem kleinen Brod, welches sie mit Dank annahmen; da der gemeine Mann nur selten Brod und statt dessen nur immer das Wurzelmehl des Mandiocca genießt. — Hinreichend gestärkt, traten wir wieder unsere Wanderschaft an, und drangen tiefer in das Thal ein. Schon hatten wir das bestimmte Ziel unserer heutigen Reise, nämlich den Bach ribeirao erreicht, als mich mein Wegweiser bat, Stiefel und Strümpfe auszuziehen, diese im nahen Gebüsch zu verstecken, und ihm zu folgen. Obgleich mir dieser Vorschlag hauptsächlich deswegen nicht sonderlich behagte, weil mir die giftigen Schlangen noch frisch im Andenken waren, so blieb mir dennoch, um meine Neugierde zu befriedigen, keine Wahl übrig, denn es war unmöglich auf irgend eine andere Art in die dicksten und undurchdringlichsten sumpfigten Waldungen vorzudringen, als nur in Verfolgung des Baches, der sich hier durchschlängelte. Stiefel und Strümpfe wurden im nahen Buschwerk bis zur baldigen Rückkunft verwahrt, und dann durchwadeten wir, bis an die Knie einen krystallhellen Bach. Kaum waren wir zehn Schritte vorgerückt, so zeigten sich schon die mit dem schönsten Colorit prangenden Schmetterlinge in unbeschreiblichen Schaaren. Mein Begleiter hatte nichts anders zu thun als die von mir gefangenen Helden anzustecken. Da es aber nicht unsere Absicht war, auf einem so weiten und beschwerlichen Wege Gegenstände zu sammeln, die wir auch in der Nachbarschaft der Seeküste, freilich nicht so leicht und in solcher Menge, erhalten konnten, so suchten wir unsere Hauptabsicht zu erreichen,

und stellten uns gleich dem Jäger, der in der Schneiße auf das Wild lauert, in einiger Entfernung von einander, und erwarteten mit ausgebreiteten Netzen, die sich sparsamer zeigenden Prachtschmetterlinge. Es währte nicht lange, so erschien der schöne Adonis und P. Epistrophus Weberi. Ersterer erhob sich, als Zierde aller Tagfalter mit raschem Fluge hoch in die Lüfte, und blitzte mit seinen atlaß- oder vielmehr metallglänzenden Flügeln in weiter Entfernung. Der andere schwebte, den Leichtsinn und Stolz des erstern gleichsam verspottend, langsam und voller Majestät über des Baches Krystallwelle.

Die Sonne brannte drückend heiß in beynahe perpendikulärer Richtung auf unsere Scheitel, indessen wir unsere entblößten Füße bald dem kühlen Wasser des fließenden Waldbaches, bald den heißen Pfützen der ausgetretenen Gewässer und des Sumpfes ausgesetzt hatten.

Mein Führer war an diese Art des Insektenfanges besser gewöhnt als ich; denn nachdem wir einige Stunden lang äusserst mühsam zugebracht hatten, empfand ich die heftigsten Schmerzen in den Füßen, die, so weit ich sie entblößt und in dem Bache gewadet hatte, von der Sonne und dem heißen Wasser der Pfützen so sehr verbrannt, roth, und gleichsam verbrüht waren, daß sie in diesem Entzündungszustand anfingen beträchtlich aufzuschwellen. — Wir kamen zwar in der Absicht hierher, um auch noch den folgenden Tag in dieser reichen Gegend zu verweilen; von diesem Vorsatze mußte ich aber abstehen, weil ich befürchtete am nächsten Morgen kaum gehen zu können. Wir traten also sogleich den Rückweg an, und die mannichfaltigen Schönheiten der so vielen neuen Gegenstände, die ich nochmals zu bewundern Gelegenheit hatte, besänftigten meine Schmerzen, und ungeachtet der immer zunehmenden Geschwulst kehrte ich vergnügt und reichlich belohnt zurück, und erreichte Abends spät, äusserst ermüdet, die Wohnung meines Führers, unter dessen Leitung mir dieser Tag einer der merkwürdigsten meines hiesigen Aufenthalts wurde.

Das Landvolk war allenthalben gefällig, zuvorkommend und gastfrei. Jede Familie, der ich mich näherte, erbot sich auf das freundschaftlichste meinen Hun-

ger zu stillen und ihre Hauskost mit mir zu theilen. Zuweilen konnte ich ein Huhn, einige Eyer, Milch, Fische oder auch Bananen, Apfelsinen und Wassermelonen erhalten, zu anderer Zeit mußte ich auch mit Tapiocca und trocknen Bohnen vorlieb nehmen, und fand dann das alte Sprichwort bestätigt, daß der Hunger der beste Koch sey.

Da es in dieser Jahreszeit beynahe täglich regnet, so geschahe es einigemal, daß ich, von Gewitter und Platzregen überfallen und bis auf die Haut durchnäßt, in der nächsten kleinen Hütte Schutz und Obdach suchen mußte. Freiwillig und unaufgefordert bot man mir Wäsche zum wechseln an, wusch in aller Eile was von meiner Kleidung schmutzig war aus, und trocknete dieselbe während dem man sich bemühte mich durch Speise zu erquicken. Wenn ich zuweilen das Schiff oder meinen in der Villa Nossa Senhora do Desterro bestimmten Wohnort vor Nacht nicht mehr erreichen konnte, so gab man mir jedesmal ein sehr reinliches und nach den Vermögensumständen der Leute ein bald besseres bald schlechteres Nachtlager. — Dieses bestand häufig aus einer oder aus zwei dünnen Strohmatten, die auf die Erde ausgebreitet und mit einem reinlichen Betttuche bedeckt wurden, aus einem weichen Kopfpolster und einer leichten baumwollenen Decke, oder statt dieser, ein anderes Betttuch. So hart und unbequem mir auch anfänglich ein solches Lager vorkam, so gewöhnte ich mich doch bald daran, und lernte bey dieser Gelegenheit einsehen, wie sehr der Mensch sich mit wenigem begnügen könne, und wie sehr er durch höhere Kultur und Luxus verzärtelt sey; denn die einfache Strohmatte, von welcher ich anfangs, dieses Lagers ungewohnt, eben so zerschlagen aufstand, als ich mich niederlegte, stärkte und erquickte in der Folge gar oft meine ermüdeten Glieder.

Die nämliche Strohmatte die zum Nachtlager dient, oder eine Aehnliche, wird zur Tischzeit in der Mitte des Zimmers ausgebreitet und mit einem Tischtuch bedeckt. Die ganze Familie legt sich dann ringsumher, die Mannspersonen ausgestreckt und den Arm gewöhnlich auf ein kleines Polster gestützt, die Frauen nach orientalischer Art mit übereinandergeschlagenen Füßen, etwa so wie bey uns

die Schneider zu sitzen pflegen. Den Gebrauch der Stühle kennt man auf dem Lande beynahe eben so wenig, als den der Tische. Statt der erstern sieht man zuweilen eine Art kleiner Fußschemel, deren Sitzbrett nicht horizontal ist, sondern aus zwei nach unten in einem Winkel zusammenlaufenden Brettchen besteht.

Ich habe schon weiter oben von der Mandioccawurzel (Jatropha manihot Linn.) gesprochen, deren sich der gemeine Mann im Allgemeinen statt des Brodes bedient, und will hier nur die Art bemerken, wie sie hier gegessen wird. Eine in die Hälfte getheilte kleine und getrocknete Kürbisschale wird mit diesem Brodmehl und einigen hölzernen Löffeln auf den Tisch gebracht, und an Brodes Statt trocken für sich oder auch mit den Speisen auf dem Teller vermischt, genossen. Es war mir aber sehr auffallend in Nossa Senhora do Desterro eine Dame von Stande zu sehen, die bey Tisch, nach Landessitte, und ohne an etwas Unanständiges zu denken, dieses Wurzelmehl mit den Speisen auf ihrem Teller mengte und mit den Fingerspitzen nach dem Munde brachte.

Die Geschicklichkeit derjenigen Personen welche die Mandiocca trocken an Brodes Statt essen, muß man nicht wenig bewundern, indem sie die Körner mit den Fingern oder mit einem Löffel, selbst in beträchtlicher Entfernung vom Munde, so geschickt in denselben zu werfen wissen, daß auch nicht ein einziges Körnchen daneben fällt. Diese Sitte mit den Fingern zu essen, hat die andere zur Folge, daß man jedesmal nach geendigter Mahlzeit Waschwasser für Hände und Mund vorsetzt. — Diese Gewohnheit habe ich durchgängig und selbst in den elendesten Bauernhütten beobachtet gefunden, und auch dann, wenn man mit Messer und Gabel und nicht mit den Händen die Speisen zum Munde brachte.

Die Bauernhäuser sind klein, bequem eingerichtet, und haben gewöhnlich eine schöne und angenehme Lage. Das Innere besteht meist aus einem Wohnzimmer, einer oder zwei Kammern und einer Küche. Diese ist auch zuweilen in einem abgesonderten nahen Gebäude und mit einer Kammer versehen, die den Negersclaven zum Aufenthaltsort und zur Schlafstätte dient. Bey wohlhabenden Landleuten ist das Hauptzimmer gedielt, bey armen ist dies nicht der Fall. We-

nige nur sind mit Ziegeln, die größere Anzahl ist mit Palmblätter von einer wahrscheinlich noch unbekannten Palmart bedeckt. Dorfschaften wie bey uns gibt es wenige oder gar keine. Die Häuser liegen einzeln abgesondert, in größerer oder geringerer Entfernung von einander. Jeder Landmann hat seine Besitzungen und Ländereien um seine Hütte. Die meisten Wohnungen liegen längs des Seestrandes in einem Orangenwalde, mit Caffee-, Bananen- und Baumwollenplantagen umgeben. In der Nachbarschaft einer jeden Hütte trifft man gewöhnlich eine von Orangenbäumen beschattete Krystallquelle.

Die kleinen aus einem einzigen Baumstamm verfertigten Canots deren sich die Einwohner zum Fischfang und zu ihrer Wassercommunication bedienen, und die gewöhnlich 24 bis 32 Fuß lang und etwa drei Fuß breit sind, liegen längs dem Ufer, an das Land gezogen, unangeschlossen und unbewacht, unter einem Obdache vor Regen und Sonnenstrahlen geschützt. — Allenthalben bemerkte ich Eintracht, Wohlstand und Gastfreiheit.

Selten verstehen diese Leute ein besonderes Handwerk; Jeder ist als wahrer Weltbürger sein eigner Handwerker. Sie schlachten ihr Vieh selbst, sind Tischler, Zimmerleute, Schneider, Fischer, Jäger u. s. w. und viele unter andern auch Weber.

Was Künste, Wissenschaften und öffentliche Anstalten anbelangt, so läßt sich hier in dieser Rücksicht natürlicher Weise nicht viel erwarten. Werkzeuge, mechanische Instrumente und Geräthschaften der Haushaltung und des Ackerbaues, sind schlecht und unvollkommen. Alles seufzet unter dem Druck einer Regierungsform, deren Staatsklugheit es ist, die Unterthanen nicht aufzuklären, damit diese nicht in der Folge mächtig genug, dem kleinen portugiesischen Reiche Troz bieten und das drückende Joch von sich abschütteln möchten.

Der Thätigkeit und Industrie eines jeden, der sich durch seinen Fleiß von seinen übrigen Mitbürgern auszeichnen will, stellt man, anstatt ihn aufzumuntern und zu unterstützen, die größten Schwierigkeiten in den Weg, dieses war z. B. bey einem Manne der Fall, der hier eine Indigofabrik anlegen wollte, und in

dieser Absicht sehr große Indigoplantagen eingerichtet hatte, die aus Mangel an Unterstützung von Seiten des Gouvernements wieder in Verfall geriethen.

Die Art den Branntwein zu gewinnen, und die Destillirmaschinen, die ich zwar nicht gesehen habe, müssen sehr unvollkommen seyn, denn der Rum ist ziemlich schlecht; den Reiß sucht man, meines Wissens, nicht einmal zum Arrac zu benutzen, und beides könnte und sollte man im Ueberfluß und von vorzüglicher Güte selbst zur Ausfuhr bereiten. Ja es wird sogar Branntwein von Lissabon hierher gebracht, und unter dem Namen aqua ardente do reino verkauft.

Zur Absonderung der Baumwolle von den Kernen, bedient man sich einer sehr unvollkommenen Maschine, bey welcher, um zwei gegeneinanderlaufende Cylinder herumzudrehen, jedesmal zwei Personen erfodert werden.

Die Weberstühle sind in ihrer Kindheit, die Mühlen mangelhaft; doch bey so vielen Unvollkommenheiten darf ich nicht zu erinnern vergessen, daß in Nossa Senhora do Desterro ganz vortreffliche Töpferwaaren verfertiget werden. Eine feine rothe und eine andere schwarze Thonerde wird in Menge und sehr gut verarbeitet, und zum Theil sogar von hier nach Rio Grande und Rio Janeiro verführt. Auch ist hier eine sehr gute Ziegelbrennerei.

Von den Zuckersiedereien habe ich keine besondere Nachrichten eingezogen. Der Wallfischfang aber und die Thransiedereien im hiesigen Gouvernement verdienen ganz besondere Aufmerksamkeit und Erwähnung. Es waren diese ehemals an eine Handelsgesellschaft als Monopol verpachtet und dazumal sehr einträglich; seit einigen Jahren aber hat die Regierung alles selbst übernommen. Vielleicht fanden die Pächter, bey der jährlichen Abnahme der Wallfische keinen großen Vortheil dabey, vielleicht auch hoffte die Regierung, bey Selbstbestreitung des Ganzen, größere Summen zu gewinnen; dem sey, wie ihm wolle, die Einrichtungen des Wallfischfanges und der Thransiedereien sind sehr groß und ernähren einige tausend Seelen, besonders viele Negersclaven, die für ihr tägliches Brod das ganze Jahr durch die härtesten Arbeiten verrichten müssen.



H. Lips sculps.

Die verschiedenen hiesigen Anstalten zum Wallfischfangs sind, im Aufzählen von Süden nach Norden, folgende:

1) Armaçao da baleia da freguesia de villa nova, d. h. das Magazin der Wallfische im Kirchspiel Villa nova.

2) Armaçao de Garopaba.

3) Armaçao de baleias na ilha. Magazin auf der S. O. Seite der Insel St. Catharina.

4) Armaçao do baleias na entrada. Magazin bey der nördlichen Einfahrt in die Meerenge.

5) Armaçao de rio do Gravato. Magazin beym Fluß Gravato.

Das Magazin Nr. 4. der nordwestlichen Spitze der Insel gegenüber, war das nächste zu unserm Ankerplatz, daher ich mit einigen unserer Reisegefährten eine Gelegenheit ergriff, es zu besuchen. Im letzten Winter 1803 hat man nur 10 Kachelote (Physeter macrocephalus Linn.) erlegt, und der Auffseher versicherte mich, daß man noch niemals eine andere Art von Wallfischen hier getödtet habe. Der größte hatte, nach seiner Aussage 35, die meisten selten mehr als 24 Fuß. — Der hiesige Wallfischfang ist sehr bequem eingerichtet: des Morgens fahren zwei und zwei Schaluppen auf den Fang derselben aus, und des Abends kehren sie wieder nach dem Etablissement zurück; sie entfernen sich niemals weiter als bis zur nahen Insel Alvoredo, manchmal kommen die Wallfische auch selbst bis in die Meerenge. Im Anfang der Errichtung dieser Anstalt, soll man in einem Winter an 400 Kachelote gefangen haben; die größte Anzahl soll 500 gewesen seyn. — Wenn man bedenkt, daß man im Stand war, eine solche Menge in einem einzigen Winter zu verkochen, so kann man sich schon einen kleinen Begriff, von der Menge der Kessel, Oefen und Vorrathsbehältnisse machen, die man hier vorfindet. Der Gewinnst eines einzigen Magazins, das 500 Wallfische zerlegt, beträgt an 346,000 Reichsthaler. Jährlich nimmt aber die Anzahl der Wallfische und folglich der Ertrag ab, besonders seitdem die Engländer und die speculativen Köpfe der vereinigten amerikanischen Frei-

staaten angefangen haben, in hiesiger Nachbarschaft, besonders bey den Falklands-inseln Jagd auf dieselben zu machen. — Sollte nicht auch eine Hauptursache der Abnahme des Wallfischfanges darin bestehen, daß die Verwaltung desselben aus den Händen der Privatpersonen, in die des Staats überging? Man weiß, wie thätig einzelne Handelsleute ihren Vortheil suchen, und wie gleichgültig zuweilen dergleichen Anstalten betrieben werden, wenn bey einer guten Besoldung der Directoren die Wahl unglücklicher Weise auf solche Personen fällt, die sich mehr um die richtige Bezahlung ihrer Einnahme, als um den Vortheil den sie der Regierung verschaffen könnten und sollten, bekümmern.

Ausser den obengenannten fünf Magazinen, finden sich auch noch an den südlicher gelegenen brasilischen Küsten von Rio Grande mehrere neue Anstalten dieser Art, deren Anzahl ich aber nicht genau erfahren konnte.

Wenn ich nun noch einige medicinische Bemerkungen mittheile, so versteht es sich wohl von selbst, daß dieses bloß allgemein und flüchtig gesammelte Beobachtungen sind; denn kein billiger Richter wird weitläuftige Krankengeschichten erwarten, die mit dem Klima, der Oeconomie, Lebensart, den Sitten und Gebräuchen des Landes oft in ganz genauer Verbindung stehen, und die man einem Fremden, der sich nur wenige Tage oder Wochen an einem Orte aufhält, und der das Zutrauen der Einwohner nicht sogleich zu gewinnen weiß, leider nur allzu oft verhehlt, oder in einem falschen Lichte darstellt. — Ich beschränke mich also nur auf folgende wenige Thatsachen.

Das medicinische Orakel der Insel und des ganzen Gouvernements ist der Regimentschirurgus, der in Nossa Senhora do Desterro wohnt, und die Aufsicht über zwei daselbst vorhandene Hospitäler, nämlich ein Militär- und ein Bürgerhospital hat. — Obgleich diese gut gelegen und ziemlich geräumig sind, so würde doch, wenn unglücklicher Weise Faulfieber und andere bösartige Krankheiten ausbrechen sollten, der den meisten europäischen Hospitälern eigene Fehler eintreten, daß zu viele Kranke in einem gemeinschaftlichen und verhältnißmäßig zu kleinen Raum eingesperrt sind, und diese sich durch den Einfluß der

einmal verpesteten Luft untereinander selbst aufreiben. In einem Saal des Militärhospitals, der kaum für 50 Betten groß genug ist, berührt eine Bettstelle die andere, so daß deren 80 darin zu finden sind. — Die große Reinlichkeit, welche ich vorher beynahe überall bey den Eingebornen gefunden hatte, fehlt gerade hier, wo sie am nothwendigsten ist. Obgleich diese Provinz als sehr gesund allgemein angepriesen wird, so herrschte hier doch vor wenigen Jahren eine ansteckende Krankheit, die mehreren tausend Personen das Leben kostete. Nach den Nachrichten die ich davon eingezogen habe, schien es eine Dyssenterie mit Faulfieber verbunden gewesen zu seyn. — Der beträchtliche Verlust vieler Tausende, ist für eine kleine und so wenig bevölkerte Colonie unersetzlich, demungeachtet war er nicht hinreichend die portugiesische Regierung zu bewegen einen wissenschaftlichen Arzt hierher zu befördern.

Das einzige Geschäfft des hiesigen Arztes besteht in Brechen, Purgieren und Aderlassen. Der gemeine Mann bedient sich häufiger Hausmittel, die oft eben so schädlich sind, als schlechte chirurgische Hülfe. In Nossa Senhora do Desterro gibt es drei Häuser, welche man Apotheken nennt, und deren Eigenthümer einen Arzneivorrath zu besitzen vorgeben; allein nicht einmal die medicinischen Landesproducte waren darinnen vorhanden, und vergeblich fragte man nach einigen Unzen Copaiva-Balsam oder Ricinusöl. — Blattern sind hier eine gefürchtete und verheerende Krankheit. — Wenn sich eine Pockenepidemie einstellt, so kostet sie vielen tausend Personen das Leben; und ist vorzüglich den Negersclaven gefährlich. Von Inoculation der Blattern weiß man nichts, und von dem göttlichen Geschenk der Schutzpocken (vaccine) noch weniger.

Hautkrankheiten aller Art findet man hier, so wie in allen wärmeren Klimaten häufig, und unter mancherlei Gestalten und Modificationen. Krätze und krätzartige Hautausschläge trifft man in den angesehensten Familien und beynahe in jedem Bauernhause an; — doch scheint sie sich nicht durch Berührung fortzupflanzen, indem niemand von unserer Schiffsgesellschaft angesteckt wurde.

Das venerische Gift ist ebenfalls sehr allgemein verbreitet, der Geschlechtstrieb erwacht hier, wie in allen warmen Erdzonen, sehr frühe, und Knaben von dem 12ten bis 13ten Jahre, welche ihrer Sinnlichkeit fröhnen, sich mit ihren Sclavinnen und andern liederlichen Dirnen abgeben, schleichen schon mit dieser fürchterlichen Seuche umher.

Ein hier gewöhnliches Uebel ist der Bicho dos pés (Pulex penetrans Linn.) oder der sogenannte Sandfloh. Ein kleines Insekt, welches sich in die Haut, und in das Fleisch der barfußgehenden Personen einfrißt, und durch einen juckenden und stechenden Schmerz zu erkennen gibt, und wohl zuweilen, wenn man es nicht bey Zeiten wegzubringen und auszuklauben sucht, langwierige Fußgeschwüre verursacht. — Die Sclaven, welche mit bloßen Füßen die Feldarbeiten verrichten, sind hauptsächlich diesem Uebel ausgesetzt, doch wurden auch die meisten unserer Reisegefährten, welche in dünnen seidenen Strümpfen oder einigemal barfuß gingen, davon befallen. Bey zweien stellten sich die juckenden Schmerzen erst nach der sechsten Woche ein, nachdem wir Brasilien verlassen und das Cap Horn schon umschifft hatten. — Wenn man nun dieses Thierchen, welches sich in dem Fleische gleichsam ein Nest macht, und gar bald vermehrt, wie einen Splitter rein herausklaubet, so hat man keine üble Folgen davon zu erwarten. — Es ist sonderbar, daß die meisten hiesigen Frauenzimmer schlechte und verdorbene Zähne haben, da sich doch die gebornen Portugiesinnen durch die Schönheit derselben vorzüglich auszeichnen. Bey vielen jungen Mädchen von 14 bis 16 Jahren fehlten eine oder mehrere Vorderzähne. — Sollte vielleicht das Mandioccamehl, das häufigste aller Nahrungsmittel, hierzu etwas beytragen? Gegen Kopfschmerzen bedient man sich einer rothen mit Wasser angefeuchteten Thonerde, womit man die Stirne und Schläfe beschmiert; das Gesicht eines Negers auf diese Art bemalt, gewährt, wie ich es öfters gesehen habe, einen sehr komischen Anblick.

An Ausübung der Entbindungswissenschaft, durch eine unterrichtete Hebamme, ist noch weniger zu denken, als an einen wissenschaftlichen Arzt. Die Hülfe bey

der Geburt ist einer Frau, die schon mehrmalen geboren hat oder einer Hausfreundinn anvertraut. Aus der Erzählung einiger glaubwürdigen Hausmütter konnte ich schließen, daß widernatürliche Geburten nichts ungewöhnliches sind, und daß viele Personen an denen darauf folgenden, heftigen Hämorrhagien ihr Leben verlieren; ja daß bey weitem mehr widernatürliche und schwere Geburten hier vorfallen, als man in andern wärmern Klimaten beobachtet zu haben glaubt. Ich brachte in verschiedenen von einander entfernten Orten das Gespräch auf diesen Gegenstand, und jede Hausmutter wußte mir sogleich mehrere Beyspiele von unglücklichen Geburten mitzutheilen. Uebrigens ist die Fruchtbarkeit der Weiber hier eben so wie in Portugall und einigen Provinzen Spaniens sehr groß. Es ist ganz und gar nichts seltenes, Familien zu finden, die 15 bis 20 Kinder haben. Alle Straßen und Wege sind damit angefüllt, und die Bevölkerung von Brasilien geht mit raschen Schritten vorwärts. Wenn man bedenkt, wie aus dem vorhergehenden erhellt, daß der hiesige Bürger, ohne viele und schwere Arbeit, seinen reichlichen Lebensunterhalt findet, und kein wichtigeres Geschäft hat, als die Erfüllung ehelicher Pflichten zu beobachten, so mag dieses und das warme Klima, eine Hauptursache der so zahlreichen Familien seyn. Die Kinder werden in der frühesten Jugend häufig mit Bananen ernährt. Viele Mütter aber suchen ihre Kinder so lange zu säugen und ihre Milch so lange zu erhalten als möglich; daher sieht man zuweilen Säuglinge von drei bis vier Jahren, dies geschieht nach dem eigenen Geständniß einiger Personen, in der einzigen Absicht, um dadurch der Vermehrung ihrer Familie vorzubeugen, indem es bekannt und Erfahrungssatz ist, daß eine Mutter, so lange sie ihren Säugling stillt, gewöhnlich wenig Hoffnung zu einem folgenden hat.

Da eigentlich Naturgeschichte aus dem Plane dieser Reisebeschreibung ausgeschlossen ist, so bleibt mir hier nichts mehr übrig, als einige Bemerkungen auszuheben, von denen ich glaube, daß sie allgemeines Interesse haben.

So reizend auch die schönen Waldungen, so entzückend die Gegenden sind, die ich weiter oben zu schildern versuchte, so finden sich doch eine Menge giftiger

Schlangen und reissender Thiere, die dem Wanderer den Spaziergang gefährlich machen.

Unter den erstern zeichnen sich besonders die Cobra Coral (Korallenschlange) und die Xiraracoa (Schiraraka) aus. Die Cobra Coral ist die giftigste und gefährlichste von allen. Wenn die Einwohner von ihr sprechen, so setzen sie gewöhnlich mit Schrecken und Furcht hinzu: Sicherer Tod. Diese Schlange hat eine sehr langsame Bewegung, indem sie sich, nach Art unserer Blindschleichen (Anguis fragilis Linn.), durch Seitenbewegungen vorwärts windet. Im freien Feld oder am Seestrande kann man ihr leicht ausweichen, oder sie tödten. Dieses habe ich selbst einigemal gethan. Sie sucht meistens bey Annäherung eines Menschen zu entfliehen. Nur dann setzen sich die Einwohner der Gefahr des Bisses aus, wann sie barfuß in den dicken und undurchdringlichen Waldungen Holz fällen, und von ungefähr auf eine unter dem dicken Laubwerk versteckte Schlange dieser Art, treten. Indeß sind die Beyspiele, daß sie den Tod verursachte, nicht selten. Die gewöhnliche Folge des Bisses soll seyn: plötzliches Anschwellen des ganzen Körpers, und Ausströmen des Blutes, aus Nase, Ohren, Augen und Fingerspitzen. Sie wird selten über 1½ Elle lang. Die Xiraracca wird auch für sehr giftig gehalten, und viele Personen sind an dem Biß derselben gestorben, doch ist dieser nicht so durchaus tödtlich als bey jener. Sie erreicht bisweilen die Länge von 2 — 3 Ellen.

Bey Nachfrage, ob kein Gegengift bekannt sey, erwiederte man mir, daß verschiedene Personen den Segen sprechen könnten, und daß dieses das beste bekannte Gegenmittel sey; — vernünftigere Personen haben mit großem Nutzen das unmittelbare Ausbrennen der Wunden angewendet.

Man trifft oft des Abends, besonders in niedrigen feuchten Gegenden, im Umkreis von 12 bis 15 Schritten, Stellen an, die von einem wahren Moschusgeruch angefüllt sind. Ich habe dieses öfters bemerkt, und mich jedesmal genau nach der Ursache erkundigt. — Die allgemeine Sage des Landvolks ist, daß dieser Geruch von der Xiraracca entstünde; ob und in wie fern dieses wahr sey

muß ich künftigen naturforschenden Reisebeschreibern zu bestimmen überlassen. Vielleicht warnt die Natur durch diesen Geruch den Menschen, so wie sie die höchst giftige Klapperschlange sich durch ihr Gerassel verrathen läßt. — Indeß habe ich selbst mehrere Xiraraccen getödtet und abgestreift, und niemals etwas von diesem sonst so durchdringenden Geruch, den man ihr zuschreibt, wahrgenommen; und warum sollte dieser nur am Abend und nicht eben so gut auch am Tage zu bemerken seyn? Er ist meiner Meinung nach in irgend etwas anderem als in der Nachbarschaft der Xiraracca zu suchen.

Die Vogelspinne (Aranea avicularis Linn.) Araa caranguexeira ist allgemein bekannt; Herr Hofr. Tilesius hat an Ort und Stelle eine sehr treue Abbildung davon geliefert. Man nennt sie die Vogelspinne, weil sie zuweilen Colibri's anfallen und fressen soll. Dieses Gerücht ist aber gänzlich falsch.

Diese Spinne macht keine Gewebe, sondern lebt beständig unter der Erde in Löchern, die sie nur bey sehr warm scheinender Sonne, und nicht weiter als höchstens auf einen Schritt Entfernung verläßt. — Sie lebt beynahe so wie eine Krabbe (Taschenkrebs), und daher hat sie den portugiesischen Namen Caranguexeira, d. h. Krabbenspinne. Ich habe selbst deren drei gefangen und bey vierzehn andern Exemplaren, die mir zugebracht wurden, habe ich mich jedesmal genau nach ihrer Lebensart und Nahrung erkundigt. Wenn ich die Landleute fragte, ob sich diese Spinne wohl bisweilen von Colibri's nähre, so verneinten sie dies stets mit Lächeln, und versicherten mich, daß sie von nichts als Insekten mancherlei Art, z. B. großen Fliegen, Ameisen, Bienen, Wespen, Käfern rc. lebten, welche Aussage auch meine eigene Erfahrung bestätigte. Schon der Bau und die Beschaffenheit des Mundes streitet gänzlich gegen dieses alte Vorurtheil, indem derselbe nichts anders als ein wahrer Saugcylinder ist; mit dem sie höchstens nur das Blut eines solchen Thieres aussaugen könnte. Die Colibri's schwirren mit schnellem Flug von einer Blume zur andern; wie sollte also ein Vogel in der Luft und eine Spinne auf der Erde zusammenkommen? Die Krabbenspinne ist ferner langsam und eher träge in ihren Bewegungen,

würde daher auch schon aus diesem Grunde niemals einen schnellen Colibri erha=schen können. Wie man auf den Gedanken gekommen ist, dieser Spinne einen Vogel als Hauptnahrung anzudichten, ist also schwer zu erklären. Der Biß derselben ist weder gefährlich noch tödtlich, kann aber doch heftige Entzündung verursachen. Die Haare mit welchen der Körper allenthalben bedeckt ist, gehen bey der geringsten Berührung los und erregen auf der Haut ein ganz unerträgliches, schmerzhaftes Jucken und Stechen, welches ich beym Präpariren und Ausstopfen derselben verschiedenemal empfunden habe. Gegen feindlichen Angriff scheint diese Spinne nur sehr wenig Muskelkräfte zur Vertheidigung zu äussern, sie wird, so wie viele andere Thiere, Pflanzen und Insekten, nicht auf der Insel St. Catharina angetroffen, häufig aber auf dem festen Lande, besonders in einer Gegend os barreiros, die stark mit türkischem Weitzen bepflanzt ist.

Im Anfang und während des Sommers erschienen nur wenige und kleine Schmetterlinge von verschiedenen Arten, die größten und schönsten zeigen sich erst nachdem die stärkste Hitze vorüber ist. Obgleich ich mit der hier gemachten Sammlung sehr zufrieden war, so versicherte mich doch mein portugiesischer Führer Sr. Caldeiro, daß dieses alles kein Vergleich gegen die Schönheit der Species sey, welche in den Monaten Februar und März vorkommen, und in der That, die letzten Tage unseres Aufenthaltes waren für den Fang die interessantesten. Die Natur und Lebensart dieser so prachtvollen Schmetterlinge ist in manchen Stücken von denen der unsrigen eben so verschieden wie das Klima. Sie erheben sich zum Theil mit leichtem und schnellem Flug in die Lüfte und umflattern die Blüthen der hohen Bäume, sind scheu und unstät, und setzen sich so selten auf Blumen, daß man sie größtentheils im Flug erhaschen muß. — Wollte man die in Europa gewöhnlichen Fangklappen gebrauchen, so würde man sicher nur wenig befriedigt nach Hause kehren. Hier sind schlechterdings große Fangnetze nothwendig, die in langen und leichten Rohrstäbchen befestigt sind. Ich erinnerte mich bey dieser Gelegenheit eines Fangnetzes, welches ich vor mehreren Jahren bey Mr. Latham in London sah, und ließ mir in aller Eile ein

ähnliches machen, das mir die vortrefflichsten Dienste leistete. Mit dem größten Erstaunen beobachtete ich auf meinen Excursionen eine besondere Art (P. N. Februa Hoffmanseggi) die wenn sie von einem Baum abflog, oder das Männchen ein Weibchen verfolgte, ein sehr helles und deutliches Geklapper (wahrscheinlich mit den Flügeln) von sich gaben. Diese Art lebt in dichten Orangenwäldern, setzt sich mit ausgebreiteten Flügeln an die Stämme und ist, wegen ihrer einer Baumrinde ähnlichen Farbe, schwer zu erkennen; nähert man sich ihr, so fliegt sie schon in weiter Entfernung mit Geklapper davon. P. E. T. Archidamas ist ein Schmetterling, der einen sanften, nicht durchdringenden, sondern feinen, wenn ich so sagen darf, honigsüßen Moschusgeruch verbreitet, er lebt auf Blumen, hat ein hartes und zähes Leben, und fliegt schnell und hoch.

Ein anderes merkwürdiges Phänomen ward ich bey einem Schmetterling (den ich für P. Catilina Crameri halte) gewahr: er gab, durch eine besondere Oeffnung am Brustschild, eine unglaubliche Menge schaumartiger Feuchtigkeit von sich, wahrscheinlich um sich dadurch gegen den Angriff seiner Feinde zu vertheidigen, etwa so wie die Raupe des P. Machaon zu thun pflegt.

Mehrere verschiedene Species gelber Tagfalter, die hier zu den gemeinsten Arten gehören, nämlich: P. Dan. Philea, D. Trite, D. Alcmeone, D. Sennae, D. Eubule, D. Argante und andere, leben in Gesellschaft und in großer Menge miteinander und halten sich zu hunderten, ja zu tausenden beysammen; ihr Lieblingsaufenthalt ist in niedrigen, sandigten und zugleich feuchten Gegenden in der Nachbarschaft von Flüssen oder Bächen, wo sie sich, Schaarenweise und zu gleicher Zeit, auf den feuchten Sand zusammensetzen. Wenn man einen dieser Schmetterlinge gefangen hat, ihn an eine Stecknadel auf die Erde steckt, und sich ruhig daneben stellt, so kann man versichert seyn, in weniger als einer Stunde, wenigstens 40 bis 50 Exemplare mit dem Fangnetz wegfangen zu können.

Nicht allein auf dem Lande, sondern auch im Wasser finden die Einwohner Feinde, die wir in Europa nicht kennen. Es soll nämlich in der

Nachbarschaft der Insel St. Catharina und hauptsächlich um Alvoredo und den andern nahe gelegenen Inseln, eine große Art von Sepia gefunden werden, die man Polvo nennt. Fischer versicherten mich, daß sie zuweilen über Mannsgröße vorkämen und manchem schon gefährlich geworden wären; indem sie die sich badenden oder im Wasser fischenden Personen mit ihren Ansaugern dermaßen umschlingen, daß es unmöglich ist, sich davon zu befreien; eilt dann nicht irgend jemand zu Hülfe, um dieses Thier in kleinen Stücken von dem Körper abzuschneiden, so ist der Tod unvermeidlich. Daß eine sehr große Sepie dem Menschen auf diese Art gefährlich werden könne, gebe ich zu, daß es aber eine Species gebe, die in der offenen See, große dreimastige Schiffe umschlungen und ihren Untergang bewerkstelligt haben soll, ist sicherlich eine Fabel, die sogar in den neuesten Zeiten in Frankreich wieder aufgewärmt wurde *).

Fische wurden während unseres Aufenthaltes nur wenige zu Markte gebracht, die brennende Sonnenhitze der jetzigen Jahreszeit, wodurch sie sehr bald in Fäulniß übergingen, war wohl die Hauptursache hievon. — Besonders habe ich bemerkt: Coryphaena hippurus, Silurus Bagre, Scomber Trachurus, Squalus Zygaena, Trichurus Cepturus, Salius argentinus, Scomber Pelamys, einige Species von Chaetodon und Fetraodon, Sparus, Diodon und viele andere, von denen Hr. Hofr. Tilesius ein Namenverzeichniß gesammelt hat.

Die große Menge der noch unbekannten Thiere, die Beobachtung ihrer Lebensart in einem von dem unsrigen so entfernten Himmelsstrich, der Reichthum und die Mannichfaltigkeit des Pflanzenreichs, würden hunderte von Naturforschern Jahre lang beschäftigen können. Unser kurzer Aufenthalt und die geringe reelle Unterstützung, welche Hr. Hofr. Tilesius und ich für naturhistorische Unternehmungen und Ankäufe hatten, nöthigten uns mit dem wenigen zufrieden zu seyn, was wir uns aus eignen Mitteln zu verschaffen Gelegenheit fanden.

*) Histoire naturelle des mollusques, par Denys-Montfort. Paris. An. X. 8. T. I.—IV. S. T. II. pag. 256. pl. XXVI. Le poulpe colassal.

Drittes Kapitel.

Abreise von Brasilien. Umschiffung des Cap Horn. Osterinsel. Ankunft in Nukahiwan, einer der Washington-Insel. Erster Eindruck.

Die Schiffe waren zu Ende Januars wieder in segelfertigem Stande. Wir hatten uns alle mehrere Wochen mit den vortrefflichsten Nahrungsmitteln erquickt; die Mannschaft der beiden Schiffe befand sich gesund, und Capt. v. Krusenstern, mit einem großen Vorrath von frischen Provisionen aller Art versehen, gab nun allen denjenigen, die bisher in der Villa Nossa Senhora do Desterro gelebt hatten, am ersten Februar den Befehl, sich an Bord zu begeben, und so mußten wir das schönste und reichste Land der Erde verlassen. Die Rückerinnerung an meinen Aufenthalt in Brasilien, wird mir zeitlebens unvergeßlich bleiben!

Am 2ten Februar kam der Gouverneur, der uns während unseres Aufenthaltes sehr viele Freundschaft erzeigt hatte, nebst einer zahlreichen Gesellschaft beiderlei Geschlechts, auf das Schiff, um uns ein Lebewohl zu wünschen.

Capt. v. Krusenstern hielt es für nothwendig, die Abreise von Brasilien so viel als möglich zu beschleunigen, weil die Aussicht, das Cap Horn in so später Jahreszeit zu umschiffen, nicht die erfreulichste war.

So manche fürchterliche Schilderungen des Admiral Anson, die Erinnerungen an die großen Beschwerlichkeiten, welche die Capt. Bligh, Wilson, und andere erdulden mußten, und deren Beschreibungen unser tägliches Gespräch

ausmachten, schwebten einem jeden vor der Seele, und ließen uns die Abreise von Brasilien noch schmerzlicher empfinden.

Der Tag unserer Abfahrt war auf den 3. Februar bestimmt, indeß tobte ein Sturm aus Norden so heftig, daß es Capt. v. Krusenstern für rathsamer hielt, noch im Hafen zu bleiben und günstigere Umstände abzuwarten. Erst am 4. Februar Nachmittags wurden die Anker, bey einem stark sich erhebenden Südwinde, gelichtet und gegen Abend waren beide Expeditionsschiffe unter Segel. Das Wetter war trübe, es regnete beynahe unaufhörlich während diesem und den nächstfolgenden Tagen, und bey immer anhaltendem Südwind sahen wir uns bald von der Brasilischen Küste entfernt. Am 6ten änderte sich das Wetter, es wurde heiter und wir segelten mit östlichem Winde sehr rasch gegen Süden, so, daß wir uns schon am 9. Februar in der Breite von Rio de la Plata befanden, in dessen Nachbarschaft ein kleines Schiff am südöstlichen Horizont unsere Aufmerksamkeit auf sich zog. Es würde zwecklos gewesen seyn, unsere Neugierde mit Zeitverlust erkaufen zu wollen, wir setzten daher bey dem günstigen Wind unsern Weg weiter fort. — Neue Gegenstände mancherlei Art gewährten uns in diesem südlichen Himmelsstrich Beschäftigung und Unterhaltung.

Die fliegenden Fische, Boniten, Tummler oder Delphinen, Doraden, Tropikvögel und andere Gegenstände der wärmeren Zonen waren jetzo verschwunden und wir hatten Albatrosse (Diomedea exulans), Sturmvögel (Procellaria) und Wallfische zu unsern täglichen Gesellschaftern. Im 40° der südlichen Breite bemerkten wir häufiges Meergras (Fucus) besonderer Art, ungeachtet wir an 600 Meilen vom nächsten Lande entfernt waren. Die Mannschaft der Newa wurde in der Nacht von dem 20. Februar nicht wenig in Schrecken gesetzt. Das Schiff nämlich erhielt auf einmal einen so heftigen Stoß, daß alle Personen an Bord auf einen Felsen oder doch wenigstens auf eine Sandbank zu stoßen glaubten. Bestürzt lief alles auf das Verdeck, um sich nach der Ursache dieses Vorfalls zu erkundigen, wurde aber schnell beruhigt, als es sich fand, daß das Ganze einem todten oder lebendigen Wallfisch zuzuschreiben sey.

Bey abwechselnder, bis hierher meistens günstiger Witterung, sahen wir uns am 25. Februar in der Nachbarschaft des Staatenlandes, und die Ansicht dieser rauhen und unbewohnten Insel, deren steile und spitze Felsenberge unsern südlichen Horizont begrenzten, gewährte uns, bey einem hellen Horizont, manche Abwechselung. Wir sahen das Cap Sao Joao, von dem wir etwa 33 Seemeilen entfernt seyn mochten; dieses Vorgebirg, 63° 47′ westl. Länge, muß jedem Seefahrer von der größten Wichtigkeit seyn, weil dessen Lage so ausserordentlich genau bestimmt ist, daß der größte Unterschied der geschicktesten Astronomen und Seefahrer doch nur wenige Minuten beträgt. Es kann dieses Cap jedem Kauffahrtheifahrer, der nicht immer die Mittel in Händen hat, richtige Längenbestimmungen zu machen *), zu einem sichern Merkmal dienen, um seine Schiffsrechnung berichtigen zu können; doppelt wichtig ist dieses in einer Gegend, in welcher die Schifffahrt so gefährlich ist, und wo öfters von der genauen Bestimmung der Längengrade die glückliche Umschiffung des Cap Horn's abhängen kann. — Die Menge der Albatrossen und der Sturmvögel nahm zu, je mehr wir nach Süden vorrückten, und das fontänenartige Auffspritzen der Wallfische, welches des Nachts zuweilen für eine Brandung an irgend einem unbekannten Felsen gehalten wurde, war uns nun schon so gewöhnlich, daß es kaum mehr unsere Aufmerksamkeit auf sich zog.

Hin und wieder sah man große Strecken oder Flecken auf der See, die sich durch ihre glatte Fläche, und der weniger wellenförmigen Bewegung des Wassers schon in weiter Entfernung auszeichneten. Diese Flecken entstehen von den thranigten und fetten Bestandtheilen die durch das Athemholen und Blasen der Wallfische und deren Excremente dem Wasser mitgetheilt werden, und es ist bekannt und bemerkenswerth wie wenig Oehl dazu nöthig ist, um sich auf einer unbegreiflich großen Wasserfläche auszubreiten. Auf diese Thatsache gründet sich

*) Man erinnere sich des Amerikaners, der drei Grade zu westlich war. S. oben pag. 25.

auch der Vorschlag (ich glaube von Franklin), bey Sturm mit Oehl die See zu besänftigen.

Der beynahe beständig günstige Wind, mit dem wir von St. Catharina aus bisher so schnell vorgerückt waren, beseelte unsere Wünsche und belebte unsere Träume, bey dem schönsten Wetter in wenig Tagen das so gefürchtete Cap Horn umschifft zu haben; diese Freude dauerte aber nicht sehr lange, denn kaum hatten wir das Cap S. Joao umsegelt und kaum am 26ten Februar Morgens die Breite des berüchtigten Vorgebirgs erreicht, so erhob sich ein sehr starker Sturm aus SS. W. und heftige Windstöße mit Hagel und Regen ließen uns merken, welche Regionen wir beschifften.

Wir waren so sehr an das warme Klima gewöhnt und hatten beständig eine so gemäßigte Temperatur gehabt, daß wir bis zum 25. Februar, als wir uns Mittags im 54° 12′ südl. Breite befanden, selten unter 12° Wärme beobachteten. An diesem Tag (den 25ten) fiel, bey Regen und Sturm, das Thermometer bis auf acht Grad Wärme, gegen die wir alle sehr empfindlich waren. Am 27. Februar klärte sich das Wetter etwas auf, um Mittag wurde 57° 19′ südl. Breite und 5½ Grad Wärme beobachtet. Die Wellen des gestrigen Sturms rollten noch immer sehr hoch, und ermüdeten uns und das schwankende Schiff. Die Hoffnung zu einer ruhigern See, mit der wir uns schon schmeichelten, scheiterte bald; denn am 28. fingen die fürchterlichsten, mit Nebel, Regen und Hagel begleiteten Südwestwinde von neuem an, sie dauerten über 24 Stunden, bis endlich am ersten März sich der Sturm legte, indem sich der Wind mehr nach Norden drehte; das Wasser war während desselben beynahe allenthalben in das Schiff eingedrungen.

Der 2. März war einer der schönsten Tage, den wir nach vielen in diesen südlichen Breiten erlebt hatten; die erquickenden Strahlen der Sonne erwärmten uns heute mehr als jemals, und da die anhaltenden Nebel, der Regen und die unangenehme melancholische Witterung bisher fast alle, die nicht gezwungen waren auf das Verdeck zu gehen, abgehalten hatte, frische Luft zu schöpfen; so

suchten sie sich heute dafür schadlos zu halten; auch wurden nun zum erstenmal wieder, nach dreien Tagen, Sonnenhöhen genommen, aber ein Theil unserer Freude ward gestört, als wir erfuhren, während dieser Zeit bloß nach Süden und gar nicht nach Osten vorgerückt zu seyn.

Unsre sehnlichsten Wünsche, bald aus diesen kalten stürmischen Regionen wegzukommen, schienen endlich erhört zu werden, indem sich Nachmittags ein schwacher Nordostwind erhob, der gegen Abend so frisch wurde, daß wir in einer Stunde zehn Seemeilen nach Westen zurücklegten, und Morgens den 3. März das Vergnügen hatten, unsern vortrefflichen Führer, der uns anzeigte, daß wir das Cap Horn umschifft hätten, den herzlichsten Glückswunsch und schuldigsten Dank abzustatten.

Seit dem 17. Februar zeigte das Thermometer gewöhnlich von 1½ bis 3½ Grade Wärme, in der Nacht vom 1. März war es nur 1° über den Gefrierpunkt.

Der niedrigste Stand des Barometers war am 28. Februar während des Sturms 28″ 5, der höchste Stand desselben am 2. März 20″ 50.

Kaum waren wir in die Südsee getreten, so verließ uns der Nordost, und statt seiner wehete nun ein nicht sehr günstiger Westwind, der uns durch seine Fortdauer zwang, immer mehr südlich zu steuern, so daß wir uns am 5. März im 60sten Grad, als der südlichsten Breite die wir auf dieser Reise erreichten, befanden.

Nach Umsegelung des Cap Horn's wurde es doch, ungeachtet wir südlicher schifften, mit jedem Tag wärmer, je weiter wir gegen Westen vorrückten. Von dem 3. bis zum 13. dieses Monats war der gewöhnliche Stand des Thermometers 4°, der niedrigste 3° und der höchste 5° über dem Gefrierpunkt.

Windstillen, Nebel und Sonnenblicke mit veränderlichem, anfänglich mäßigem, östlichem, dann von dem 12. bis zum 16. starkem nordnordwestlichen Winde begleiteten uns.

In der Nacht von dem 17. zwischen 3 und 7 Uhr fiel das Quecksilber des Barometers von 29″ 10 auf 28″ 45 und setzte uns durch diesen, bis jetzt noch nicht beobachteten, Stand in neue Furcht eines noch nicht erlebten Sturms, dem-

ungeachtet stellte sich am 18. das schönste Wetter ein. Es war beynahe Windstille, die Sonne schien warm, das Thermometer war um Mittag im Schatten 7° Wärme, und eine Menge Albatrosse (Diomedea exulans) schwammen, wie die Gänse, um unser Schiff (55° 46′ südl. Br. 89° 51′ westl. L.). Man versuchte, wiewohl vergebens, mit der Flinte einige derselben zu erlegen. Sobald der Schuß gefallen war, versuchten einige wegzufliegen, sie konnten sich aber nur sehr schwerfällig erheben, und liefen zuerst eine große Strecke über die wogenden Wellen des Meeres, ehe sie Wind genug gefaßt hatten, sich mit ihren schmalen und langen Flügeln erheben zu können. — Dieses war uns ein neues und sehr erwünschtes Schauspiel.

Ungeachtet wir es auch öfters versuchten, diese Vögel so wie andere Seefahrer mit Angeln zu fangen, so waren wir doch nicht so glücklich auch nur einen einzigen zu erhaschen. Capt. Bligh sagt *): „Die Methode, welche die Matrosen anwendeten Albatrossen zu fangen, bestand darin, daß sie die Lockspeise ein oder zwei Fuß vor die Angel befestigten, wenn nun der Vogel an der Lockspeise war, und sie die Angelschnur plötzlich stark an sich rissen, so wurde jener auf diese Art, bald bey dem Fuß bald bey dem Körper, geangelt. Albatrosse und andere Vögel, auf diese Art gefangen, wurden eingesperrt und gefüttert, und bekamen dadurch einen nicht minder guten Geschmack, als der der Gänse."

Die folgende Woche war angenehm und bis zum 24. März fiel nichts besonders Merkwürdiges vor. An diesem Tag aber erhob sich ein sehr starker nordnordwest Wind, der bis Ende März anhielt und uns heute, während eines anhaltenden dicken Nebels, zu unserm größten Leidwesen, von der Newa, unserer bisherigen treuen Gefährtinn, trennte.

Unser Commandant v. Krusenstern hatte in diesem Fall dem Capt. Liansky die Oster-Insel zum Vereinigungsort bestimmt, auf die nun unsere vorzügliche Aufmerksamkeit gerichtet war.

*) S. Bligh voyage to the South-See. pag. 39.

Alle Reisebeschreibungen der Seefahrer, welche diese Insel besucht haben, wurden herbeygeholt; sie machten uns neugierig den jetzigen Zustand mit dem ältern zu vergleichen und zu beobachten, ob sich die unglücklichen Einwohner durch die Geschenke, die La Perouse zurückgelassen hatte *), in einer bessern Lage befänden.

Die Geschichte dieser im großen Weltmeer gänzlich isolirten Insel, und die auffallenden Veränderungen, die sie in kurzer Zeit muß erfahren haben, sind äusserst merkwürdig. Besondere Umstände und widrige Winde bestimmten Capt. v. Krusenstern, seinen Entschluß, und die Hoffnung diese Insel zu berühren, aufzugeben, ungeachtet wir nur 500 Seemeilen östlich von ihr entfernt waren. Der neuere Zustand dieses Eylandes ist durch die Werke von Cook, Forster und La Perouse hinlänglich bekannt, ich kann aber doch nicht umhin hier einige Stellen aus der wenig bekannten Reisebeschreibung des ersten Entdeckers desselben anzuführen, woraus man sieht, mit welcher Uebertreibung man die Entdeckungen damaliger Zeit bekannt gemacht hat.

Roggewein hat diese Insel den 6. April 1722 entdeckt, und unter andern heißt es in einem Werk das seine Reise beschreibt **).

„Die Wilden gehen nicht nackend; sondern sind in baumwollene Zeuge gehüllt; das sonderbarste sind die langen Ohren, welches eine große Zierde ist; in einigen sind so große Löcher, daß man bequem die Hand durchstecken konnte. Bis hierher wird man meiner Erzählung Glauben beymessen, weil sie nichts Ungewöhnliches enthält. Nun aber muß ich auch noch sagen, daß alle diese Wilden von mehr als Riesengröße, und die Männer mehr als zweimal so groß und dick sind, als die größten von unsern Leuten. Die meisten waren zwölf Fuß hoch, so daß wir sehr leicht —

*) Diese bestanden aus Ziegen, Schaafen, Schweinen, Citronenbäumen, Baumwolle, türkischem Weizen und allen möglichen Sämereien. S. voyage de La Perouse etc. T. II. pag. 94.

**) S. Twee Jaarige Reyze rond om de Wereld etc. te Dordrecht by Joannes van Braam. 1728. 4.

Wer wird sich nicht hierüber wundern? — ohne uns zu bücken, zwischen den Füßen dieser Goliathssöhne hätten weggehen können. Alle waren gut proportionirt, so daß jeder einzelne für einen Herkules gelten konnten. Keine von den Weibern erreichte die Höhe der Männer, denn sie waren nicht über zehn bis eilf Fuß hoch. Ich vermuthe, daß die meisten, welche dieses lesen, meiner Erzählung keinen Glauben beymessen, und sie für eine Erdichtung oder für ein Mährchen halten, daher erkläre ich nochmals, daß ich nichts als die reine Wahrheit niedergeschrieben habe, und daß dieses Volk bey der genauesten Untersuchung, in der That von eben dieser übernatürlichen Größe war, wie ich es beschrieben habe.“ rc. Hr. Forster sagt von den Bewohnern dieser Insel. „Wir fanden nicht einen einzigen unter ihnen, den man hätte groß nennen können, dabey waren sie mager. Die Frauenzimmer sind klein und zart gebaut.“

So sehr weichen ältere und neuere Reisebeschreibungen von einander ab. Es schmerzte uns alle, diese kleine und interessante Insel nicht besuchen zu können.

Wir waren indessen allmälich bey stürmischem Wetter in wärmern Zonen vorgerückt. Am 1. April legte sich der Wind, und an den folgenden Tagen wechselten heiteres Wetter, Regenschauer und Windstillen mit einander ab. Das Thermometer stieg von 13° bis 15°. Am 5. erhob sich wieder ein so heftiger Westwind, daß, bey dem sehr starken Schwanken, die eine Seite des Schiffes über drei Zoll im Wasser lag und das Fockfegel Wasser schöpfte. — Am 17. durchschnitten wir den Wendekreis des Steinbocks, und fanden bey einer bisher so beschwerlichen Seefahrt, die beständigere warme Witterung sehr behaglich und zuträglich. Nach wenig Tagen (den 22.) stellten sich die Passatwinde ein, (18° 45′ S. und 114° 50′ W.) und bey heiterem und schönem Wetter und einer Wärme von 18° bis 23° hatten wir uns den Marquesas-Inseln genähert, und sahen den 6. Mai, Morgens bey Tagesanbruch, die eine derselben, welche Cook, Hood's Island genannt hatte, in einer Entfernung von einigen 30 Seemeilen.

Die kurze Beschreibung der neuen Marquesas- oder Washingtons-Inseln, die uns Hergest, Marchand und andere geliefert haben, schien im Ganzen so vortheilhaft und vielversprechend, daß Capt. v. Krusenstern auf der größten derselben, Nukahiwa, Erfrischungen in Ueberfluß zu erhalten vermuthen durfte. Er zog sie daher auch der sonst öfters besuchten und in der Nachbarschaft liegenden Insel St. Christina in dieser Rücksicht vor.

Eine ungewöhnliche Menge Vögel, und große Schaaren von kleinen Fischen, die den Heringen nicht unähnlich zu seyn schienen (wahrscheinlich Scomber scomber Linn.), verkündigten uns am 5. Mai die Nähe des Landes.

Am 6. bey Tagesanbruch hatten wir das Vergnügen Fetugu oder die von Cook entdeckte Hood's Island zu erblicken. Sie gleicht einem steilen, aus dem Meere sich erhebenden Felsen, und scheint, wenigstens auf der Nordseite, ganz kahl, öde und unfruchtbar zu seyn. Gegen 7 Uhr sahen wir, etwas weiter in Südwest, am neblichten Horizont die Inseln Dominico und St. Pedro. Gegen 9 Uhr bekamen wir Riou's Island (Uahuga) zu Gesicht; ihr kahles Ansehen und die schroffen, steilen, pickförmigen Felsen erfreuten uns eben nicht sonderlich. Wir bemerkten eine Menge Vögel, und um das Schiff her schwammen die Meerschweine (Delphinus phocaena Linn.) in großen Schaaren. Abends um 5 Uhr erblickten wir den erwünschten Erfrischungsort, die Insel Nukahiwa, im Nebel. Es entstanden beynahe zu gleicher Zeit einige Regenschauer und Windstöße, daher nun bey Einbruch der Nacht die meisten Segel eingezogen wurden, um das Schiff, bey ziemlich starkem Wind und Regen, so viel als möglich von dem Lande entfernt zu halten. Am frühen Morgen, als sich die Nebel kaum zerstreut hatten ward die Insel Nukahiwa wieder sichtbar. Je mehr wir uns derselben näherten, desto mehr wuchs unsere Neugierde. — Mit der größten Aufmerksamkeit durchspähten wir, vermittelst unserer Fernröhre, die uns schon ziemlich nahe gelegene südöstliche Küste. Sehnsuchtsvoll suchten wir, nach einer langen beschwerlichen Seefahrt, jene fruchtbaren, von Cook, Forster und andern so hochgepriesenen, mit den vortrefflichsten Brodbäumen, Coco's- und Bananen-

wäldern angepflanzten Thäler der Südsee Inseln, und kosteten schon in Gedanken die herrlichsten Früchte, ungeachtet wir noch nichts als kahle und öde Felsenklippen gewahr wurden. Nur hin und wieder konnte man in tiefen Felsenthälern einige Spuren von Kultur und Bevölkerung bemerken. Die Nacht über hatte es stark geregnet, und nun belebten viele Wasserfälle, deren sich einige, von einer Höhe, die wenigstens tausend Fuß betrug, über die dunkeln Felsen in die tobende Brandung der See stürzten, diese todte und ärmlich beschenkte Landschaft. — Eine Scene, die sich unsern Augen in einem desto gefälligern und angenehmeren Lichte darstellte, da wir schon seit einigen Wochen großen Wassermangel erlitten hatten, und auf eine tägliche Wasserportion gesetzt waren.

Das vor uns liegende Land war von mittelmäßiger Höhe. Steile und plötzlich abgerissene Felsenmassen wechselten mit bald spitz hervorragenden, bald schräg aufstehenden, kahlen Steinmassen, die ganz unregelmäßig und gleichsam wie von ungefähr dahin geworfen erschienen. Wir glaubten uns wieder nach Teneriffa versetzt; dem äußeren Ansehen nach war sie gleichsam wie verbrannt, und der erste Hinblick verrieth ähnlichen Ursprung mit allen übrigen, sogenannten vulkanischen Inseln. Nur hin und wieder sah man einen Busch oder einen Strauch, der den Gipfel der dunkeln Felsenpyramide zierte, oder einen Baum, der sich an einen, kaum mit etwas Erde bedeckten, fast schwarzen Felsen klammerte. Die wenigen sanft anlaufenden Hügel waren mit einem reizenden Grasteppich überzogen. So einladend auch anfänglich diese Landschaft erschien, so ermüdete sie doch bald das Auge, durch das ewige Einerlei, da sie weder von Menschen, noch durch irgend eine, am Abhang des Berges weidende Heerde belebt wurde.

Die starke Brandung der an den gespaltenen Felsen schäumenden Wellen, wurde nach und nach deutlicher, und wir waren dem Ufer schon so nahe, daß wir uns auf das sorgfältigste bemühten, einige Bewohner oder ein Canot zu entdecken, welches wir, aus einer nahen Bucht, von der Neuheit eines europäischen Schiffes angelockt, uns entgegenzueilen, vermeinten; allein umsonst. Einigemal sahen wir einzelne, aus dem Wasser hervorragende Felsen in gespannter Erwar-





tung für ein Canot an. Endlich gaben wir fast alle Hoffnung auf, zur See von den Bewohnern bewillkommt zu werden. — Capt. v. Krusenstern ließ daher nun zwei Schaluppen aussetzen, um die nahe, todte Küste und den Hafen auszukundschaften. Indessen bemerkten wir einige Insulaner, die am felsigten Ufer fischten und uns, so viel wir unterscheiden konnten, ganz gleichgültig angafften, als wir vorübersegelten. Kurze Zeit nachher sahen wir endlich, zu unserer großen Freude, ein Canot mit einer weissen Flagge herannahen, das mit acht nackten Personen besetzt war, welche gerade, auf die von uns ausgesetzten Schaluppen, zuruderten; wir suchten sie in einiger Entfernung zu beobachten, und freuten uns unendlich, als wir einen dieser Wilden, ganz ohne Schüchternheit, aus dem Canot in die Schaluppe springen sahen, und diese hierauf sogleich nach unserm Schiff zurückkehrte. Manche Muthmaßungen wurden geäußert, aber wir waren nicht wenig erstaunt, als wir auf einmal, statt eines Südsee-Insulaners, einen Europäer ganz nach hiesiger Landessitte entkleidet, und ausser einer schmalen Hüftsbinde entblößt, auf unserem Verdeck erblickten. — Ein englischer Matrose, der sich Roberts nannte, und der, Gott weiß, bey welcher Gelegenheit und durch welchen Zufall, hierhergekommen war, stand vor uns und versicherte, indem er so ziemlich gut englisch sprach, diese Insel schon seit mehreren Jahren bewohnt zu haben. Der Farbe nach war er wenig oder gar nicht von den übrigen Insulanern verschieden. So großen Einfluß hatte das Klima auf seine Haut. Verschiedene Empfehlungsschreiben von andern hier gewesenen Schiffscapitäns, denen dieser Mensch treue und hülfreiche Dienste erwiesen hatte, die er nun vorzeigte, mußten uns natürlicher Weise ein größeres Zutrauen einflößen, als sein verwildeter Aufzug, und wir freuten uns nicht wenig, ganz unerwartet auf einmal einen europäischen Lootsen an Bord zu haben, der uns genaue Nachricht von allem was die Insel und deren Bewohner betrifft, zu geben versprach.

Mit tausend und tausenderlei Fragen wurde er bestürmt, und jeder wünschte zuerst durch eine Antwort befriedigt zu werden. Als wir uns nach dem Chef oder Oberhaupt der Insel erkundigten, sagte er, hier herrsche ein König, und

der Bruder desselben sey mit ihm in dem, neben unserm Schiff wegrudernden Canot gekommen; dies schien uns lächerlich, indeß erlaubten wir sogleich Sr. Königlichen Hoheit zu uns zu kommen. — Ein wohlgewachsener über den ganzen Körper tatuirter Mann, kletterte nun an Bord. Er war wie seine übrigen Begleiter, ganz nackend, hatte kein besonderes Ansehen, kein besonderes Unterscheidungszeichen, und war so blöde und schüchtern, daß es uns allen auffiel, bey einem so starken, muskulösen und robusten Manne eine so kindische Zaghaftigkeit und Furcht zu finden. — Anfänglich weigerte er sich die ihm dargebotene Hand anzufassen, schmiegte sich aber wenige Augenblicke nachher an jeden, der ihm eine freundschaftliche Miene schenkte, fest an, und hatte kaum Muth genug einen Augenblick für sich allein zu bleiben *).

Nachdem sich die seltenen Gäste auf unserm Schiff eine Zeitlang schüchtern umgesehen hatten, und wieder nach ihrem Canot wollten, so wurden sie mit einigen Nägeln, Messern, rothem Zeug und andern Gegenständen beschenkt, womit sie vergnügt über Bord sprangen und schwimmend ihrem Fahrzeug zueilten.

Unterdessen hatten wir mit unserm Lootsen unter mancherlei Fragen und Antworten den Hafen erreicht, in welchem wir gegen 1 Uhr Nachmittags, in der Entfernung von etwa einer halben Seemeile vom Lande, den Anker fallen ließen.

Noch schien alles an den nahen, meist sandigen Ufern todt. Es währte aber nicht lange, so versammelten sich eine Menge Menschen beiderlei Geschlechts

---

*) Diese seltene Furcht läßt sich vielleicht durch den Streit erklären, den das für Vancouver bestimmte Proviantschiff Daedalus hier mit den Einwohnern hatte, als es hier, im Februar 1793 von der Nordwestküste von Amerika kommend, in diesem Hafen (Port Anna Maria) ankerte. Der anfänglich freundschaftliche Verkehr wurde durch einen Streit zwischen einem Matrosen und einem Insulaner unterbrochen. Letzterer schlug den ersten und wurde sogleich, nachdem er über Bord gesprungen war, von dem Matrosen erschossen. Lieut. Hansen, der das Schiff kommandirte, ward hierauf durch das feindliche Betragen der Insulaner gezwungen den Hafen zu verlassen, und dieser Todesfall, der, wie wir in der Folge hörten, eine Person von angesehener Familie betraf, schien noch in frischem Andenken zu stehen, und seine Furcht zu begründen.

an denselben. Die meisten Weiber konnte man in weiter Entfernung durch ein aus Papiermaulbeerbaum verfertigten, größtentheils gelben Zeuge, welches sie umgeworfen hatten, unterscheiden.

Nun kamen viele Insulaner von dem, unserm Ankerplatz entgegengesetzten, und etwa drei Seemeilen entfernten nordwestlichen Ufer herangeschwommen. Anfänglich konnten wir in großer Entfernung nur eine große Anzahl aus dem Wasser hervorragender und schwarz behaarten Köpfe gewahr werden, kurze Zeit nachher aber hatten wir das seltene Schauspiel, einige hundert nackte Männer, Weiber und Mädchen, um unser Schiff schwimmen zu sehen; wovon die meisten Cocosnüsse, Bananen und Brodfrüchte zum Verkauf herbeybrachten.

Das Geschrei, Gelächter und Toben dieser immer frohsinnigen Menschen war unbeschreiblich, und machte auf jeden einzelnen einen eigenen Eindruck. — Nur wenigen Insulanern, die der Engländer Robert für die Vornehmern erklärte, wurde der Zugang zum Schiff erlaubt, die übrigen jubelten, indem sie, Sirenen gleich, um dasselbe schwammen. Der immerwährende Lerm war größer als bey dem zahlreichsten unserer Jahrmärkte, und kaum konnten wir bey Tische unser eignes Wort hören. Die jungen Mädchen und Weiber, die sich eben so wie die Männer ganz nackt, und in nicht geringer Anzahl versammelt hatten, waren ausserordentlich laut und gesprächig, und dabey, nach unsern europäischen Begriffen, unverschämt. Sie brachen bey jeder unserer Bewegungen oder Handlungen in ein lautes und frohes Lachen aus, und da wir auch nicht ein Wörtchen von den vielen schönen Sachen, die sie uns vorerzählten, verstanden, so machten sie sich sehr bald durch die unsittlichsten und unanständigsten Gebehrden und Pantomimen, mit denen sie ihre Reize anboten, verständlich. Einige deuteten höhnisch auf ihre größern Gespielinnen, und suchten sich selbst mehr Vorzug zu verschaffen, indem sie mit lauter Stimme Wahine iti-iti, d. h. kleines Mädchen, wiederholten, und ihren Anträgen mit huka-huka mehr Nachdruck zu geben bemühten; andere zeigten ihre körperliche Geschicklichkeit, machten im Wasser Purzelbäume, legten sich und schwammen auf dem Rücken, und waren ausser sich

vor Freuden, wenn sie bemerkten, daß eine oder die andere Posse die Aufmerksamkeit eines Zuschauers erregt hatte. Es ist beynahe keine unanständige Stellung zu denken, die sie uns nicht zum besten gegeben hätten. — Die mit ihnen herangeschwommenen Männer waren nicht im geringsten eifersüchtig; im Gegentheil, der Mann schien die Vorzüge seiner Frau, der Bruder die seiner Schwester, der Vater die seiner Tochter, der Liebhaber die seiner Geliebten anzupreisen.

Gegen Abend zogen sich die meisten Insulaner, auf unser dringendes Verlangen, nach dem Lande zurück, nachdem einige derselben, wenigstens vier bis fünf Stunden lang, unter beständigem Geschrei und Lärmen unsere Ohren, in der That nicht wenig ermüdet hatten.

Die Weiber und Mädchen zeigten sich hier, wie beynahe allenthalben, halsstarriger oder doch weniger gehorsam, als die Männer; vielleicht wußten sie auch, durch frühere Besuche der Europäer verwöhnt, daß diese ankommenden Fremdlinge und gutartigen Menschen doch am Ende keine abschlägige Antwort zu geben, gewohnt sind. Genug, die Schönen der Insel bestanden so hartnäckig auf ihrem Gesuch, an Bord kommen zu dürfen, und waren so zudringlich und laut, daß man zuletzt, bloß um dem Lärm ein Ende zu machen, den zum Theil ganz kläglichen Bitten Gehör geben, und wenigstens einigen derselben den Zugang auf das Schiff gestatten mußte.

Jetzt erschienen diese Grazien mit allen ihren Blößen; denn ob sie gleich niemals das Land verlassen, ohne wenigstens ein grünes Blättchen vorzubinden, so wurde doch diese nachlässige Bedeckung, durch das lange umherschwimmen, und die vielfachen Gauckeleien, bey den meisten vermißt. Nur bey einigen war noch das wenige Laubwerk erhalten, und zum Glück für diese, hatten wir keine Ziegen oder Schaafe an Bord, die wahrscheinlich eben so begierig nach diesen Blättern, als wir nach den uns zu gebrachten Bananen, Cocosnüssen und Brodfrüchten gelüstet haben würden, wo wir alsdann mit Wilson *) hät-

*) S. A Missionairy voyage to the southern pacific. Ocean, performed in the Jears 1796, 97—98 in the ship Duff commanded by Cpt. James Wilson. London 1799. 4. with maps, charts et views.

ten sagen müssen: „Die schelmischen Ziegen richteten bey den schönen jungen Mädchen viel Unheil an; denn sie ließen ihnen nicht einmal ihre grünen Blätter und griffen sie von allen Seiten so an, daß sie in kurzer Zeit ganz nackt abgelaubt waren."

So bereit auch diese Insulanerinnen mit Austheilung ihrer Gunstbezeugung seyn mochten, und so willig sie jedem Matrosen, der ihnen die Hände reichte, folgten, so herrschte doch eine gewisse Schamhaftigkeit unter ihnen; denn alle diejenigen, die ihre Blätter verloren hatten, waren nicht wenig besorgt, man möchte einen Theil ihrer sonst verborgenen Reize sehen, und um dieses zu vermeiden, gingen sie in kleinen Schritten, kaum einen Fuß vor den andern setzend, gekrümmt, mit eingezogenen und enge zusammengeschlossenen Knieen und Schenkeln, indem sie mit der Hand das Blatt zu ersetzen suchten; so daß sie in dieser, der mediceïschen Venus ähnlichen Stellung, dem phylosophischen Beobachter des Menschen ein schönes Schauspiel gewährten. Diejenigen hingegen die noch ein Blättchen umhängen hatten, waren bey jeder ihrer Bewegungen beschäftiget, demselben wieder die rechte Stelle anzuweisen.

Wir wunderten uns nicht wenig unter diesen Mädchen, die sich von freien Stücken zudrängten, einige zu bemerken, die kaum das achte oder neunte Jahr erreicht haben konnten, die, bey dem noch lange nicht ausgebildeten Körper, in jeder Rücksicht als Kinder zu betrachten waren, und demungeachtet lustig und fröhlicher Dinge ihre jugendlichen Reize eben so vergnügt zu Markte brachten, als ihre ältere Gespielinnen. Bey ausdrücklicher Nachfrage und Erkundigung hierüber erfuhr ich von Roberts, daß diese vermeintlichen Kinder schon lange das nicht mehr hatten, was man bey ihnen vermuthen sollte, ja er versicherte mich, daß es den erwachsenen Mädchen zur Schande gereichen würde, wenn sie, von den Männern verachtet, keine Gunstbezeugung austheilen können, und daß ein unverheirathetes Mädchen desto mehr geschätzt wird, je mehr Liebhaber sie hat. Ein anderes Kind, das höchstens zehn bis eilf Jahr alt seyn konnte, war, nach Aussage unseres Gewährsmannes, die anerkannte Frau eines Insulaners.

Wir konnten nicht lange unsern phylosophischen Betrachtungen nachhängen; denn bald verlor sich eine Sirene nach der andern, mit den Matrosen Hand in Hand, nach dem innern Raum des Schiffes, und die Göttin der Nacht deckte alles, was sich da mag zugetragen haben, mit ihrem dunklen Schleier.

So endete unter neuen, wunderbaren und nie erlebten Scenen der erste Tag unseres Hierseyns. Am folgenden frühen Morgen hüpfte eine Schöne nach der andern über Bord, und schwamm behende, mit Geschenken mancherlei Art, nach dem nahen Ufer.

Die Matrosen, die eben nicht viel mitzutheilen hatten, beschenkten ihre Geliebte, mit Bouteillen, zerbrochenen Töpfen, Porzellanscherben, bunten Läppchen u. s. w. welches alles am ersten Tag einen lebhaften Eindruck der Freude zu machen schien. Einer unter andern, der in der Eile nicht wußte, womit er seine Erkenntlichkeit bezeugen sollte, riß die Leine von ein Paar alten abgetragenen Beinkleidern ab, und schmückte hiermit den Hals seiner Schönen, die mit einem so seltenen europäischen Geschenk reichlich belohnt, stolzer und vergnügter, als mancher Ritter mit dem Ordensband, nach Hause eilte und wahrscheinlich bey sich selbst dachte:

Honni soit qui mal y pense.



Viertes Kapitel.

Beschreibung der Insel Nukahiwa. Einleitung. Kurze Übersicht der Marquesas- und Washington-Inselgruppe. Beschreibung der Insel. Klima. Lage. Bevölkerung. Landesproducte. Bewohner.

Anstatt journalmäßig die sich zugetragenen Begebenheiten zu erzählen, scheint es mir zweckmäßiger, das Resultat meiner, während unseres Aufenthaltes in Nukahiwa gemachten Beobachtungen zusammenzufassen, und auf diese Art einen allgemeinen Blick über diesen Archipel und dessen Bewohner, nebst ihren Sitten und Gewohnheiten zu werfen. In dieser Absicht aber finde ich es für nothwendig, folgende Bemerkungen vorauszuschicken.

Es ist schon aus dem Vorhergehenden bekannt, daß wir von einem Engländer, Namens Roberts, in Empfang genommen wurden; dieser benachrichtigte uns sogleich, daß wir auch einen Franzosen auf der Insel vorfinden würden, den er aber in einem sehr schwarzen Lichte darzustellen suchte, und den Capt. v. Krusenstern zugleich warnte, sich nicht mit diesem Menschen einzulassen. Hätte der Franzose das Glück gehabt zuerst zu uns gekommen zu seyn, so würde er uns sicherlich eben dasselbe von Roberts, seinem Erzfeinde, gesagt haben; dem sey wie ihm wolle, ungeachtet dieser Engländer alle Gemeinschaft des Franzosen mit uns vereiteln wollte, so wußte es dieser doch so geschickt einzurichten, daß er sogleich nach unserer Ankunft in Gesellschaft des sogenannten Königs an das Schiff kam. Er nannte sich Jean Baptiste Cabri von Bourdeaux gebürtig. Auf die

freundschaftliche Vorstellung unseres würdigen Commandanten v. Krusenstern, der sich auf alle Art bemühte Ruhe, Friede und Einigkeit zwischen beiden Partheien herzustellen, schienen sie sich auch wirklich miteinander zu versöhnen, und reichten uns während unseres Aufenthalts gemeinschaftlich hülfreiche Hand. Der Engländer Roberts insbesondere, dem wir, durch sein ordentliches Betragen im Umgang ein größeres Zutrauen zu schenken Ursache fanden, betrug sich während der ganzen Zeit auf die uneigennützigste und unbescholtenste Weise, und bestrebte sich nach allen seinen Kräften unsern Wünschen ein Genüge zu leisten.

Diese beiden Europäer lebten schon seit mehreren Jahren bald auf der einen, bald auf der andern Insel dieser Gruppe, und hatten beide, besonders der Franzose, die Sprache derselben erlernt, sie konnten uns also auch als Dollmetscher die besten Nachrichten von diesen Inseln, den Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten ihrer Einwohner, so weit sie ihr Verstand umfaßte, mittheilen. Schade nur, daß wir eine so seltene Gelegenheit nur so wenig Tage benutzen konnten *).

Nachstehende Bemerkungen sind keine bloße Muthmaßungen, die aus einer phylosophischen Beurtheilung einer bisher noch unbekannten Inselgruppe entstanden sind; sondern es ist die treue Darstellung derselben, nach Aussage zweier Personen, die schon mehrere Jahre unter diesen Völkern gelebt, und nicht die geringste Ursache hatten, uns irgend etwas zu verhehlen; die auch selbst nicht aufgeklärt genug waren, uns zwecklose Erdichtungen aufbürden zu wollen. Ich suchte so viel als möglich von beiden Erkundigung einzuziehen, und nahm erst alsdann irgend eine Thatsache als wahr an, wenn ich sie von zwei im Grunde feindlich gegeneinander gesinnten Menschen bestätigt fand. Uebrigens muß ich bekennen, daß ich auf die Nachrichten des Engländers einen geringern Werth setze, als auf die des Franzosen; weil letzterer länger hier lebte, und so sehr verwildert war, daß zwischen ihm und den Eingebornen, in Absicht seiner Sitten, seiner Lebens- und ich möchte sagen, seiner Denkungsart sehr wenig Unterschied Statt fand. Seine Mut-

*) Wir waren nur 10 Tage in Nukahiwa.

tersprache hat er beynahe vergessen und er brachte anfänglich nur ein wiederholtes me parler françois als Beweis seiner Nation vor. Er war am ganzen Körper, das Gesicht nicht ausgenommen, tatuirt, schwamm eben so gut wie die Insulaner, lebte mit der Tochter eines kleinen Chefs oder bemittelten Mannes der Insel, und ging mit der Familie desselben und den übrigen Nukahiwern auf einen höchst vertrauten Fuß um. Der Engländer Roberts hingegen, lebte mehr von den Einwohnern abgesondert, hatte, so viel wir merken konnten, keine so große Fertigkeit in der Landessprache, war, meiner Meinung nach, weniger mit den Sitten des Landes bekannt, und selbst ziemlich gleichgültig gegen dieselben; hatte aber einen bessern Charakter und mehr natürlichen Verstand, war weit gebildeter, und schien durch sein gutes Betragen viele Gewalt über die Einwohner zu besitzen; vielleicht war dieses auch nur jetzo der Fall, da die Einwohner bald merkten, daß wir ihm ein größeres Zutrauen schenkten, und er unser eigentlicher Geschäftsträger und Dollmetscher, der Franzose hingegen nur der Beyläufer war.

Der Einfluß den ersterer durch seine Heirathsverbindung gewonnen zu haben vorgab, trug wohl wenig zu seinem Ansehen bey, da er mit einem Mädchen von niedriger Herkunft und nur unter der Protection eines angesehenen Chefs lebte, auf dessen Anverwandtschaft er Ansprüche machen wollte, obgleich er nur den Namen mit ihm gewechselt hatte, welches hier und an vielen Orten in der Südsee eine Art von Verwandtschaft, oder eine religiöse, genaue Verbindung zu Wege bringt; etwa so wie bey uns die Gevatterschaft.

Der erste Theil der Reise des Capt. v. Krusenstern ist jetzo, da ich dieses schreibe schon im Druck erschienen; seine interessanten Bemerkungen sind zum Theil von den meinigen verschieden, die Ursache liegt offenbar darin, daß er mehr den Roberts ausgekundschaftet hat, ich hingegen mehr den Cabri. Daß ich durch diese Verschiedenheit der Meinung oder einzelner Thatsachen keine vorsätzlichen oder gar beleidigende Absichten habe und den würdigen v. Krusenstern, ohne dessen Unterstützung ich diese Bemerkungen nicht dem Publico vorlegen könnte, einzelner Unwahrheiten beschuldigen oder öffentlich gegen ihn auftreten

will, das wird doch wohl keinem billigen Richter einfallen, ich sehe mich also, um recht verstanden zu werden, und in keinem falschen Lichte zu erscheinen, genöthigt, hier öffentlich den Mann, dem ich alles schuldig bin, für dessen Freundschaft ich die wärmsten Empfindungen der Dankbarkeit hege, zu versichern, daß ich in keiner niedrigen Absicht, oder um ihm zu widersprechen: sondern bloß deswegen von ihm abweiche, weil ich einen andern Gewährsmann hatte. Wenn ich also z. B. sage, daß die Mütter ihre Kinder säugen, wenn ich eheliche Verbindungen und Eifersucht statt finden lasse, so ist Jean Cabri an diesen und andern Widersprüchen Schuld. — Gedanken sind zollfrei; diese und ähnliche Kleinigkeiten sind wahrlich nicht erheblich genug, um die Freundschaft des Mannes auf das Spiel zu setzen, den ich stets verehren werde, und dessen Verdienste von ganz Europa anerkannt sind. Das Publikum wird durch diese Abweichungen mehr die Schwierigkeiten einsehen lernen, die einem Reisenden im Wege stehen, um Wahrheiten und Thatsachen fremder Länder und Völker auszuforschen. Uebrigens steht es ja in der Willkühr eines jeden, der Meinung des Roberts oder der des Cabri beyzutreten.

Kurze Uebersicht der Marquesas- und Washington-Inselgruppe.

Die Marquesas-Inselgruppe wurde von Alvaro Mendana de Neyra im Juli 1595 entdeckt; er benannte sie so zu Ehre des Marquis Mendoça de Canete, der damals Vicekönig von Peru war, und ihn mit vier Schiffen ausgeschickt hatte, um die von demselben Neyra entdeckten Salomons-Inseln zu besetzen. — In der Folge wurden diese Marquesas-Inseln zuerst wieder von Cook aufgesucht, der dann 1774 die bis dahin noch unbekannte Insel Fetugu oder Fataugu fand, und sie mit dem Namen Hood's Island belegte. Seitdem ist diese Gruppe von Le Marchand 1791, von Hergest im März 1792, von Brown im Juni 1792, von Capt. Roberts 1793, von Wilson 1797 und von vielen andern Seefahrern, besonders der vereinigten amerikanischen Freistaaten, besucht worden.

Capt. Roberts, ebenfalls ein Amerikaner, hielt sich drei Monate in Tahuata (St. Christina) auf, und baute daselbst ein kleines Fahrzeug, mit dem er nach der Nordwestküste von Amerika, des Pelzhandels wegen, segelte.

Die Marquesas- oder Washington-Inseln wurden von Ingraham und Le Marchand beynahe zu gleicher Zeit entdeckt. — Wem geographische Nachrichten über diese Insel besonders interessiren, der findet in Le Marchand, Vancouver, Wilson und vorzüglich in v. Krusensterns Reise eine sehr treue, ausführliche und genaue Beschreibung, ich begnüge mich hier nur eine allgemeine Uebersicht davon mitzutheilen.

Tabellarische Übersicht der älteren Marquesas-Inseln.

Wahre Namen.	ält. Benennung.	Benannt	von	Ortbestimmung.	Lat. Sud.	Long. West.
1. Fatuiwa	Ohitatoa	La Magdalena	Mend. d. Neyra 1595	Die Mitte d. Insel	10° 25'	138° 49'
2. Montane	Onateaya	St. Pedro	= =	=	9° 47'	138° 55'
3. Tahuata	Ohitau	St. Christina	= = =	Port Madre de Deos	9° 55'	139° 8'
4. Hiwaoa	Ohiwaua	La Dominica	= = =	Ostspitze	9° 39'	138° 21' 30"
5. Fetugu	Tihboa	Hoods Island	Cook 1774	Die Mitte	9° 27'	138° 29' 30"

Tabellarische Übersicht der neuen Marquesas- oder Washington-Inseln.

1. Nukahiwa	Nuahiwa	Federal Island	Ingraham 1791	Südostspitze	8° 57'	139° 32' 30"
		Ile Beaux	Marchand 1791	Südspitze	8° 58' 40"	139° 44' 30"
		Sir H. Martins Isl.	Hergest 1792	Nordwestspitze	8° 53' 30"	139° 49' 00"
		Adams Isl.	Roberts 1793			
2. Uahuga	Ruahuga	Washington Isl.	Ingraham	Westspitze	8° 58' 15"	139° 13' 00"
		Massachusets Isl.	Roberts	der doppelte Pic	8° 55' 58"	139° 10' 00"
		Rious Isl.	Hergest	die Mitte	8° 54' 30"	139° 09' 30"
3. Uopoa	Ruapoa	Adams Isl.	Ingraham			
		Ile Marchand	Marchand	Nordspitze	9° 21' 30"	139° 09' 00"
		Jefferson Isl.	Roberts			
4.		Linkoln	Ingraham		9° 29' 30"	
		Ile Platte	Marchand			
		Resolution Isl.	Roberts			
		Cevel Isl.	Wilson			
5.) 6.) Motua iti		Frankiin Isl.	Ingraham		8° 37' 30"	140° 20' 00"
		Blak Isl.	Roberts			
7) 8) Hiau et Fatuuhu		Knox et Hancok	Ingraham	7. Südspitze	7° 57' 30"	140° 13'
		Masse et Chanal	Marchand	8.	7° 50'	140° 06'
		Freemantel et Langd.	Roberts			
		Roberts Isl.	Hergest			

Beschreibung der Insel Nukahiwa.

Die Küsten dieser Insel sind größtentheils steil, und bieten schwarze kahle Felsenmassen dar, die ohne Zweifel einem Vulkan ihr Daseyn zu verdanken haben und sich beynahe senkrecht aus der Meeresfläche erheben. Die Nachbarschaft des Aequators, von dem sie nur wenige Grade entfernt liegt, läßt schon ein sehr heißes Klima vermuthen, daher das Thermometer wohl selten unter 18° bis 20° Wärme zeigt. Marchand bemerkte im Monat Juni 27° und wir im Mai gewöhnlich 23 bis 25, und zwar auf dem Schiffe. Der Aufenthalt soll sehr gesund seyn, wovon uns die beiden Europäer einen deutlichen Beweis gaben. Krankheiten kennt man kaum, Wunden und andere zufällige Verletzungen ausgenommen.

Der Winter characterisirt sich hier, wie an den meisten Orten zwischen den Wendekreisen, durch häufige Regengüsse. Geschieht es aber, welches zuweilen und namentlich ein Jahr vor unserer Ankunft unglücklicher Weise der Fall war, daß wohl in 9 bis 10 Monaten kein Tropfen Regen fällt, so tritt Hungersnoth ein, die nicht nur große Sterblichkeit verursacht; sondern auch zu den abscheulichsten und unerhörtesten Handlungen Veranlassung gibt, von denen ich weiter unten sprechen werde.

Die herrschenden Winde sind die Ostpassat, die besonders im Herbst am stärksten wehen und tiutin genannt werden. Die Südwestwinde nennen die Insulaner tuwatone. Diese sollen im Winter die herrschenden seyn, und alsdann benutzt werden, um nach den benachbarten Inseln zu segeln; ihre Schifffahrt ist in schlechtem Zustande; denn sie gebrauchen gewöhnlich drei Tage um nach der nahen Insel St. Christina zu kommen. Im Frühjahr und Sommer wehen meistens Nordwinde die tukuahu heissen; für West oder Nordwest soll kein besonderer Name in der Landessprache existiren, weil dieser Wind, wie man sagt, höchst selten oder gar nicht hier weht. Gewitter kommen nur selten vor.

Die Insel hat ungefähr fünfzehn deutsche Meilen im Umfang und besteht, wie eben gesagt, aus nackten, schroffen, größtentheils unzugänglichen Bergen, welche schmale, hin und wieder sehr fruchtbare und wasserreiche Thäler zwischen sich bilden.

An der südlichen Küste findet man mehrere sichere Hafen, nämlich:

1) Der Hafen und die Bay von Tayo-Hoae, oder Taïohaïe, oder Tiohai *), den Hergest Port Anna Maria genannt hat.

2) Home, Hoome, Siume, Tscho-ome, Comptrollers Bay von Hergest.

3) Der neue Hafen Hapoa, Port Tschitschagoff von Krusenstern.

4) An der nordwestlichen Seite der Insel behauptet Capt. Brown in der Butterworth einige gute, zahlreich bewohnte Hafen entdeckt zu haben, die, meines Wissens, von Niemand genau untersucht oder beschrieben worden sind.

5) An der nordöstlichen Spitze bemerkte die Newa bey ihrer Ankunft eine bewohnte Bay.

6) Die südwestliche Seite scheint niedriges und sanftaufsteigendes Land darzubieten, und wahrscheinlich würden auch hier Buchten und sichere Ankerplätze zu finden seyn.

Da die Insulaner wechselseitig einander bekriegen und in beständiger Feindschaft miteinander leben, so konnten wir wenige Nachrichten von entfernten Gegenden der Insel einziehen. Flüsse und Berge bestimmen die Grenzen ihrer Wohnplätze.

Die bewohntesten Oerter in der Nachbarschaft unseres Ankerplatzes sind die drei ersten ebengenannten Hafen und die daran grenzenden Thäler, die zusammen etwa 3000 streitbare Männer enthalten sollen.

---

*) Man sieht aus diesen und den folgenden verschiedenen Aussprachen, wie schwer es einem Fremden seyn muß, die richtigen Laute zu fassen, ich würde Tiohai geschrieben haben, folge aber der Benennung des Capt. v. Krusenstern, der Tayo-Hoae angenommen hat.

Die Gegend um Comptrollers Bay oder Home wurde uns als eine der bevölkertsten Theile der Insel, und aus drei Thälern bestehend, angegeben.

Auf der West- oder Südwestseite soll der größte Fluß der Insel und ein sehr volkreiches Thal seyn, das man mir Jacapa nannte.

Capt. v. Krusenstern erhielt von einem andern, Hotty shewe *), Nachricht, das an 1200 Kriegsmänner stellen kann.

Das Thal bey dem Hafen Tschitschagoff (Hapoa) heißt Schegua und ein anderes nahe daran grenzendes, Ihanahui.

Der Schwiegersohn des Chefs von Tayo-Hoae, Namens Mauday soll ein Thal im Innern des Landes beherrschen, das ebenfalls an 1200 Krieger faßt.

Aus diesen und andern einzelnen, unzuverlässigen Angaben ließe sich die Volksmenge von Nukahiwa bis auf 18000 Menschen bestimmen; ich halte diese Anzahl aber, nach den vielen Wohnplätzen, die wir haben kennen lernen, und nach der wahrscheinlich noch größern Anzahl der uns unbekannten, für zu gering.

Die Kriege raffen weniger Menschen weg als die Hungersnoth, und die mit ihr verbundene Abscheulichkeit, den Hunger mit Menschenfleisch zu stillen, wodurch nur allein im Thal Taio-Hoae im vorigen Jahr, nach Aussage unserer Dollmetscher, viele hundert Menschen ihr Leben verloren haben, so daß jetzo vier Männer auf eine Frau gerechnet werden, und sehr wenige Kinder übrig geblieben sind.

Was die Lebensart zur Entvölkerung beytragen mag, wird aus der weiter unten vorkommenden Beschreibung erhellen.

Es ist möglich und höchst wahrscheinlich, daß die Insel zu einer andern Zeit viel bevölkerter war, und sich nach wenig Jahren wieder erholen wird. Hergest, der zwölf Jahre vor uns diesen Hafen besuchte, behauptet gegen 1500 Einwohner am nahen Ufer gesehen zu haben, bey unserer Ankunft versammelten sich höchstens 800 bis 1000.

*) Der Engländer hat hier wahrscheinlich schlecht ausgesprochen, mir scheint dieses Wort nicht Nukahiwisch.

Die Washington-Inseln sind in Absicht der Erzeugnisse ihrer Landesprodukte weder von den, durch Cook und andere bekannten Marquesas, noch von den Freundschafts- und Societäts-Inseln wesentlich verschieden. Der Brodbaum (Artocarpus incisa), dessen Frucht, nach Forsters Versicherung, hier größer und wohlschmeckender ist, als sonst irgendwo, die Cocosnüsse und Bananen, Taro oder Zehrwurzel (Arum esculentum), Yamwurzel (Dioscorea alata) und Bataten (Convolvulus Batatas et chysorrhizus Sol.) sind die vorzüglichsten Nahrungsmittel des Pflanzenreichs; übrigens ist auch Zuckerrohr häufig, obgleich es wenig gebraucht oder benutzt wird. Die Tahitischen Brennnüsse (Irocarpus Forsteri) dienen hier wie dort zur Erleuchtung, das Casuarinenholz (Casuarina equisetifolia) zu Wurfspießen, Streitkolben und andern Waffengeräthschaften. Der Bast des Papiermaulbeerbaums (Morus papyrifera) wird zur Bereitung ihrer Zeuge, der einzigen Kleidung die sie haben, benutzt. Von dem Bambusrohr (Bambusa arundinacea) bauen sie ihre Häuser und Calabassen, wahrscheinlich von Crescentia Cujete. Die Cocosschaalen wenden sie zu Wasser- und Trinkgefäßen an.

Die meisten Pflanzen die Forster in St. Christina fand, beobachtete ich wieder hier in Nukahiwa, einige wenige neue Species werde ich in meinen botanischen Heften bekannt machen. Die Tahitischen Aepfel (Spondias), welche jener berühmte Naturforscher auf den Marquesas vermißte, finden sich hier auf den Washington-Inseln, wiewohl sparsam.

Außer obigen Nahrungsmitteln gibt es noch mehrere Früchte und Wurzeln, welche die Einwohner zur Zeit einer Hungersnoth einsammeln, um ihr Leben zu fristen. Da diese nur auf hohen unzugänglichen Gebirgen zu finden sind, so konnte ich mir bloß nur den Namen einiger von den Eingebornen verschaffen: Wahinei, eine sehr gute Frucht, die wie Kastanien schmeckt (wahrscheinlich Aniotum fagiferum.). Tefah, oder Tipah, eine rothe Frucht, die nur aus Noth gegessen wird. Tih, eine dicke Wurzel, die das ganze Jahr durch zu haben ist, aber nur zur Zeit der Hungersnoth genossen wird. Cape, eine gute

nahrhafte Speise, die wahrscheinlich mit dem Tahitischen Ape, und dem Kappe der Sandwichsinseln (Arum macrorrhizon) einerlei ist.

Das Land würde einer sehr hohen Kultur mehrerer nützlichen Gegenstände, z. B. des Zuckerrohrs fähig seyn. Wir haben mehrere Apfelsinenkerne an Roberts gegeben, der sich gewiß bemühen wird, dieser vortrefflichen Frucht hier ein Gedeihen zu verschaffen.

Nach dem Zeugniß aller Seefahrer, welche die freundschaftlichen und Societäts-Inseln besuchten, übertreffen die Bewohner der Marquesas- und Washington-Inselgruppen alle übrigen der Südsee, an Wuchs, körperlicher Schönheit, Regelmäßigkeit der Gesichtszüge, Farbe u. s. w.

Die Männer *) sind beynahe durchgehends stark, groß, und wohlgebildet. Wenige waren so fett und unbehülflich als die vornehmen Tahitier, keiner so mager und abgezehrt als die Oster-Eyländer; man bemerkte keinen einzigen verkrüppelten oder ungestalteten Menschen; sondern meistens Schönheiten, deren Regelmäßigkeit unsere Bewunderung erregte. Manche hätte man füglich neben die Meisterstücke der alten Kunst stellen können, und sie würden gewiß nichts verloren haben.

Der Bart ist glänzend, schwarz und gewöhnlich dünn, weil sie sich viele Haare ausrupfen. Ihr Haar ist gewöhnlich lang, lockigt, stark und schwarz, bey einigen wenigen aber heller.

Vor allen zog ein gewisser Mau-ka-u oder Mufau Taputakava in Absicht der Leibesstärke, Proportion der Muskeln und aller einzelnen Theile, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Er war 20 Jahre alt und 6 Fuß 2 Zoll paris. Maas hoch, und Hofr. Tilesius, dessen Kenner- und Künstlerblick noch niemals ein schöneres Ebenmaaß in einem lebendigen Körper vereinigt sah, nahm sich die Mühe alle einzelnen Theile und Verhältnisse desselben genau auszumessen. Nach unserer Ankunft in Europa theilte er seine Beobachtungen dem Hofr. Blu-

*) S. G. Forsters Reise um die Welt.

menbach in Göttingen mit, und dieser würdige Gelehrte, der sich um die Naturgeschichte des Menschen so große Verdienste erworben hat, stellte eine Vergleichung zwischen Mufau und dem Apollo von Belvedere an, und fand, was Niemand ahnete, aus den ihm vorliegenden Beweisen, daß dieses Meisterstück der schöpferischen Kunst der Griechen, welches alles in sich vereinigt, was man als Ideal männlicher Schönheit bewundert, in seinen Proportionen und Verhältnissen mit unserm Mufau, einen Bewohner von Nukahiwa, übereinstimme. Man erzählte uns noch, daß der Chef einer benachbarten Insel Upsa bey den regelmäßigsten Verhältnissen den Mufau um einen Kopf an Größe übertreffe, er würde also, wenn anders die Aussage unseres Roberts und Cabri's wahr ist, wenigstens eine Größe von sieben Schuh haben.

Dieser Gegenstand scheint mir interessant genug, um hier die von Hrn. Hofr. Tilesius gemachten Ausmessungen des Mufau, so wie sie in Voigts Magazin der Naturkunde 12ten Bds. 6tes St. p. 495 stehen, nochmals mitzutheilen:

Hoch — 6′ 2″ paris. Maaß.

Achselbreite — 19″ 2‴.

In der Peripherie — 40″.

Breite der Brust — 15″.

Länge des Arms vom Achselgelenk bis an die äusserste Fingerspitze — 22″ 4‴

Höhe des Kopfs vom Scheitel bis an das Kinn — 10″.

Umfang des Kopfs über die Stirne und nahe über den Ohren gemessen — 23½″.

Umfang der Brust — 42″

Peripherie des Unterleibs in den Hypochondrien — 32″.

Peripherie des großen Beckens, über die Hüften herumgemessen — 42.

Peripherie des Oberschenkels — 25″

Peripherie der Waden — 17½″.

Peripherie des Schienbeins, einen Zoll hoch über den Füßen, wo es am dünnsten ist — 10″.

Fußlänge — 12½″.

Größte Fußbreite — $5\frac{1}{2}''$.

Umfang des Oberarms — $13\frac{1}{2}'$

Umfang des Vorderarms — $13\frac{1}{4}$.

Umfang der Hand — $11\frac{1}{4}''$.

Handlänge — $9''$.

Umfang des Halses — $16''$

Entfernung vom Scheitel bis zum Nabel — $31\frac{1}{2}''$.

Vom Nabel bis zur Theilung der Schenkel — $10\frac{1}{2}''$.

Von der Theilung der Schenkel bis zur Fußsohle — $38''$.

Die Gesichtsbildungen dieser Menschen sind durchgehends gefällig, offen und voller Lebhaftigkeit; ihre schwarzen Augen sind nicht ohne Ausdruck. Die meisten haben so einnehmende und gefällige Züge, daß wir darin und in ihrem Umgang die Gutmüthigkeit mit den lebhaftesten Zügen zu bemerken glaubten, und wir sie, so wie Cook und Forster, mit dem Wahn ein freundschaftliches, zuvorkommendes und gutes Volk gefunden zu haben, verlassen haben würden, wenn uns nicht die europäischen Dolmetscher eines bessern belehrt hätten.

Die Frauen sind im allgemeinen unverhältnißmäßig kleiner als die Männer, aber von sehr proportionirtem Gliederbau *). Einige gleichen in der Form und Physionomie dem schön gebildeten, vornehmen Frauenzimmer in Tahiti.

Capt. Wilson der 1797 von dieser Insel, die ehemals wegen ihrer bezaubernd schönen Mädchen berühmt war, nach der Marquesas-Inselgruppe segelte, und eine Tahiterin an Bord hatte, sagt: „obgleich unsere Otahiterin ziemlich schön und artig war, so wurde sie doch von den hiesigen, sehr wohl proportionirten Weibern verdunkelt, und sie schien ihre Schwäche in keinem geringen Grade zu fühlen, doch war sie liebenswürdiger und besaß mehr Sanftmuth und zartes Gefühl ihres Geschlechtes als jene."

---

*) S. Forsters Reisen S. 16 u. 23.

Die Weiber *) haben einen wohlgebildeten Kopf, ein volles mehr rundes als länglichtes Gesicht, große funkelnde Augen, blühende Gesichtsfarbe, sehr schöne Zähne, ausdrucksvolle, symmetrische Gesichtszüge und schwarzes, größtentheils lockiges Haar. Bey mehreren aus der niedern Klasse, die sich täglich um das Schiff einfanden, war der Körper klein, ohne Haltung, der Unterleib unverhältnißmäßig dick, der Gang schleppend. Mit den Vornehmern, die selten oder gar nicht an Bord kamen, war dies nicht der Fall. Sie haben eine gefälligere Form, schlankern Wuchs, und viele Lebhaftigkeit, so daß man sie in dieser Hinsicht schön nennen darf. Von dieser Wahrheit habe ich mich auf einzelnen Spaziergängen überzeugt, indem wir, Major Friederici, Hofr. Tilesius und ich, in einigen entfernteren Thälern zuweilen Mädchen und Weiber der vornehmern Klasse antrafen, die alle andern aus der Nachbarschaft des Hafens an Schönheit übertrafen, größer waren, mit vielem Anstand und immer bedeckt einhergingen, und sich in kein Gespräch mit uns einlassen wollten, sondern sich schamhaft, schüchtern und zurückhaltend entfernten. Auch Capt. v. Krusenstern gesteht (S. S. 42 u. 132), daß die Tochter und Schwiegertocher des Chefs von Tayohoae, und Roberts Frau, so schön waren, daß man ihnen selbst in Europa die Schönheit nicht würde abgesprochen haben, und (S. 147) daß sie die Weiber im Thal Schegua durchgängig besser gebildet fanden, sogar viele von ihnen für sehr hübsch gelten konnten. Dieses waren keine von den gemeinen Dirnen die uns am ersten Tag besuchten. So sehr auch alle Seefahrer die Schönheit des weiblichen Geschlechtes der Südsee rühmen, so bin ich doch geneigt zu glauben, daß das von dem männlichen auf Nukahiwa, bey weitem übertroffen wird, und hätten wir uns nicht durch einzelne Beyspiele überzeugt, daß die wohlgewachsenen und schönen Weiber, von uns entfernt gehalten, und wir bloß von der letzten Volksklasse besucht wurden, so würde es physiologisch merkwürdig und unerklärbar scheinen, wie die schwächlichen, kleinen, durch frühe

*) S. Krusenstern S. 170.

Ausschweifung im Wachsthum gehinderten Mädchen, den Riesenkörper eines Mufau und vieler andern ähnlichen Männer erzeugen konnten. Höchst wahrscheinlich ist es also, daß wir nur wenige der vielen schönen Weiber, und meistens nur die liederlichen Dirnen der Insel zu Gesicht bekamen; übrigens gestehe ich, daß ich die Form und Figur einer wohlgebildeten Negerin für gefälliger, und nach unsern europäischen Begriffen von Schönheit und Ebenmaaß, für vollkommener halte, als die der Südseeinsulanerinnen. Einen Apollo von Belvedere haben wir zwar in Nukahiwa gefunden, es ist aber eine Frage, ob ein folgender aufmerksamer Beobachter das Original zu der mediceischen Venus an der Afrikanischen Küste, oder in der Südsee würde entdecken können.

Die natürliche Farbe der Haut dieser Insulaner ist beynahe so weiß, wie die der Europäer. Aber durch den Einfluß des Klima's und der Einwirkung der brennenden Sonnenstrahlen, wird sie nach und nach bräunlich. Dies ist besonders bey Personen der niedrigsten Klasse der Fall, die kaum einen Schamgürtel zur Bedeckung haben, und vermöge ihres Dienstes und der Arbeit beständig der Sonne ausgesetzt sind. Wilson versichert, daß mehrere Weiber, die bey seiner Ankunft beynahe so weiß wie die europäischen waren, dadurch daß sie an das Schiff kamen und sich öfters der Sonnenhitze aussetzten, zuletzt ein ganz dunkles Ansehen erhielten. Neugeborne Kinder die wir sahen, hatten fast eine so weiße Haut wie die in Europa. Die Frauen der vornehmern Klasse sind eben so für die Erhaltung der hellern Farbe ihrer Haut besorgt wie unsre Schönen; und um sie nicht zu verderben, leben sie eingezogen, setzen sich selten der Einwirkung der Sonnenstrahlen aus, sind mit Zeugen vom Bast des Maulbeerbaums bedeckt, und tragen, wenn sie ausgehen, einen grünen Baumzweig oder ein Bananenblatt statt eines Sonnenschirms; wodurch sie die natürliche Farbe der Haut so sehr erhalten, daß sie einer europäischen Brunette sehr ähnlich sind. Der Hang gefallen zu wollen, hat hier schon unter den Damen einen so hohen Grad erreicht, daß sie ein Mittel erfunden haben, die von der Sonne verbrannte Haut in wenig Tagen wieder weiß zu färben; sie bedienen sich desselben einige Zeit vor den

großen Volksfesten und öffentlichen Spielen, um bey dieser Gelegenheit mehr Beyfall und Bewunderung erregen zu können. In dieser Absicht reiben sie sich den ganzen Körper mit dem Saft der Blätter von verschiedenen Pflanzen, die sie Epapha, Hoko-kuh, und Ohue nennen. Die Haut wird davon anfänglich ganz schwarz. Diejenigen Personen, welche ihre Schönheit auf diese Weise wieder gewinnen wollen, dürfen dann während 5 bis 6 Tagen ihre Wohnung nicht verlassen, und noch weniger sich der Sonne aussetzen. Nach dieser Zeit, gewöhnlich einen Tag vor dem Fest, waschen sie mit frischem Wasser die schwarze Farbe des Pflanzensaftes ab, worauf die natürliche weißere Haut zum Vorschein kommt.

Eine andere Gewohnheit, sowohl der Männer als der Weiber, besteht in dem Einsalben des Körpers mit Cocosnußöhl, welches sie für sehr wohlriechend halten, und, der Schönheit wegen, mit verschiedenen gelbfärbenden Pflanzensäften (besonders von Hibiscus populneus Linn.) vermischen. Diese gelbe Farbe erhöht nebst dem glänzenden Oehl, nach dem Geschmack mehrerer Insulaner, besonders männlichen Geschlechts, die körperliche Schönheit, macht die Haut sanft und geschmeidig, und verhindert insbesondere starke Transpiration, welche in einem so heissen Klima sehr bald die Konstitution schwächen und ihr zum größten Nachtheil gereichen würde; auch trägt es viel zur Erleichterung des Schwimmens bey.

Obgleich wir Europäer dieser übelriechenden und glänzenden Schmiere keinen angenehmen Geruch abgewinnen konnten, so wurde sie doch von den alten Weibern und jungen Mädchen für eine große Zierde und Erhöhung ihrer Reize gehalten. Manche glaubten durch diese Toilettenkunst Eroberungen zu machen, und wunderten sich sehr, wenn man ihnen begreiflich zu machen suchte, daß der natürliche Zustand ihrer Haut der schönere sey.

Die Nukahiwer halten es ferner für anständig, einen völlig glatten, von allen Haaren entblößten Körper zu haben, und in dieser Absicht rupfen sie diese an und unter den Armen, auf der Brust, kurz allenthalben aus, und schreiben die Unterlassung dieser Gewohnheit einer großen Nachläßigkeit zu. Der Chef oder

älteste des Thals Katanuah blieb eines Tags voller Erstaunen vor einem unserer Herrn Seeoffiziere stehen, und bedeutete ihm, durch Zeichen, stille zu halten, hierauf spitzte er Finger und Nägel und wollte ihm ein Härchen aus der innern Nasenfläche ausreissen. An diesem Ort sind die Haare wahrscheinlich doppelt unanständig, weil man sich auf dieser Inselgruppe, zum Beweis der Liebe und Freundschaft, anstatt zu küssen, die Nasen gegeneinander drückt.

Fünftes Kapitel.

Tatuirung. Kleidung. Nahrung. Brodbaum. Wohnungen.

Die merkwürdigste und interessanteste Art der Südseeinsulaner den nackten Körper zu verschönern, besteht in der Punktirung oder dem Tatuiren. Diese Zierde so vieler Völker des Erdbodens verdient eine größere Aufmerksamkeit der Reisenden, als es bisher geschehen ist, und ich wundere mich, daß der Scharfblick eines Forsters diesen Gegenstand so gleichgültig übergangen hat, da es ohne Widerrede sehr auffallend ist, unter weit entfernten Nationen, die in keinem Berührungspunkt miteinander stehen, oder unseres Wissens je gestanden haben, dennoch einen und denselben Gebrauch zu finden.

Unter den Europäern, namentlich unter den Wallfahrern nach dem heiligen Grab, und den Matrosen beynahe aller Nationen Europa's, auf dem Aläutischen Inseln, der Nordwestküste von Amerika, auf den Sandwich- Freundschafts- und Societäts-Inseln, auf dem Oster-Eylande, bey Neuseeländern und andern Nationen, kurz auf der nördlichen und südlichen Halbkugel, in Osten und Westen, in der alten und neuen Welt, findet man bald mehr, bald weniger Spuren dieser Sitte, die entweder das Andenken irgend eines Ortes, oder einer Handlung, oder auch den Begriff von Verschönerung des Körpers beabsichtiget *). Unter allen bekannten Nationen der Erde hat aber wohl

*) Vielleicht und höchst wahrscheinlich trägt auch die über den ganzen Körper sich erstreckende Tatuirung in wärmern Erdzonen, durch das vernarben so vieler Hautporen zur Verminderung der Transpiration derselben bey, und ersetzt auf diese Art, gewissermaßen, das Einsalben.

keine die Kunst der Punktirung zu einem so hohen Grad der Vollkommenheit gebracht, als die Bewohner der Marquesas- oder Washington-Inseln.

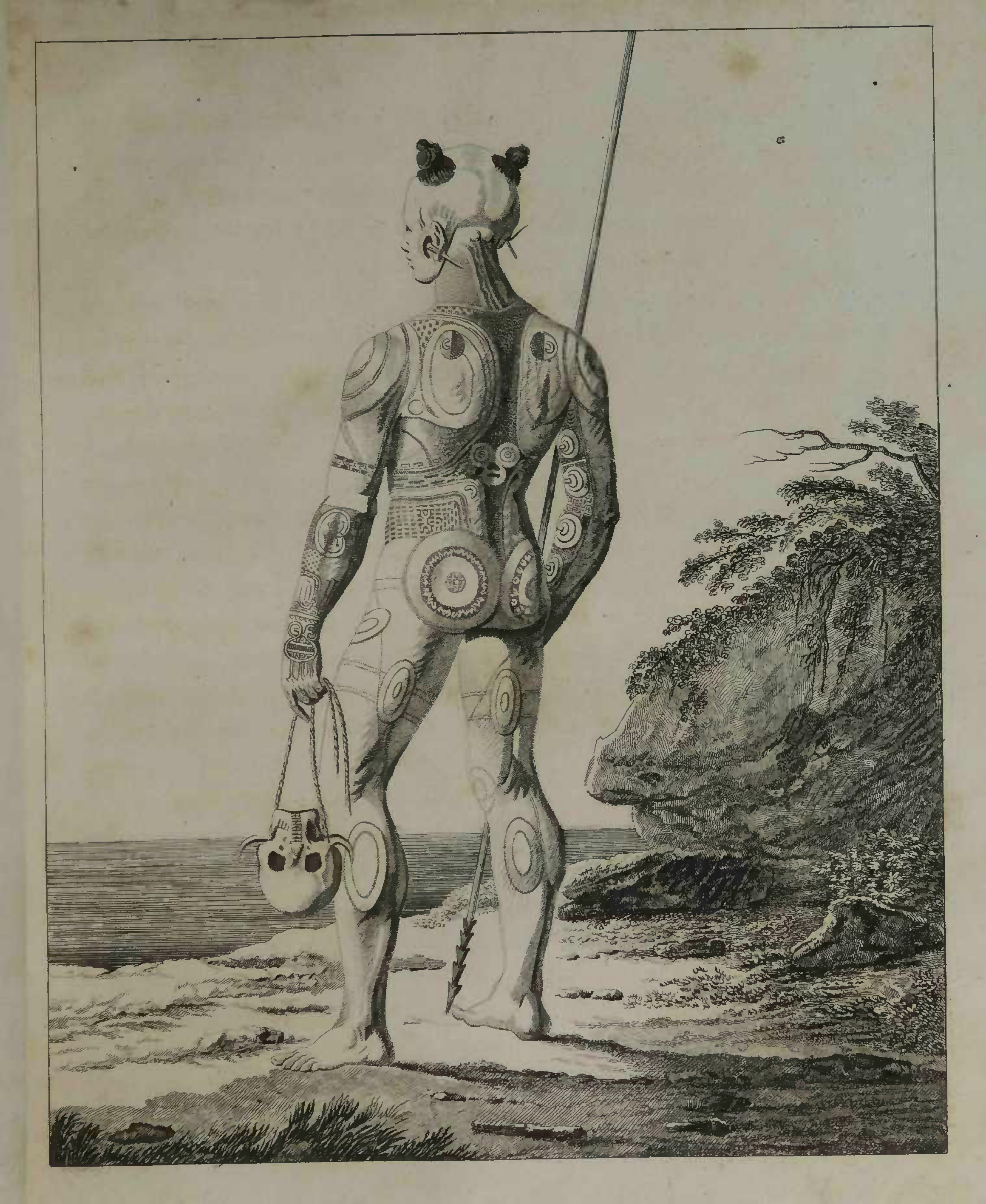
Die regelmäßigsten Zeichnungen und Verzierungen, womit der Körper der Männer in Nukahiwa vom Kopf bis zum Fuß bedeckt ist, ersetzen bey diesen Menschen gewissermaßen die Kleidung, die sie wegen des heissen Himmelsstriches gänzlich entbehren können. Viele suchen sich hier eben so sehr durch eine symmetrische Tatuirung als bey uns durch ein reiches Kleid in Ansehen zu setzen; und obschon dieser Schmuck keine persönliche Auszeichnung bedeutet, so bedienen sich doch besonders nur die Vornehmern desselben, indem diese allein ihn zu bezahlen im Stande sind.

Das Geschäft der Tatuirung ist einigen Personen überlassen, deren einziger Erwerbszweig in Ausübung dieser Kunst besteht, und ich vermuthe, daß derjenige, der am meisten Geschmack zeigt, und der die größte Geschicklichkeit in der Ausführung besitzet, auch am meisten zu thun hat, etwa so wie bey uns ein guter Schneider; nur mit dem Unterschied, daß die Wahl nicht so gleichgültig geschehen kann; denn wenn das Kleid der Punktirung ein einziges Mal verdorben ist, muß der Schaden Lebens lang getragen werden.

Um das Tatuiren zu bewerkstelligen bedient man sich, der Flügelknochen von Tropikvögeln (Phaëton aethereus), die an einem Ende kammartig ausgezackt und zugespitzt werden, und bald halbmondförmige, bald geradlinige, breite oder schmale Werkzeuge oder Tatuirspitzen darbieten, je nachdem sie der Künstler zu Erreichung seiner Absicht nöthig erachtet.

Diese kammartig zugespitzten Knochen, werden unter einem spitzigen Winkel in ein fingerdickes Bambusstäbchen gesteckt, auf welches der Punktirmeister, mit einem andern Stäbchen, so gelinde und geschickt aufzuschlagen weiß, daß die Spitzen derselben kaum durch die Haut durchdringen. Die Hauptstriche der zu tatuirenden Figuren werden zuerst mit eben derselben Farbe, welche in der Folge zum Einreiben in die Striche dient, auf die Haut gezeichnet und sind gleichsam die Leitfäden, um darnach die beliebigen Formen einzustechen. Ist dies geschehen,





und dringt das Blut und die Lymphe durch die feinen Stiche, so wird die, mit etwas Wasser zu einer dicken Farbe angeriebene Kohle des marquesanischen Oehl- oder Brennnußkerns (Aleurites triloba) in dieselben eingerieben. Hierauf entsteht an der tatuirten Stelle eine leichte Entzündung und ein Schorf, worunter, wenn er nach einigen Tagen abfällt, die bläuliche, oder schwarzblaue punktirte Figur erscheint.

Sobald der Nukahiwer in die Jünglingsjahre tritt, so wird der Anfang mit dem Tatuiren gemacht, und dies ist eines der wichtigsten Ereignisse seines Lebens.

Der Künstler der dieses verrichtet, erhält sowohl vorher als nachher mehrere Schweine zur Belohnung. Die Anzahl derselben richtet sich nach dem Reichthum der einzelnen Personen. Während unseres Aufenthaltes auf dieser Insel wurde der Sohn des Chefs Katanuah tatuirt. Er ward in dieser Absicht, als das Kind eines Vornehmen des Landes, in einem besondern Hause, auf mehrere Wochen, so lange die Tatuirung dauerte, abgesondert, und war tahbu; d. h. er durfte nicht ausgehen und auch von Niemand, ausser den Personen, die von dem Tahbu ausgeschlossen sind, wozu z. B. der Vater gehört, besucht werden. Allen Weibern, auch sogar der Mutter, ist der Zugang zum Candidaten verweigert. Die besten Lebensmittel, welche die zu tatuirende Person und der Tatuirmeister während der Zeit der Punktirung bedürfen, müssen vorher herbeygeschaft, und dem letztern, so lange er beschäftiget ist, täglich im Ueberfluß gereicht werden. Dieser legt im ersten Jahr nur den Grund zu den Hauptfiguren, an Brust, Armen, Rücken und Schenkeln, und zwar so, daß er, so lange der Schorf der ersten Figur noch nicht abgetrocknet, oder abgefallen ist, die folgende nicht anfängt. Jede einzelne Zeichnung erfordert auf diese Weise drei bis vier Tage, und die erste Sitzung dauert gewöhnlich drei oder vier Wochen.

Während der Zeit der ersten Operation, oder des auferlegten Tahbu's, darf der Knabe nicht viel trinken, indem man dadurch einer stärkern Entzündung vorzubeugen glaubt, auch nicht des Morgens früh, sondern bloß Mittags und Abends essen. Ist einmal der Anfang gemacht, so werden in der Folge alle drei oder

sechs Monate, und zuweilen in noch größern Zwischenräumen, Nebenfiguren und Verschönerungen der Hauptzeichnungen hinzugefügt, so daß wohl 30 und 40 Jahre verstreichen können, ehe der Körper ganz tatuirt ist. Wir sahen einige bejahrte Männer vornehmen Standes, die so sehr über und über punktirt waren, daß man kaum mehr die Zeichnung der Figuren unterscheiden konnte, wodurch der Körper ein ganz negerartiges Ansehen erhielt. Dieses ist nach hiesigen Begriffen, ein hoher Grad von Vollkommenheit des Körperschmucks, wahrscheinlich weil er kostbar ist, und die Ausgaben der vielen Schweine, die unmittelbar mit denselben verbunden sind, einen wohlhabenden Mann verrathen. Sonderbar genug, daß die reichen Männer ihre Schönheit in ein negerartiges Ansehen, die Weiber hingegen in die Erhaltung ihrer natürlichen weißen Farbe setzen!

Die Punktirung der minder bemittelten Personen geschieht in gemeinschaftlichen, besonders dazu eingerichteten Tahbu-Häusern, die den Tatuirmeistern zugehören, und gleichsam als Pensions-Anstalten, oder als Tatuir-Werkstätten anzusehen sind. In einer jeden solchen Wohnung, deren ein Tatuirer, welcher uns öfters an Bord besuchte, drei besaß, können acht bis zehn Personen auf einmal aufgenommen werden, die dann verhältnißmäßig für das ihnen anzupunktirende Kleid, je nachdem die Figur mehr oder minder mühsam und künstlich ist, bezahlen müssen.

Die ärmeren Insulaner, die eben nicht viele Schweine zu schlachten haben, und wohl meistens nur mit der Brodfrucht vorlieb nehmen müssen, lassen sich von den Anfängern und Layen in der Tatuirkunst punktiren, deren Arbeit eben keine besondere Aufmerksamkeit verdient, und deren Probestückchen, auch selbst von einem Fremden, sehr bald erkannt werden.

Die allerniedrigste und ärmste Klasse, mehrentheils Fischer, deren wir aber nur sehr wenige zu sehen bekamen, können nicht so viel aufbringen, um sich ein solches Kleid, wenn auch von dem Lehrburschen gemacht, zu bezahlen, sie sind daher gar nicht tatuirt.

Nach Versicherung unserer Dollmetscher, besteht, weder in der Punktirung im Allgemeinen, noch auch in der Zeichnung der einzelnen Figuren, ein Vorrecht oder eine Auszeichnung. Wer den Tatuirmeister gut belohnt, erhält einen, der Bezahlung entsprechenden Hautschmuck. Die Weiber sind in Nukahiwa nur wenig tatuirt, und unterscheiden sich dadurch von allen Bewohnerinnen der Südsee. Die Punktirung der Hand, die sich bloß von den Fingern bis zum Handgelenk erstreckt, gibt derselben das Ansehen, als wenn sie mit einem schönen Handschuh bedeckt sey, und unsere Handschuhmacher könnten füglich zu den gedrückten Handschuhen von den Weibern dieser Insel einen Stämpel à la Washington erborgen *).

Die Füße welche nur bey manchen tatuirt sind, ähneln bunt gestickten Halbstiefeln; ausserdem sieht man bey den Frauen zuweilen Längenstreifen an den Armen, und Ringe welche die Armbänder unserer europäischen Damen einnehmen. Bey sehr wenigen sind auch die Ohrläppchen, und die Lippen, bis zur Stelle im innern des Mundes, wo sie das Zahnfleisch berühren, tatuirt.

Die Punktirung der Weiber geschieht nicht, wie die der Knaben und Männer, in einem Tahbu-Hause, sondern ohne alle Ceremonie, in ihrem eigenen, im Beyseyn ihrer Anverwandten, oder wo es ihnen gefällig ist.

Zuweilen veranstaltet ein reicher Insulaner aus Großmuth, Ehrgeiz oder Liebe, zu Ehren seiner Frau, ein Gastmahl, welches im Schlachten eines Schweines besteht; er läßt derselben bey dieser Gelegenheit ein Armband, Ohrläppchen oder sonst ein beliebiges Zeichen tatuiren, und macht seinen eingeladenen Freunden und Freundinnen die Ursache des Schmauses bekannt, welche dann nach einiger Zeit diese Höflichkeit eben so erwiedern, indem sie nämlich ihrer Geliebten dieselbe Figur von der Frau ihres Freundes punktiren lassen.

Dies ist eine von den wenigen Gelegenheiten, bey welchen Weiber Schweinefleisch zu essen bekommen.

---

*) S. Voigts Mag. der Naturkunde. XI. Bd. Tab. V. wo die Hand der sogenannten Königin Kätänuäh, zu finden ist.

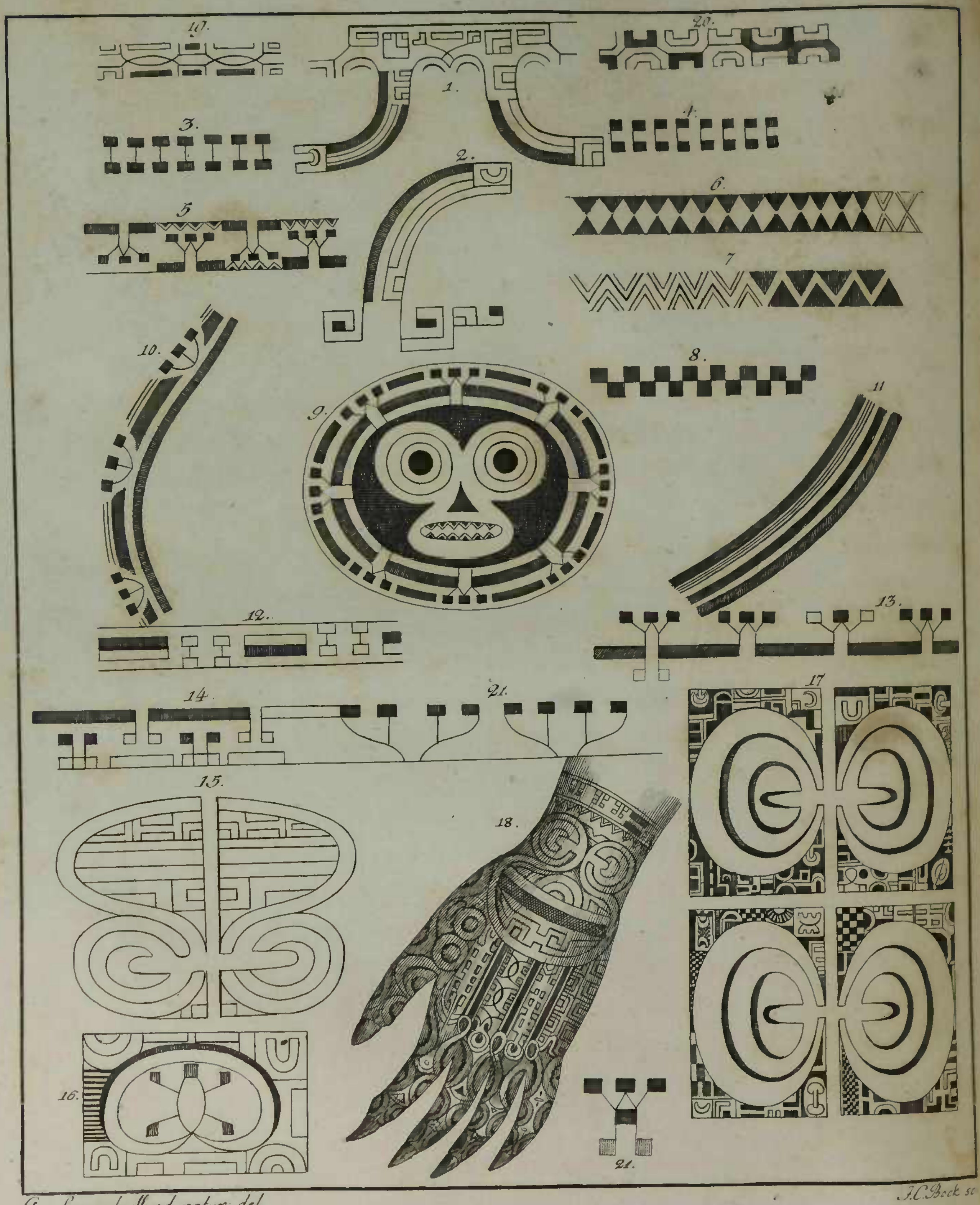
Wenn in einem sehr trocknen Jahr Hungersnoth eintritt, und Brodfrüchte, Schweine, Wurzeln, und andere Lebensmittel selten sind, so theilt derjenige, der noch den größten Vorrath davon hat, welches gewöhnlich das Oberhaupt ist, seinen hungrigen Brüdern etwas davon mit, und gibt alsdann eine zeitlang einer bestimmten Anzahl armer Schlucker offene Tafel, bey welcher alle Anwesende ein bestimmtes Zeichen dieser Schmausgesellschaft tatuirt bekommen. Kraft eines Tahbu's, sind in der Folge alle diese Ordensbrüder verbunden, jeden ihrer Mitgenossen mit Nahrungsmitteln zu unterstützen, wenn sie anders bey einer zukünftigen Hungersnoth im Stand seyn sollten, Gleiches mit Gleichem vergelten zu können. Eine der vernünftigsten Maurerlogen auf dem Erdenrunde.

Unser Dollmetscher Cabri, der beynahe am ganzen Körper schlecht und unregelmäßig, (von einem Pfuscher) tatuirt war, hatte bey einer ähnlichen Gelegenheit ein schwarzblaues (tatuirtes) Auge erhalten, und Roberts, bey dem man nur allein ein kleines Viereck, etwa sechs Zoll lang und vier Zoll breit, auf der Brust punktirt sah, versicherte, daß er sich niemals zu der Zierde dieses Brustschildes würde verstanden haben, wenn ihn nicht die im vorigen Jahr hier herrschende Hungersnoth gezwungen hätte, sich unter die Zahl der 26 Tischgenossen aufnehmen zu lassen, die Kätänuäh (das Oberhaupt des Thals Tiohai) damals ernährte, und ihnen das Leben fristete.

Eine und dieselbe Person kann Mitglied verschiedener dergleichen Gesellschaften seyn; von allen Gerichten aber muß dem sogenannten Priester oder Hexenmeister (Taua), eine Portion geschickt werden, wenn er selbst nicht Theilnehmer an denselben seyn sollte; auch bey Tanzfesten entstehen ähnliche Schmausgesellschaften.

Zur Zeit einer Hungersnoth vereinigen sich auch zuweilen mehrere auf einerlei Weise tatuirte Menschen, und theilen unter einander alles was sie haben, rauben oder tödten, und bilden also wahre Räuberbanden.

Die Figuren und Zeichnungen selbst, sind mit vieler Auswahl, und jedem einzelnen Theile des Körpers anpassend, gewählt; sie stellen theils Thiere, theils


1.
2.
3.
4.
5
6.
7
8.
9.
10.
10.
11
12.
13.
14.
15.
16.
17
18.
20.
21.
21.
G. v. Langsdorff ad natur: del.
J.C. Bock sc.

irgend einen andern Gegenstand vor, der auf die Lebensart der Bewohner der Inselgruppe Bezug hat, und jede derselben hat hier auf Nukahiwa eben so gut, als auf den freundschaftlichen Inseln einen eigenen Namen.

Bey genauer Untersuchung derselben bemerkt man aneinander gereihte Puncte oder Flecken, krumme Linien, Würfel und andere Zeichnungen, die mit den unter dem Namen à la Grecque bekannten Figuren die größte Aehnlichkeit haben. Die vollkommenste Symetrie ist über den ganzen Körper beobachtet, der Kopf eines Mannes ist an allen einzelnen Theilen tatuirt, die Brust aber gewöhnlich mit einer schildförmigen Figur geschmückt, an den Armen und Schenkeln sind mehrere, bald schmale, bald breite Streifen so geschickt angebracht, daß man auf die Vermuthung kommen sollte, diese Leute hätten den Lauf und die Insertion der Muskeln studiert. Längs dem Rücken läuft ein breites Kreuz, das im Nacken seinen Anfang nimmt, und sich bey dem letzten Rückenwirbel endigt. An der obern und vordern Seite der Schenkel, befinden sich gewöhnlich Figuren, die das Gesicht eines Menschen vorstellen sollen. Das Knie hat seine besondern Zierrathen. An beiden Seiten der Waden sind zwei ovale Figuren, die sich sehr gut ausnehmen; kurz das Ganze verräth viel Geschmack und Geschicklichkeit; denn die zartesten Theile des Körpers, wie z. B. die Augenlieder, sind nicht von der Tatuirung verschont.

Die Kleidung dieser Insulaner besteht, wie ich schon oben erwähnt habe, in einem Schamgürtel, der bey Männern Tschiabu, bey den Frauen teweu oder teuweu genannt wird. Die Weiber hüllen sich gewöhnlich in ein großes Stück Zeug, das von dem Baste des Papiermaulbeerbaums (Morus papyrifera Linn.) verfertiget ist. Dies geschieht wohl weniger aus Schamhaftigkeit, als vielmehr um nicht von der Sonne verbrannt zu werden. Bey unserm Tauschhandel am Lande, hätte gern manche ihre Hülle gegen ein Stückchen Eisen oder gegen ein Messer veräußert, wenn sie nicht zu weit von ihrer Wohnung entfernt gewesen wäre, und befürchtet hätte durch die brennenden Strahlen der Sonne die Schönheit der weißern Haut zu verlieren.

Nur bey wenigen Männern sah man Zeuge oder Matten von Bast geflochten, die auf der Brust oder unter dem Kinn zusammengebunden waren, und den Rücken sehr nachläßig schützten.

Die Hauptnahrung dieser Menschen wird aus dem Pflanzenreich genommen, und besteht in den schon oben angezeigten Naturprodukten; nämlich der Brodfurcht, den Cocosnüssen, Bananen u. s. w.

Die Brodfrucht ist hier und auf beynahe allen Südsee-Inseln das, was das Getreide und die Kartoffeln in Europa, die Tapiocca oder Cassawiwurzel (Jatropha manihot) in Brasilien, und der Reiß bey den Morgenländern ist.

Der Brodbaum (Artocarpus incisa) ist ursprünglich auf den Südsee-Inseln zu Hause, und wurde hauptsächlich zuerst durch die großen englischen Seefahrer zu unserer Kenntniß gebracht. Die Wichtigkeit und der Nutzen dieser Entdeckung bestimmten die englische Regierung im Jahr 1787, eine Expedition unter dem Commando des Capt. Bligh auszurüsten, um diese gesunde und vortreffliche Nahrung nach den englisch-westindischen Besitzungen zu verpflanzen. Ungeachtet dieser erste kostbare Versuch mißlang, so wurde Capt. Bligh in der Folge doch zum zweitenmal nach Otahiti beordert, von wo er endlich diese göttliche Gabe glücklich nach Westindien überbrachte, wo sie nun seit 1792 trefflich gedeiht *).

Die Brodfrucht hat ungefähr die Größe und Figur einer Cocosnuß oder einer Melone, und wächst an einem hohen, dickstämmigen, schattenreichen Baum, dessen Blätter denen eines Eichbaums ähneln, nur mit dem Unterschied, daß sie weit größer sind, und 1 bis 1½ Fuß im Längendurchmesser haben. Diese Frucht kann, eben so wie Kartoffeln, nicht roh, sondern nur gekocht, geröstet oder gebraten, genossen werden. Der Geschmack derselben ist, je nachdem sie auf eine oder die andere Art zubereitet wird, verschieden, und läßt sich im Allgemeinen

*) Voyage to the southsea for the purpose of conveying the bread-fruit tree to the West-Indies, by L. W. Bligh. London 1792. 4. und Voigts neues Magazin d. Naturkunde. 1. Bd. 2. St. S. 110.

mit dem der Bananen vergleichen, doch ist er weniger süß, und nicht so fettig und speckig, so daß derselbe am meisten mit dem Geschmack des aus dem feinsten Mehl, mit Butter, Eier, Milch und Zucker bereiteten, Semmel- oder Weißbrodes übereinstimmt. Die Substanz dieser Frucht ist lockerer und mehligter, als die der Bananen.

Die gewöhnliche Art sie zu braten geschieht, indem man ein in die Erde gemachtes Loch mit glatten breiten Steinen auslegt, und in diesem ein lebhaftes Feuer anmacht. Sobald die Steine wohl erhitzt sind, so wird die Grube von Kohlen und Asche gereiniget, mit Bambusstäben und Blättern ausgelegt, und die in Bananenblätter eingewickelte Brodfrucht mit Bambusrohr, heißen Steinen und Erde bedeckt, und dies Gericht so lange in der Erde gelassen, als man es nöthig erachtet. Die auf diese Art in einer bedeckten Grube zart gebratene, und nachher mit einer aus geschabten Cocosnüssen gepreßten Milch, bereitete Brodfrucht, heißt Waikai; sie ist sehr beliebt und schmackhaft. Das Oberhaupt des Thals Taiohai brachte uns einmal dies Gericht als Geschenk, zur Probe der hiesigen Kochkunst, und wir fanden es alle sehr wohlschmeckend.

Wenn die Brodfrucht am Feuer geröstet, die äußere Schale abgeschabt, und dann mit etwas Wasser oder bey vornehmern mit geschabten Cocosnüssen und der daraus gepreßten Milch vermischt wird, so nennt man dieses wohlschmeckende Gericht Kakuh.

Die reife Brodfrucht läßt sich frisch nur wenige Tage aufbewahren, daher wird sie, zur Zeit eines großen Ueberflusses, in kleine Stückchen geschnitten und in Gruben von etwa acht Fuß Länge, vier Fuß Breite und fünf bis sechs Fuß Tiefe, die mit breiten Steinen ausgelegt sind, geworfen. Hier geht sie alsdann bald in Gährung über, und es entsteht ein wahrer Sauerteig, der sich Monate lang hält. Die Einwohner nennen dies Nahrungsmittel Popoi *) und tragen

*) Wahrscheinlich heißt Popoi, Speise im Allgemeinen; denn das Speisehaus (S. 110) heißt Popoi tahbu, obgleich mehr Schweinefleisch daselbst verzehrt wird.

es in zusammengerollten Klumpen, als die gewöhnlichste aller Speisen, allenthalben mit sich.

Wenn dieser Sauerteig (Popoi) mit Wasser vermischt wird, so erhält man ein Getränk, welches vollkommen den Geschmack einer guten fetten Buttermilch hat, und sehr kühlend und erfrischend ist. Von der besondern Bereitungsart anderer Gerichte, die, in verschiedenen Verhältnissen, aus einer Mischung von Taro- und Yamwurzeln, von Bananen, Cocosnüssen und andern Früchten bestehen, habe ich keine genaue Nachricht erhalten können.

Die animalische Nahrung dieser Insulaner besteht in Menschen- und Schweinefleisch, Fischen und Hühnern; die beiden letzten kommen kaum in Anschlag; die Schweine hingegen spielen nebst dem Menschenfleisch in ökonomischer und politischen Rücksicht eine Hauptrolle.

Es wird kein Kind geboren, keine Heirath vollzogen, kein Begräbniß gefeiert, kein Vornehmer tatuirt, kein Tanz, Fest, oder sonstige Ceremonie angestellt, ohne daß nicht mehr oder weniger Schweine geschlachtet würden; man ißt sie, in heißen Steingruben gebraten, gewöhnlich ohne Salz, indem die Insulaner an dessen Gebrauch nicht gewöhnt sind und dasselbe, höchstens zuweilen, durch Seewasser ersetzen.

Fische und Krebse sind nicht sehr geschätzt, und die Hühner und besonders die Hähne werden mehr der Federn, als der Nahrung wegen unterhalten.

Diesem Mangel an Mannichfaltigkeit animalischer Produkte, suchen sie durch den Genuß oder das Auffressen ihrer erschlagenen Feinde, d. h. durch Menschenfleisch, abzuhelfen. Die Wichtigkeit dieses Gegenstandes bewegt mich hiervon weiter unten ausführlicher zu reden.

Zur Zeit einer Hungersnoth nehmen sie mit allem vorlieb, und bequemen sich Ratten, Seequalmen (Medusa) und manche, zu anderer Zeit nicht gewöhnliche Nahrungsmittel, zu genießen.

Den Gebrauch des auf den übrigen Südsee-Inseln gewöhnlichen, und berauschenden Cova-Trankes, aus der Pfefferwurzel (Piper latifolium) haben wir



nicht bemerkt, obgleich die Pflanze und das Getränk welches man daraus bereitet, bey den Bewohnern bekannt ist. Wahrscheinlich trägt die Enthaltung von diesem ungesunden Getränke vieles zur Schönheit der hiesigen Menschengattung bey.

Die Wohnungen der Nukahiwer sind an Größe verschieden und sie gleichen von Aussen einem Europäischen Häuschen von einem Stockwerk, das keine Fenster hat, und der Länge nach in der Mitte durchschnitten ist, und dessen Höhe der hintern Wand, die der vordern bey weitem übersteigt; indem letztere nur drei bis vier, erstere hingegen über 10 bis 12 Fuß beträgt. Die Länge eines solchen Hauses ist etwa 25, die Breite 6 bis 8 Fuß, und es ist durch vier fest in die Erde eingerammelte starke Pfosten befestigt, über welche Horizontalstangen liegen. Die Seitenwände bestehen aus dünnen Bambusstäben von gleicher Dicke, die in der Entfernung von etwa ½ Zoll in perpendikulärer Richtung, zum Theil recht niedlich, aneinander gereiht, und inwendig mit Blättern der Cocospalme und einigen Farnkräutern behängt sind, um den Luftzug zu verhindern. Das Dach ist mit mehreren Lagen von Blättern des Brodbaums bedeckt, wodurch die Einwohner bey den stärksten Regengüssen geschützt werden.

Der Eingang ist an der vordern niedrigen Wand, und es scheint mir sonderbar, daß dieser nicht allein hier in Nukahiwa, sondern bey den Wohnungen aller rohen und unkultivirten Menschen so unverhältnißmäßig niedrig und eng ist. In kalten, von kleinen Menschen bewohnten Klimaten, könnte man die durch eine größere Oeffnung leichter eindringende Kälte, als gerechte Ursache anführen; warum sich aber diese im allgemeinen so großen Menschen, in einem warmen Klima, den Zugang zu ihren Häusern durch eine so niedrige kleine und enge Oeffnung erschweren, ist mir unbegreiflich.

Die guten Wohnungen sind auf einer, aus großen viereckigten und abgerundeten Steinen gemachten, Plattform, oder Erhöhung erbaut, die zuweilen auch noch mehrere Fuß breit vor dem Hause hervor steht, wodurch unstreitig die Wohnung trockener und die Aussicht freier wird. Man muß bey dieser Grundlage auch noch die Geschicklichkeit bewundern, mit welcher die Einwohner beträcht-

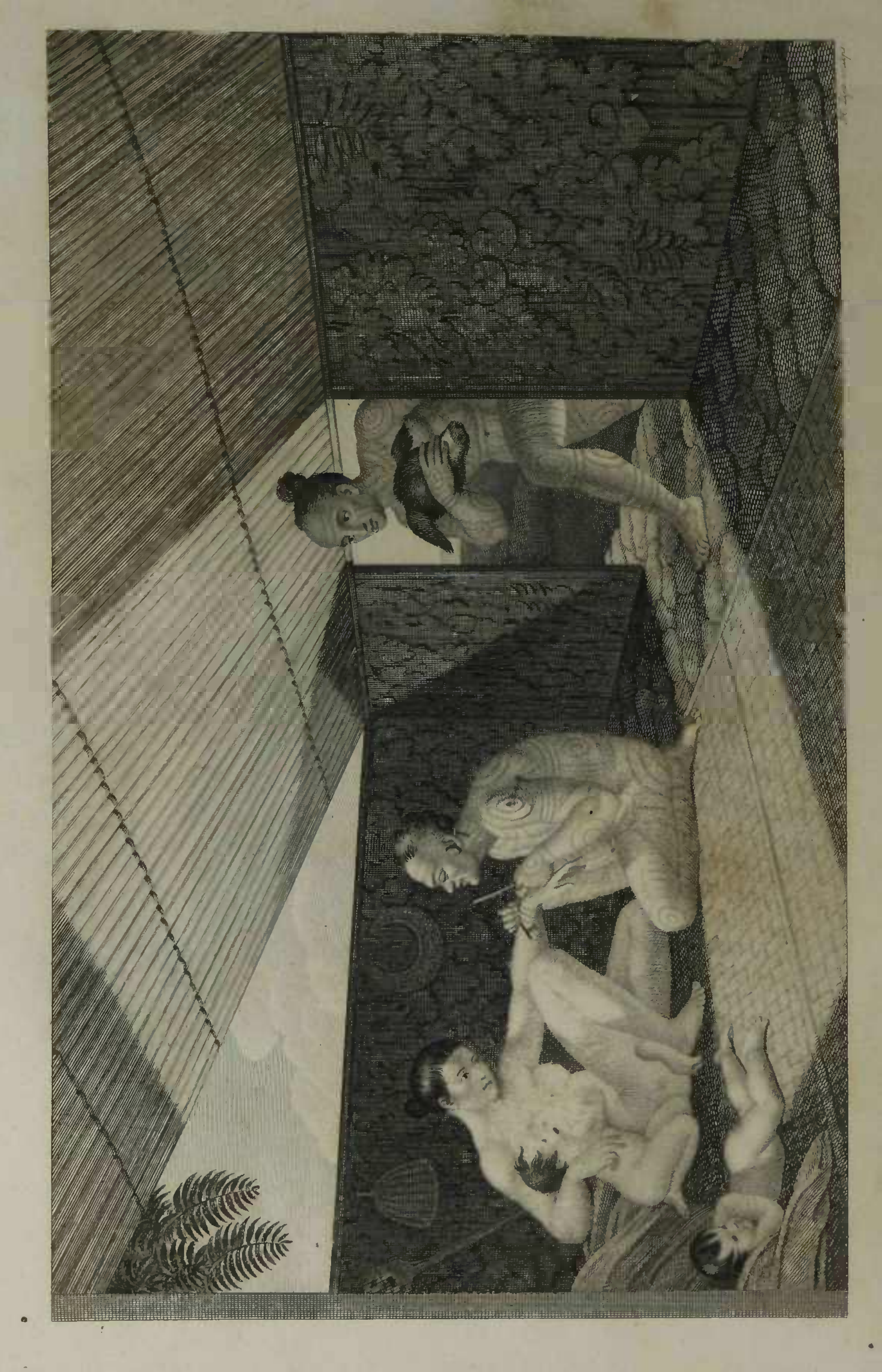
lich große Steine, die kaum von zehn bis zwölf Menschen getragen oder gewälzt werden können, so künstlich und schön, ohne Kalk oder Mörtel aneinander zu fügen wissen, daß sie wahre römische Mauern aufführen, die einem Europäischen Baumeister Ehre machen würden.

Bey Errichtung eines neuen Hauses reicht wechselsweise ein Nachbar dem andern hülfreiche Hand. Oft baut man zum Zeitvertreib, und wohlhabende Personen besitzen in mehreren Theilen ihres Thales dergleichen Wohnungen oder vielmehr Hütten; die in wenig Tagen aufgeschlagen werden können.

Die Erbauung der größern Wohnungen, worin eine zahlreiche Familie gemeinschaftlich leben kann, wird von den Männern sowohl als von den Weibern besorgt; wenn aber die Männer ganz allein, ohne Beyhülfe der Frauen, die zur Grundlage eines Hauses nothwendigen Steine herbeyschaften, so wird eben dadurch die darauf gebaute Wohnung in der Folge für die Weiber tahbu; d. h. diese dürfen es nie wagen sie zu betreten. — Jeder wohlhabende Insulaner hat wenigstens eine solche Tahbu-Hütte, die gewöhnlich vom Wohnhause etwas abgesondert ist. Er richtet sie ganz nach seiner Bequemlichkeit, und besonders zu seinem Speisesaal ein, damit er hier allein, ohne Beyseyn seiner Frau, in desto ungestörterer Ruhe die Schweine verzehren kann, von denen die Weiber nur bey seltenen Gelegenheiten, und aus Gefälligkeit und Großmuth des Mannes, ein Stückchen erhalten. Ein solches Tahbu-Haus heißt Popoi tahbu.

Jede neuerbaute Wohnung muß von einem Taua, einem Priester, Zauberer, Hexenmeister, oder wie man diese Leute nennen will, eingeweiht werden; dieser hält eine Rede und spricht alsdann in einer, jedem Eingebornen unverständlichen Sprache. Man muß ihn mit Schweinen und andern guten Gerichten bewirthen, wofür er viele sehr sonderbare Ceremonien macht, und die erste Nacht in dem neuen Hause schläft, wodurch dasselbe gegen alle böse Geister, die sich in der Folge einfinden könnten, geschützt wird.

Bey besondern Gewohnheiten des häuslichen Lebens, werden auch für die Weiber eigene Häuser bestimmt, so z. B. wird das junge Mädchen, bey dem sich



die Zeichen des reiferen Alters einstellen, und die Frau zur Zeit ihrer Niederkunft in entlegenen, und bloß in dieser Absicht erbauten Hütten abgesondert.

Im Innern der Häuser sieht es sauber aus, indem die Bewohner derselben durch Tahbu's oder Gesetze zur Beobachtung einer großen Reinlichkeit verbunden sind. Ein Balken theilt der Länge nach den Boden des innern Raumes in zwei ungleiche Theile, auf dem vordern schmalen sieht man die bloßen Steine, auf der hintern Abtheilung liegt weiches Gras, welches mit Strohmatten bedeckt ist, und den Bewohnern, ohne Unterschied des Geschlechtes, zur Schlafstelle dient. Die Wände sind mit Geräthschaften behangen, z. B. große und kleine Kalebassen-Kürbisse (Crescentia Cujete), Cocosnußschalen, Fischernetze, Lanzen, Schleudern, Stelzen, Streitäxte, Beile, verschiedene Zierrathen, Trommeln u. s. w.

Sechstes Kapitel.

Gesellschaftliche Einrichtung. Religion und Gesetze.

Von der gesellschaftlichen Einrichtung, den Kriegen, der Religion, dem Charakter und der Denkungsart dieser Insulaner war es so schwer, sich während unseres Aufenthaltes von wenig Tagen einen richtigen Begriff zu verschaffen, daß ich es kaum wagen darf, etwas Bestimmtes darüber zu sagen. — Die Kenntnisse und Beurtheilungskraft unserer Dollmetscher waren auch so beschränkt, daß sie sich gewöhnlich, sobald man etwas im Allgemeinen festsetzen wollte, in ihren Reden widersprachen.

Eine Regierungsform bemerkten wir eigentlich gar nicht. Roberts, der wohl als Engländer immer einen König im Sinne hatte, belegte den angesehensten Mann im Thale Tihohae, Namens Kätänuäh mit diesem Titel; indessen schien sich derselbe nicht einmal die Gewalt eines Oberhauptes, geschweige denn die eines Regenten anzumaßen. Er stammt wahrscheinlich von einer der ältesten Familien, und hat vielleicht als angesehener Hausvater die weitläuftigste Verwandtschaft, und die größten Besitzungen; politisch aber übt er keine Obermacht aus. Durch äußerliche Ehrenzeichen oder Kleidung unterscheidet er sich auch nicht im geringsten von seinen Mitbürgern; außer daß er etwas mehr tatuirt war, welches er aber mit vielen andern reichen Personen gemein hatte. Sein Körper war gut genährt und unbehülflich, so daß er sich wohl nicht als Anführer, oder bey Streitigkeiten, wo die Behendigkeit den Meister spielt, vortheilhaft

würde hervorgethan haben. Seine Machtsprüche oder seine Befehle wurden verlacht, und er hatte so wenig Einfluß auf die Einwohner, daß er auf Bitten des Capt. v. Krusenstern nicht einmal die Menge des Volkes von unserm Wasserplatz abhalten, oder ein Tahbu auf denselben legen konnte. Zuweilen kam er mit andern Insulanern in einem Canot, und zu anderer Zeit schwamm er mit seinen Landsleuten an Bord, ohne daß man irgend einen Unterschied, oder Achtung vor seiner Würde, die er durch seine Gegenwart einflößte, bemerken konnte. Jeder Distrikt, und jedes Thal der Insel hat, nach Aussage unserer Dollmetscher, einen König; so daß demnach wohl auf diesem Eyland, das kaum 16 deutsche Meilen Umfang hat, an zehn bis fünfzehn und mehrere anzutreffen sind; die aber, wie wir gesehen, weniger Gewalt über ihre Unterthanen haben, als bey uns der Schultheiß über seine Bauern. Ich möchte daher wohl behaupten, daß Roberts und Cabri den Kätänuäh zum Könige gemacht, und daß weder er noch die übrigen Aeltesten, weder die Reichen noch die Armen, irgend einen Begriff von politischer Obergewalt, von Regierung oder Regierungsverfassung haben.

Dieses Oberhaupt, der sogenannte König eines Thals, ist im Besitz, und wahrscheinlich der Erbe, vieler Brodfruchtbäume, Cocos und Bananenwälder, und als solcher im Stande viele Menschen zu nähren, die sich in dieser Absicht unter seinen Schutz begeben, doch so, daß jeder sein eigener Richter ist, und die Handlungen aller Insulaner nach dem Tahbu bestimmt werden.

Wenn einer den andern todt schlägt, welches wahrscheinlich bey Menschen von den heftigsten Leidenschaften nicht selten vorfällt, so vereinigt sich die Familie des Erschlagenen gegen den Mörder; es entsteht ein öffentlicher Kampf, und die Beleidigten hören gewöhnlich nicht eher auf, als bis entweder der Mörder, oder eine Person aus dessen Familie getödtet ist; sobald aber ein Mann oder eine Frau, ein Knabe oder Mädchen erschlagen wird, so hat alle Feindschaft ein Ende, und die beste Harmonie zwischen beiden Partheien findet wieder Statt. Während eines solchen Familienstreites sollen zuweilen sehr viele Zuschauer aus den benachbarten Häusern gegenwärtig seyn, ohne daß sich ir-

gend jemand ins Mittel legte, um Freundschaft und Versöhnung bewerkstelligen zu wollen.

Jeder Insulaner richtet sich in seinem Lebenswandel nach den Vorurtheilen und Gebräuchen, und seine Leidenschaften werden durch eingewurzelten Aberglauben, durch Furcht vor unsichtbaren Geistern und Gespenstern (welches alles das Wort Tahbu in sich begreift) im Zaum gehalten. Hieraus entspringen ihre Gesetze und das was man bey ihnen Religion nennen könnte.

Durch die Kenntniß aller Tahbu-Gesetze würde man sich vieles in Absicht der Verfassung, Lebensart, Sitten und Gebräuche erklären können, und wären Roberts und Cabri gebildetere Leute gewesen, so würden wir wahrscheinlich wichtigere Beyträge hierzu haben sammeln können; statt dessen aber muß ich mich nur auf einige wenige Bemerkungen beschränken, welche ich zufällig machte.

1) Die Person der Priester oder Taua*) und alle ihre Habseligkeiten, nämlich: Zierrathen, Kalebassen, Werkzeuge, Canots u. s. w. sind tahbu, d. h. sie sind wie heilig zu betrachten, und dürfen von Niemand als dem Besitzer getragen oder angefaßt werden.

Im Anfang war es uns unbegreiflich, warum einige Insulaner, die sich übrigens nicht im Geringsten von andern unterschieden, ihren Kopfschmuck oder sonstige gewöhnliche Geräthschaften gegen bedeutende Geschenke nicht veräußern wollten, bis wir durch dieses Wort Tahbu Aufschluß erhielten.

2) Die Person der Vornehmen und Reichen ist tahbu, d. h. ohne die unsichtbaren Geister zu beleidigen und ihren Haß zu erregen, darf man keine persönliche Gewalt an ihnen ausüben.

3) Jeder einzelne, wäre er auch der niedrigste des Thals, der im Krieg einen, oder den ersten Feind erlegt, wird durch diese seine Heldenthat auf

*) Da der Name Priester, oder Hoherpriester leicht eine zu religiöse Idee erregen könnte, so will ich diese Hexenmeister oder Zauberer, hier und in der Folge jedesmal nach der Landessprache Taua nennen.

zehn Tage tahbu, oder mit andern Worten, er darf während dieser Zeit keinen Umgang mit seiner Frau haben. Man bringt ihm Schweine zum Geschenk, und er wird wie ein Vornehmer bedient; auch das Feuer ist in dieser Zeit für ihn tahbu; folglich muß ihm ein anderer das Feuer anmachen und für ihn kochen. Vielleicht will man ihn und andere, durch eine solche besondere, ehrenvolle Aufmerksamkeit, zu fernern Heldenthaten aufmuntern.

4) Das Morai oder der Begräbnißplatz ist für das weibliche Geschlecht tahbu, daher darf keine Frau diesen Ort besuchen, und ist, wenn sie in die Nachbarschaft desselben kommt, gezwungen, ein großes Stück Zeug umzuhängen, oder, wenn sie nackt ist, einen weiten Umweg zu machen.

Jeder Insulaner hat einen Begräbnißplatz bey seinem Hause; an diesem oder nicht weit davon ist der Popoi-Thabu, oder das Eß-Tahbuhaus, wo die Männer in Ruhe ihre Schweine verzehren.

Das Morai der Taua ist gänzlich von allen Wohnungen abgesondert, und hier werden gewöhnlich die erschlagenen Feinde verzehrt. Durch dieses Tahbu werden also die Weiber auf eine gute Art von dem Genuß des Schweine- und des noch größern Naschwerkes, des Menschenfleisches, abgehalten. An diesem Schmaus dürfen bloß Personen die tahbu sind, die Taua's, die Vornehmen des Landes, ihre Namensverwandten und die Helden der Schlacht, Antheil nehmen.

5) Das Menschenfleisch ist für die Weiber tahbu, d. h. sie bekommen nichts von diesem Leckerbissen. — Es finden zwar unter gewissen Umständen auch Ausnahmen statt, die mir aber nicht genau bekannt sind.

6) Die Frau des Oberhauptes ist für dessen Freunde, und für alle die dessen Namen tragen tahbu, d. h. die Freunde und Namensbrüder dürfen sich keine besonderen Freiheiten gegen dessen Frau erlauben.

7) Der Kopf eines jeden Insulaners ist tahbu, man darf also nicht über den Kopf eines Schlafenden wegschreiten; auch selbst der Vater nicht über

den seines Sohnes; man darf nicht einmal die Hand auf den Kopf eines andern legen.

Wir wollten bey unserer Ankunft einigen schönen Männern über den Kopf streicheln, worüber sie in Angst und Verlegenheit geriethen, und uns mit diesem Tahbu bekannt machten.

Diesem Gesetze scheint Sorge für persönliche Sicherheit zum Grunde zu liegen, man darf also Niemand im Schlaf überfallen oder auch nur beym Kopf fassen.

8) Jedes Kind erhält sogleich nach der Geburt von seinen Eltern wenigstens einen Brodbaum, und dieser ist tahbu, selbst für Vater und Mutter. Sind die Eltern so arm, daß sie keinen Brodbaum entbehren können, so wird sogleich einer für das Kind gepflanzt, und folglich auf diese Art für die Nahrung desselben gesorgt, indem ein oder zwei Brodbäume hinreichend sind, eine Person das ganze Jahr durch zu nähren.

9) Die großen Kalebassen (Crescentia Cujete) die zu Trink- und Wassergefäßen dienen, sind für jede einzelne Person beiderlei Geschlechts tahbu. Die Weiber dürfen die der Männer niemals anrühren, nicht einmal im Hause aufhängen; hieraus erhellt offenbar Eigenthumsrecht.

10) Wird jemanden etwas gestohlen, z. B. ein Schwein, und hat der Bestohlene Muthmassung gegen den Thäter, so legt er aus Rachsucht ein Tahbu auf die Schweine oder Besitzungen des Diebes. Er gibt dessen Schweinen oder Bäumen seinen eigenen oder eines andern Menschen Namen, hierdurch werden diese Habseligkeiten, nach den Begriffen dieser Insulaner, begeistert oder behext; denn sie glauben, der Geist eines Verstorbenen oder Lebendigen (natetu) sey darin, und dies Verfahren ist zuweilen hinreichend den Dieb zu zwingen, seine Besitzungen zu verlassen und sich wo anders anzusiedeln. Die Schweine, welche nateta d. h. begeistert sind, dürfen nicht geschlachtet werden.

Jeder Einwohner sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts kann die schönsten seiner Bäume begeistern und tahbu machen, dies sichert sein Eigenthum.

11) Die Hüftbinde eines jeden ist tahbu, d. h. sie darf zu keinem andern Gebrauch angewendet, oder im Haus neben andern Geräthschaften aufgehängt werden; sondern muß in einer Ecke auf einem Stocke hängen, oder auf der Erde liegen. — Es wird dadurch Reinlichkeit bezweckt.

12) Die Wohnung ist tahbu für das Wasser, oder das Wasser ist tahbu für die Wohnung, man darf sich daher nicht in der Hütte waschen oder irgend einen Tropfen Wasser auf die Steine oder Matten gießen; bey Befolgung dieser Sitte ist das Haus immer trocken und reinlich.

13) Die geschicktesten Stelzenläufer, welche sich bey öffentlichen Tanzfesten sehen lassen, sind drei Tage vor denselben tahbu; sie gehen folglich nicht aus, pflegen sich gut, und haben keine Gemeinschaft mit ihren Weibern; wahrscheinlich um mehr Kräfte zu sammeln.

14) Derjenige Theil des Tanzplatzes, welcher von der Musik, nämlich von zehn und mehr Trommeln und vielen Sängern und Schreiern besetzt wird, ist für Weiber tahbu, weil diese muntern und unruhigen Geschöpfe, durch ihre Lebhaftigkeit, die Musiker leicht stören könnten.

15) Das Feuer des Mannes ist für die Frau tahbu, d. h. diese darf mit dem Feuer, das der Mann angemacht hat, nicht kochen; auch nichts von den Speisen essen, welche dadurch bereitet sind; der Mann hingegen kann nach Belieben von allen Speisen der Frau essen.

16) Wenn ein Mann ein Gericht von Bananen und Cocosnüssen Abends in die heiße Steingrube vergräbt, um es über Nacht zu braten, so ist er tahbu, und muß sich so lange von der Frau entfernen, sonst wird das Gericht nicht gar.

17) Wenn ein Schwein irgendwo quer über dem Fußsteig liegt und schläft, so ist es tahbu, man darf nicht darüber wegschreiten oder es aufwecken; sondern muß um dasselbe herumgehen, wahrscheinlich damit die Ruhe dieses guten Thieres nicht gestört werde.

18) Schweinefleisch ist, wie schon gesagt, im Allgemeinen, eben so wie Menschenfleisch, für Weiber tahbu, d. h. sie dürfen eigentlich keines essen; doch finden hier Ausnahmen Statt. Z. B. wenn der Mann seiner Frau ein Schwein schenkt (dieses ist aber ein äußerst seltener Fall), und sie es selbst bratet, so darf sie es mit ihren Freundinnen verzehren; oder wenn der Mann seiner Frau ein Spanferkel gibt, und sie es von Jugend auf allein gefüttert, und groß gezogen, selbst geschlachtet und gebraten hat, so ist ein solches Schwein tahbu für den Mann, sie darf alsdann, ohne weitere Einwilligung desselben, damit schalten und walten wie sie will. In einzelnen Fällen werden auch Schmausereien angestellt, bey welchen die Weiber Schweinefleisch zu essen bekommen. (S. oben S. 103.)

19) Beynahe alle Fische, namentlich Perca, Choetodon, Diodon, Muraena Raia, Squalus, Scomber u. s. w. sind zur Zeit wenn die meisten Brodfrüchte noch unreif sind, tahbu, man darf sie folglich nicht essen. Man hat nämlich den Aberglauben, daß bey Uebertretung dieses Gesetzes alle junge Brodfrüchte von den Bäumen abfallen, welches Hungersnoth zur Folge haben würde. Der Zusammenhang der Brodfrüchte mit den Fischen ist unbegreiflich. Sollten letztere vielleicht zu derselben Zeit ungesund seyn, und die Einwohner durch dieses Tahbu von ihrem Genuß abgehalten werden? oder ist alsdann gerade die Laichzeit, und will man durch Beobachtung eines solchen Gesetzes einer noch größern Verminderung der ohnehin geringen Anzahl von Fischen vorbeugen? Sonderbar ist es wenigstens, daß sobald die Brodfrüchte reif sind, und der größte Ueberfluß derselben herrscht, der Fisch-Tahbu aufhört, und man deren alsdann so viel fangen darf als man will.

20) Wenn sich eine Frau Cocosnußöhl bereitet *), so ist sie während der Zeit dieser Beschäftigung, d. h. fünf und mehr Tage tahbu, und muß

*) Die Bereitung desselben S. weiter unten.

alsdann den Umgang mit Männern vermeiden, widrigenfalls sie kein Oehl erhalten wird.

21) Das Cocosöhl, welches die Frau bereitet hat, ist tahbu für den Mann, und umgekehrt.

Wer ein Tahbu übertritt, der ist ein Kikino, d. h. ein schlechter Kerl, und kann der gerechten Strafe seines Vergehens, nämlich der mittelbaren oder unmittelbaren Einwirkung der Geister, Atuan und Priester Taua, nicht entgehen; Krankheit oder plötzlicher Tod sind die sichern Folgen.

Spricht jemand nachtheilig von den Taua's, so erfahren sie es sogleich durch die ihnen dienstbaren Geister, und ein schneller Tod der Lästerzunge ist unvermeidlich.

Hieraus könnte man wohl schließen, daß zuweilen Personen plötzlich ohne vorhergegangene Krankheit, also am Schlagfluß, sterben, und dies ist mir um so wahrscheinlicher, da nach hiesigen Begriffen und nach Aussage unsers Roberts und Cabri, bey Uebertretung eines Tahbu, zuweilen die Gesichter durch die Geister verzerrt werden und Lähmungen an Händen und Füßen entstehen.

Solche und ähnliche Begriffe und Vorurtheile liegen der Verfassung, Religion und den Gesetzen der Bewohner dieser Inselgruppe zum Grunde.

Siebentes Kapitel.

Sitten und Gebräuche der Nukahiwer. Anthropologie. Krieg. Geburt. Ehestand. Begräbniß. Zauberei. Beschneidung. Tanzfeste. Musik. Stelzenlaufen. Schwimmen. Zierrathen. Geräthschaften. Spielzeug. Canots. Kurze Bemerkungen. Sprachproben.

Ich komme nun zu den Sitten und Gebräuchen der Nukahiwer, und glaube durch Beschreibung einzelner Handlungen etwas mehr Licht über den Charakter und die Lebensart dieser rohen Nation zu verbreiten.

Es ist kein Geschöpf auf Erden, welches gegen sein eignes Geschlecht, unter allen Zonen und Himmelsstrichen, so sehr wüthet als der Mensch.

Man werfe nur einen Blick auf die Geschichte des Erdballs. In den ödesten Steppen und den fruchtbarsten Ländern, auf den kleinsten Inseln und den größten Continenten, kurz in allen Welttheilen, unter den wilden sowohl als den civilisirten Völkern, ewig sucht der Mensch sein Geschlecht zu zerstören, allenthalben sieht man ihn von Natur roh und grausam! Die Beobachtung der Bewohner dieser neuentdeckten Inseln, die unseres Wissens mit keiner civilisirten Nation in Verbindung gestanden haben, und als Naturmenschen in ihrer Urform betrachtet werden können, liefern merkwürdige Beyspiele zur Bestätigung dieses Satzes.

Die zarten und süßen Gefühle von Herzlichkeit und Liebe, von Freundschaft und Anhänglichkeit, selbst der Eltern gegen ihre Kinder und umgekehrt, habe ich leider! nur selten unter rohen und ungebildeten Nationen gefunden.

Die Afrikanischen Horden bringen nicht nur ihre gefangenen Feinde, sondern auch ihre eigenen Kinder und Anverwandten zu Markte. Dasselbe thun die Kirgisen, Kalmuken, und mehrere Bewohner der Nordwestküste von Amerika; und auch hier auf Nukahiwa wollte sich eine Frau, der man im Scherz ein Stückchen Eisen für ihr an der Brust saugendes Kind anbot, sogleich ohne Bedenken davon trennen.

Unsere Leidenschaften werden durch höhere Kultur, d. h. durch Vernunft, verfeinerte Sitten, und hauptsächlich durch Religion im Zaum gehalten, fehlt diese und das Gewissen, so ist der Mensch roh, und in dieser Urform, aller, selbst der abscheulichsten, Handlungen fähig, ohne dabey das Bewußtseyn Böses zu thun, zu haben. Aus diesem Gesichtspunkte kann ich es mir sehr leicht erklären, wie es möglich ist, daß die Nukahiwer, gleich vielen andern Nationen, ihre erschlagenen Feinde verzehren, und die Männer bey Hungersnoth ihre Weiber und Kinder schlachten und essen. Es ist ein alter von dem Vater und Großvater geerbter und eingewurzelter Gebrauch, den sie eben so wenig für abscheulich halten, oder darüber nachdenken, als wir bey dem Genuß eines Stückes Rindfleisch, und doch wird dieses bey manchen Asiatischen Nationen für eine Gewissenssache gehalten. — Ehe ich von der Anthropophagie dieser Insulaner insbesondere spreche, will ich einige Bemerkungen darüber im Allgemeinen vorausschicken, weil mir dieser Gegenstand wichtig genug scheint, etwas länger dabey zu verweilen *).

Mehrere berühmte Männer zweifelten ohne Grund an der Wirklichkeit von Menschenfressern, da es doch unwidersprechlich ist, daß sich fast alle Völker der

*) Während meines Aufenthaltes in Lissabon (von 1797 bis 1802) hatte ich Gelegenheit ein Mspt. v. J. de Loureiro, dem bekannten Verfasser der Flora cochinchinensis benutzen zu dürfen. Ich trage kein Bedenken einige dieser interessanten und unbekannten Bemerkungen über diesen Gegenstand hier mit den meinigen zu verbinden, und zugleich auf die Abhandlung des verdienstvollen Prof. Meiners in Göttingen zu verweisen: De anthropophagia et diversis ejus causis. S. Götting. Anzeigen von gelehrten Sachen. 153tes St. 26ten Sept. 1785.

Erde dieses Lasters schuldig gemacht haben. — Es hat, so unglaublich es auch scheint, Völker gegeben, und gibt noch dergleichen, besonders im südlichen Amerika, und im innern Afrika sowohl, als im westlichen, die Menschenfleisch nur des Wohlgeschmacks wegen, und aus bloßer Leckerhaftigkeit essen. Diese Nationen verzehren nicht bloß Gefangene, sondern ihre eigenen Weiber und Kinder; ja einige kaufen und verkaufen öffentlich Menschenfleisch. — Diesen Völkern haben wir die Nachricht zu verdanken, daß weiße Menschen wohlschmeckender sind als Neger, und Engländer besser schmecken sollen als Franzosen. Ferner soll das Fleisch von jungen Mädchen und Weibern, besonders aber von neugebornen Kindern bey weitem das Fleisch der schönsten Jünglinge und Männer an Wohlgeschmack übertreffen, und endlich das Innere der Hand und der Fußsohlen allen übrigen Theilen des menschlichen Körpers vorzuziehen seyn.

Die Beweggründe welche den Menschen zu dieser widernatürlich scheinenden Handlung verleiten, sind hauptsächlich folgende:

1) Die äußerste Noth, wenn nämlich wegen gänzlichem Mangel an Nahrung, der Hunger so stark wird, daß man bloß auf solche Art sein Leben erhalten kann.

Dieser Beweggrund ist der allgemeinste, und scheint unschuldig, wenn man sich nur des Fleisches von Leichnamen bedient; denn einem Todten muß es ja völlig einerlei seyn, von Gewürmen, von Thieren, oder von Menschen verzehrt zu werden; allein demungeachtet läßt sich die Handlung aus folgender Ursache nicht entschuldigen: Loureiro versichert, er habe in Indien bey einer großen Hungersnoth, in welcher einige hunderttausend Menschen starben, beobachtet, daß, da man die Wege und Straßen mit Todten bedeckt sah (weil weder Leute noch Kräfte hinreichten sie zu beerdigen) sich viele Menschen entschlossen ihr Leben durch diese verabscheuungswürdige Nahrung zu erhalten, und daß einige wenige nach überstandener Hungersnoth, nicht aus Nothwendigkeit, sondern durch eine unwiderstehliche Begierde hingerissen wurden, den Lebenden nachzustellen, um sie zu verzehren.

Unter andern war ein Bergbewohner, der sich in einem Walde nahe an der Straße versteckte, und den Vorübergehenden eine Schlinge um den Hals warf, sie in das Gebüsch zog, und sie verzehrte. Dieses setzte er so lange fort, bis er endlich entdeckt, in Verhaft genommen und hingerichtet wurde.

Bey derselben Gelegenheit und durch denselben Beweggrund angetrieben, fand sich eine Frau, welche darauf ausging Kinder zu fangen, die sich von dem Hause ihrer Eltern entfernt hatten. Diesen stopfte sie Mund und Nase mit Thonerde zu, erstickte sie auf diese Art und bekannte, daß sie dieselben frisch, und anfänglich aus Hunger, in der Folge aber aus Leckerhaftigkeit, zum Theil eingesalzen, zu ihrer Nahrung gebraucht habe.

Aus allen diesen und vielen andern Beyspielen erhellt, daß das Menschenfleisch so schmackhaft und anziehend ist, daß man sich dessen, wenn man es einmal gekostet hat und daran gewöhnt ist, nur mit Mühe enthalten kann.

Hierin liegt die Ursache warum der Genuß der Leichname nicht zu erlauben ist, selbst nicht in der größten Noth, und bey dem größten Hunger.

Man hat mehrere unläugbare Beyspiele der Menschenfresserei, nicht nur unter barbarischen, sondern auch unter civilisirten Nationen wahrgenommen. Eines der merkwürdigsten, sowohl wegen des Alterthums der Thatsache, als auch wegen der Anzahl der darin begriffenen Personen, ist wohl, was uns Herodot in seinem dritten Buch Thalia, erzählt: „Cambyses, König von Persien, als er sich wegen der verächtlichen Antwort, die ihm der König von Aethiopien, in Rücksicht der Ichthyophagie seiner Gesandten, zugeschickt hatte, rächen wollte, setzte sich sogleich an die Spitze einer zahlreichen Armee, und rückte damit nach Aethiopien. Da ihn aber sein Weg durch lange Sandwüsten führte, so litt seine Armee an Lebensmitteln, für die zu sorgen, ihm die Heftigkeit seiner Rache keine Zeit gelassen hatte. Anfänglich stillten sie den Hunger durch abgeschlachtete Pferde und Lastthiere, und dann benutzten sie Kräuter, die sich unter Weges fanden; da aber auch diese in den brennenden Sandwüsten Afrika's fehlten, so waren sie endlich, in der äußersten Noth und Verzweiflung, genöthigt, den zehnten Mann

zu tödten. So verzehrte einer den andern, und auf diese Weise wurde der größte Theil der Armee aufgerieben, der König Cambyses gezwungen von seiner Unternehmung abzustehen, und mit dem kleinen übrig gebliebenen Rest zurückzukehren."

In Nukahiwa schlagen, nach Aussage unserer Gewährmänner Roberts und Cabri, bey einer eintretenden Hungersnoth, viele Männer ihre Weiber und Kinder todt, um sich mit dem Fleische derselben zu sättigen. Bloß die äußerste Noth bewegt sie zu dieser Handlung. Die reichen Insulaner, d. h. diejenigen die viele Lebensmittel besitzen, scheinen sich eines solchen Nothmittels zu enthalten; wenigstens war bey einer, mehrere Monate vor unserer Ankunft, hier herrschenden Hungersnoth, Niemand von der Familie Kätänuäh's gestorben oder aufgezehrt. Im Gegentheil, er theilte seine Lebensmittel mit 26 Personen, und man sollte beynahe vermuthen, daß die Tatuir- und Schmausgesellschaften in der Absicht errichtet wurden, um diesen doch im Grunde äußerst widernatürlichen und empörenden Handlungen nach Möglichkeit Einhalt zu thun.

2) Ein zweiter Beweggrund der Menschenfresserei ist die ungewöhnliche und regellose Lüsternheit und Leckerhaftigkeit der Menschen.

Den Amerikanern, vorzüglich in Mexico fehlte es gewiß nicht an Lebensmitteln, als sie unaufhörlich und in großer Menge menschliche Schlachtopfer brachten; und obgleich dies unter dem Vorwand geschah, ihren Götzen auf diese Weise zu fröhnen, so war doch die Hauptabsicht, ihren Hunger desto angenehmer zu befriedigen. Nur deshalb, ohne irgend einen religiösen Vorwand, bedienten sich dieser nämlichen Speise die Tabuyas in Brasilien, und andere Südamerikanische Nationen, die, um ihren Gaumen zu kitzeln, gewohnt sind, die unglücklichen Schlachtopfer, welche ihnen in die Hände fallen, einige Monate vor dem Tode zu mästen.

Eine ähnliche Gewohnheit haben die Jaygas, rohe Völker Afrika's, welche sich weit und breit durch die Wüsten, bis zu den Grenzen der Hottentotten, am Cap der guten Hoffnung ausbreiten. — Die Anzigos, ebenfalls eine Afrikani-

sche Nation, die am Ende des Königreichs Congo wohnet, tödten und essen nicht nur die Gefangenen von andern Nationen, sondern auch selbst ihre Landsleute, die sie eine zeitlang mit Ueberfluß und vielen Leckerbissen ernähren, um dadurch das Fleisch schmackhafter zu machen, welches sie nachher auf öffentlichen Märkten verkaufen.

Aus Asien erzählt Plinius (lib. 7. c. 2.), daß der größte Theil der scythischen oder tartarischen Völker, Menschenfresser sind, und die neuesten Reisebeschreiber beweisen uns, daß beynahe alle Bewohner der Südsee-Inseln, namentlich die von Neuseeland, von den Fidji- Navigators- Mendoza- Washington- Salomon- Sandwich- und höchst wahrscheinlich auch von den Freundschafts-Inseln, das Menschenfleisch mit großem Vergnügen verzehren.

In Europa geschieht dies zwar, unseres Wissens, heut zu Tage nicht mehr, auch nicht in einem einzigen Theil desselben, obgleich es, wie Plinius schreibt, in den ältesten Zeiten bey den italienischen Völkern, den Lestrigonen, der Fall war. Dieses nämliche versichert Strabo (lib. 4. p. 192) von den alten Bewohnern Hiberniens, die wir gemeiniglich Irrländer nennen, und Coelius Rhodriginus (Lect. antiq. lib. 28. C. 2.) von den Schottländern, ihren Nachbarn. Ja es ist höchst wahrscheinlich, daß alle unsere Vorfahren, in jenen Zeiten, als sie noch auf der untersten Stufe der Kultur standen, Menschenfresser waren.

3) Der dritte Beweggrund ist der seltsamste, indem er gegen die Natur und gesunde Vernunft zu streiten scheint. — Unter dem Vorwand von Menschlichkeit, ist der Mensch unmenschlich; in der Ueberredung von Treue und Liebe, ist er feindselig und treulos.

Was ist wohl schätzbarer als das Leben? und wem sind wir mehr schuldig es zu erhalten als unsern Eltern und Anverwandten? und doch kannten die Massageten (eine orientalische Nation, welche jenseits des Caspischen Meeres wohnte, und gegen die Cyrus nach Herodots Aussage einen Feldzug unternahm, in dem er umkam), diese angeborne Verpflichtung der Natur nicht. Von diesem

barbarischen Volk erzählt **Herodot** im ersten Buch seiner Geschichte (**Klio**), daß wenn einige von ihnen zu einem hinfälligen Alter gelangt waren, ihre Söhne und andere Anverwandten sich vereinigten, um den armen Alten zu tödten. Sein Fleisch vermischten sie mit den Eingeweiden von andern Thieren, und stellten dann ein großes Gastmal an, bey welchem sie sehr freudig waren, indem sie vorgaben, daß sie ihn in ihren Eingeweiden vergruben und ihm dadurch den ehrenvollsten und glücklichsten Tod schenkten.

Diese Nachricht findet man auch bey andern Schriftstellern bestätigt, z. B. beym **Pomponius Mela**; dieser sagt, indem er von einem scythischen Volke, den **Essedoniern** spricht, welche in der Nachbarschaft des Mäotischen Sees wohnten: „Essedones funera parentum laeti et victimis ac festo coitu familiarium excipiunt, corpora ipsa laniata et caesis pecorum visceribus immixta epulando consumunt.“

Die Massageten und Essedonier stimmen also darin miteinander überein, daß sie ihre nächsten Anverwandten unter Lustbarkeiten bey einem Feste verzehrten.

Es ist eine Frage, ob unsre deutsche Redensart: **Jemand aus Liebe auffressen**, nicht als Tradition aus jenen uralten Zeiten herstammt, da noch unsere Vorfahren dieselbe Sitte der Massageten und Essedonen befolgten.

4) Der vierte Beweggrund der Menschenfresserei ist großer **Haß**, **Rache** und **Verachtung**.

In **Cochinchina** war es durch ein Gesetz verordnet, daß alle Rebellen, wenn sie als schuldig erkannt würden, getödtet und ihr Fleisch von den treuen Unterthanen, und denen die den König zunächst umgeben, verzehrt werden solle. Zu der Zeit, als sich **J. de Loureiro** in jenem Lande aufhielt, ward eine solche Execution vollzogen, dergestalt, daß der Schuldige, wenn es ein Mann war, geköpft, die Frauen aber erstochen wurden. Dann eilten die Soldaten der Wache des Palastes zu dem Leichnam, jeder schnitt mit einem Taschenmesser ein Stückchen von demselben ab, steckte es in eine unreife Limone und verschluckte es roh. Da aber die Größe des Bissens nicht vorgeschrieben war, und die

Nation einen Abscheu gegen dergleichen Gerichten hat, so fanden die Schlausten Gelegenheit, das Stückchen Fleisch zwischen den Fingern durchfallen zu lassen und nur die Limone zu verschlucken.

Als beynahe um dieselbe Zeit die Cochinchinesen, einige Bergbewohner, Mois genannt (welche von ihnen gegen Westen wohnen, und öfters heftige Einfälle in gedachtes Reich machen), bekriegten, so marschirte ihr General mit einer Armee nach den Gebirgen, da er aber den Feind, wegen der Unzugänglichkeit derselben nicht erreichen konnte, und von Zorn und Rache aufgebracht war, so befahl er zwei Gefangene zu tödten, und verpflichtete die Soldaten sie zu verzehren.

Als sich derselbe Loureiro im Jahr 1777 an Bord eines englischen Kriegsschiffes im Hafen von Teirao befand, um aus Cochinchina abzureisen, kam daselbst eine Truppe Rebellen an, welche sich zu der Parthei eines mächtigen Anführers, Nhae genannt, geschlagen hatten. Sie nahmen und tödeten verschiedene Personen und Vertraute des Königs, und unter andern einen, der ihnen vielen Schaden und Widerstand gethan hatte; zum Beweis ihres besondern Hasses, rissen sie ihm die Leber aus, und verzehrten sie.

Die Cochinchinesen beweisen den Hang zu dieser Ausschweifung, indem sie sich, um den Haß gegen jemand zu erkennen zu geben, des Ausdrucks bedienen, ich wünsche die Leber oder das Fleisch dieser Person zu essen.

Bey vielen andern Nationen, äußert man die Rachsucht durch den Wunsch, das Blut seines Feindes zu trinken, und unser deutscher Ausdruck blutdürstig seyn, stammt vielleicht auch noch aus jenen Zeiten, als unsere Vorfahren aus Rache den Durst im eigentlichen Sinn mit dem Blut der Feinde, und nicht mit dem der Reben, gelöscht haben.

Als im Anfang des französischen Revolutionskriegs, Rachsucht und Wuth der einzelnen Partheien auf's höchste stieg, und man sich um Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft zu erringen, enthusiastisch und bis auf's äußerste verfolgte, sah man hin und wieder den Menschen, auch in den civilisirtesten Ländern Europa's in seiner Urgestalt, indem er die, durch höhere Kultur erkünstelte Larve ge-

dankenlos abriß, und sich dann in der wahren Gestalt eines Naturkindes zeigte; damals, und das sind nur wenige Jahre zurück, fraßen Menschen, wie man behauptet, aus fannatischer Rachsucht das Herz der Prinzessin Lamballe, und beynahe zu gleicher Zeit lasen wir in öffentlichen Blättern, daß man in Lyon und Neapel seine Feinde auf öffentlichen Plätzen verzehrt habe.

Es blickt also doch zuweilen, bey den in Sitten und Kultur ausgebildetesten Nationen, die natürliche Anlage des Menschen zum Rohen durch, und so schwer es ihm auch ist, die höchste Stufe der Ausbildung zu ersteigen, so kann er doch sehr leicht, und durch einen einzigen Fehltritt wieder bis zur untersten hinabstürzen.

Der Franzose Cabri, den wir auf der Insel Nukahiwa antrafen, und der freilich nur die Bildung eines Matrosen hatte, gibt auch einen merkwürdigen Beweis des Gesagten. Aller Anstrich einer europäischen Erziehung war verwischt, und er zeigte sich im eigentlichen Verstande physisch und moralisch verwildert. Zwar behauptete er, seine erlegten Feinde nie gefressen, sondern jedesmal gegen Schweine vertauscht zu haben, und Roberts bestätigte seine Aussage; demungeachtet bin ich fest überzeugt, daß der Mensch, der in allen Gesinnungen so sehr mit den Eingebornen übereinstimmte, der selbst bekannte, daß er auf die Jagd ausging um Menschen zu erlegen, und sie gegen Schweine zu vertauschen, und ein großes Vergnügen in diesem Zeitvertreib fand, eben so gut auch fähig war, seine erlegte Beute, in Gesellschaft seiner Brüder zu verzehren. Er würde sich ja lächerlich gemacht haben, wenn er diesen mühsam errungenen Leckerbissen seinen Kameraden allein überlassen hätte. — Der Beweis von Roberts, der ihn von der Schuld dieser Handlung freisprach, ist nicht hinreichend; denn Cabri war schlau genug, diesen seinen Feind nicht von dem Schmause zu benachrichtigen oder ihn dazu einzuladen, folglich konnte dieser auch nichts davon wissen.

Die Nukahiwer verzehren also ganz unläugbar aus Hungersnoth ihre Freunde, aus Haß oder Gewohnheit ihre Feinde. Die Taua thun noch mehr, indem sie sich öfters bloß aus Leckerhaftigkeit anreizen lassen nach Menschenfleisch zu lüsten. In dieser Absicht stellen sie sich an (und dieses thun sie natürlich an solchen Or-

ten und bey solcher Gelegenheit, wo viele Menschen versammelt sind), als wenn sie von einem Geist überfallen würden, und scheinen, unter mancherlei Gaukeleien und verstellten Zuckungen, auf kurze Zeit in tiefen Schlaf versunken zu seyn; dann wachen sie plötzlich wieder auf, und erzählen den Umstehenden, was ihnen die Geister im Traum eingegeben und anbefohlen haben. So besteht zuweilen die Eingebung darin, daß eine Frau oder ein Mann, ein Tatuirter oder ein Untatuirter, ein Fetter oder ein Magerer, ein junger Mensch oder ein Greis aus dem nächsten Thal oder jenseits des Flusses gefangen werden muß. Alsdann machen sich die Umstehenden auf, verstecken sich im Buschwerk, in der Nachbarschaft eines Fußsteiges oder eines fischreichen Baches, und die Folge ist, daß eine oder die andere Person, die einige Aehnlichkeit mit der im Traume gesehenen Gestalt hat, gefangen, und auf dem Morai der Taua in Gesellschaft der Tahbu-Freunde verzehrt wird. Es hängt also oft von dem Zauberer, Hexenmeister oder Taua ab, zu bestimmen, ob? oder wie viel Feinde erlegt werden sollen?

Wenn einer der Taua's krank ist, so werden, nach Verhältniß der Krankheit, ein, zwei oder mehrere Bewohner eines feindlichen Thals gefangen, um gleichsam als Opfer für dessen Genesung verzehrt zu werden. Wird der Taua hierauf gesund, so ist es gut; wo nicht, so wird das Opfer wiederholt, und stirbt er endlich gar, so nimmt das ganze Thal an dieser Begebenheit Antheil, und es entsteht Krieg, d. h. man greift nun öffentlich und nicht durch heimliches Auflauern, sondern in zahlreichem Gefolge seine Nachbarn an, die man bloß darum für Feinde hält, weil sie jenseits des Flusses wohnen. Wenn man nun auch nur einen einzigen Mann oder eine Frau erlegt, so kehrt man mit der Beute nach dem Morai, und verzehrt sie daselbst.

Dem Sieger oder Helden, der einen Feind getödtet, wird der Kopf zu Theil, er schneidet ihn sogleich ab, erweitert die Oeffnung des Hinterhauptknochens und trinkt das Blut und das Gehirn aus.

In der Folge wird der Schädel von allem Fleisch gereinigt, mit Schweinshaaren geziert, und die untere Kinnlade künstlich mit einem Band aus Cocosfa-

sern an den Schädel befestiget. Bey künftigen Gelegenheiten dient er als Zeichen der Tapferkeit, indem er als solches um die Hüften gebunden wird.

Wir hatten während unseres Aufenthaltes Gelegenheit, mehrere dergleichen Schädel zu erhandeln.

Eingewurzelte Vorurtheile und Lüsternheit nach Menschenfleisch sind also die Hauptursachen ihrer Kriege oder Feindseligkeiten, die ich mir aber im Allgemeinen nicht fürchterlich vorstellen kann, da die beiden streitenden Partheien selten zahlreich gegen einander kämpfen. — Eroberungssucht, Ahnenstolz, Ansprüche auf ein ganzes Thal, oder ein Stück Land scheinen hier selten oder niemals Krieg zu veranlassen.

Bey öffentlichen Feindseligkeiten erscheinen die Insulaner mit vielen Federn an Händen und Füßen geschmückt. Um den Kopf haben sie eine Schleuder von Cocosfasern geflochten, die man als Fremdling eher für einen Zierrath als für ein Waffengeräth ansehen kann. Die vornehmsten Helden binden die Schädel der ehemals erschlagenen Feinde an die Füße und um die Hüften. In den Händen führen sie Lanzen, Wurfspiese und Keulen von Casuarinaholz. Während der Schlacht springen und hüpfen sie, machen allerlei Bewegungen, wodurch sie den geschleuderten Steinen oder den Speeren auszuweichen suchen, und verlassen oft das Schlachtfeld, so bald nur ein einziger Feind auf dem Kampfplatze geblieben ist. Nach der Erzählung des Franzosen, der uns mit dem militärischen Geist dieser Insulaner bekannt zu machen suchte, kam es mir vor, als ob ihre Schlachten mit dem Kriegsspiel unserer Straßenjungen einige Aehnlichkeit hätten.

Wenn sie einzeln ihren Feinden nachstellen, so thun sie das hauptsächlich bey schlechtem Wetter oder an Tagen wo es regnet, weil alsdann eine größere Anzahl von Personen auf den Fischfang ausgeht, die Feinde zu dieser Zeit auch nicht weit sehen, und man das Geräusch des im Busche versteckten Helden nicht leicht hören kann.

Ob diese Insulaner bey einer Hungersnoth nicht auch ihre Feinde aufsuchen, weiß ich nicht. Sonderbar, und mir wenigstens unerklärbar, würde es seyn,

wenn sie in der äußersten Noth eher ihre eignen Weiber und Kinder schlachten, als ihren feindlichen Nachbarn nachstellen sollten.

Wenn eine Frau ihrer Niederkunft entgegensieht, so wird zu dieser Absicht eine kleine Tahbu-Hütte, in der Nähe ihrer Wohnung, gebaut. Reinlichkeit liegt offenbar bey dieser Gewohnheit zum Grunde. Die Mutter, oder eine andere nahe Anverwandtin, verrichtet das Geschäft der Entbindung, bey welcher nur einige Weiber und keine Männer gegenwärtig seyn dürfen. Ein großes Stück Zeug von der Rinde des Papiermaulbeerbaums wird auf die Erde, und ein anderes über die zu entbindende Person gedeckt. Der Vater hält sich gewöhnlich in der Nachbarschaft der Entbindungshütte auf, und sobald er benachrichtiget wird, daß ihm ein Kind geboren ist, so eilt er hinzu und schneidet mit einem scharfen Stein, etwa einen Fuß von dem Nabel des Kindes, die Nabelschnur ab. Diese wird alsdann, um die Blutung zu verhindern in einen Knoten gebunden, und bleibt so lange hangen bis sie von selbst abfällt. Ein sehr großer hervorgedrungener Nabel, der beynahe einem Nabelbruch gleicht, und welchen wir hier und auf den Sandwich-Inseln beobachteten, ist die wahrscheinliche Folge dieser Behandlung.

Sogleich nach der Geburt geht die Mutter wieder umher. Ihr erster Ausgang ist nach dem nächsten Bach, um sich zu waschen, wohin auch das Kind in gleicher Absicht, durch eine andere Person, gebracht wird. Der Wohlstand erfordert es, daß bey dieser Gelegenheit wenigstens ein Schwein, und nach mehreren Tagen, wenn die Nabelschnur abfällt, ein zweites geschlachtet wird. Das erste verzehrt meist der Vater allein, zu dem zweiten werden die guten Freunde eingeladen.

Das Geburtsgeschäft soll leicht und gewöhnlich in ½ längstens 1 Stunde beendigt seyn. Indessen kommen doch auch zuweilen schwere Geburten vor, die in widernatürlicher Lage des Kindes oder in Vorfällen irgend eines Theils der Extremitäten bestehen. — Jede Mutter stillt im allgemeinen ihr Kind selbst, zuweilen aber, wenn sie sehr beschäftiget ist, überläßt sie es auf kurze Zeit einer

guten Freundin. Die Dauer des Säugens ist nicht bestimmt. Die meisten Kinder werden nicht eher von der Brust entwöhnt, als bis sie allein laufen, und manche erst, wenn sie schon sprechen können. Viele erhalten auch schon sehr früh andere Nahrung, welche in dem Popoi, und einige Monate nach der Geburt, in rohen Fischen besteht.

Junge und unverheirathete Mädchen können ungehindert, ungestraft, und ohne sich oder ihre Familie zu entehren, dem Hang ihrer Sinnlichkeit nach Wohlgefallen fröhnen. Sobald sie aber einmal den Stand der Ehe gewählt haben, d. h. die Frau eines einzigen Mannes sind, so hört gesetzmäßig aller freie Umgang mit andern Mannspersonen auf. Sie wird als Sclavin ihres Mannes, für Untreue mit Schlägen bestraft oder weggejagt, der Verführer aber wird nach Willkühr des Mannes heimlich, öffentlich oder gar nicht bestraft. Dieses beweist offenbar, daß wirkliche eheliche Verbindung, und Eifersucht Statt findet, wenn anders die Aussage des Cabri richtig ist.

Sobald zwei Personen durch wechselseitige Einstimmung miteinander zu leben beschlossen haben, so macht der Bräutigam den Schwiegereltern, und diese dem Bräutigam Geschenke. Die Ehe dauert so lange als Einigkeit und wechselseitige Uebereinstimmung herrscht. Will ein oder der andere Theil das Band lösen, so steht es ihm frei. Die Kinder finden allenthalben Nahrung, und bleiben entweder bey dem Vater oder bey der Mutter, je nachdem die Eltern miteinander übereinkommen; im Ganzen wird, glaube ich, dieser Punkt selten in Anschlag gebracht, weil gänzliche Gleichgültigkeit zwischen Eltern und Kindern herrscht.

Wenn sich die Tochter eines angesehenen Mannes verheirathet, so werden viele Schweine geschlachtet, und alle Freunde und bekannte zum Schmaus eingeladen. Jeder der Hochzeitgäste hat das Recht, mit Einwilligung der Braut, die Freuden der Hochzeitnacht mit dem Bräutigam zu theilen. Dies dauert gewöhnlich zwei bis drei Tage, oder so lange, bis alle geschlachteten Schweine aufgezehrt sind; nach dieser Zeit aber muß die junge Frau allen Umgang mit andern Män-

nern abbrechen, und mit ihrem Mann allein leben, wenigstens darf sie nicht willkührlich ihrer Neigung folgen, es sey denn, daß der Gatte durch Geschenke nachsichtig gemacht wird, oder sie sogar, gegen ihren Willen, an einen andern verkuppelt.

Reiche Männer dürfen nach Wohlgefallen so viele Weiber haben, als sie wollen oder ernähren können; indessen ist doch Monogamie das gewöhnlichste.

Wenn jemand stirbt, so wird die Leiche sogleich rein abgewaschen, auf ein von Bambusrohr gemachtes, mit einem neuen Stück Zeug bedecktes Gerüste gelegt, mit mehrern neuen Tüchern bedeckt, und wenigstens die Hälfte der Schweine, welche die Familie des Verstorbenen besitzt, geschlachtet und gebraten. Sodann wird dem Taua und andern Tahbu-Personen der Todesfall angesagt und diese am folgenden Tag zum Begräbniß eingeladen. Hinter dem Gerüste worauf der Verstorbene liegt, wird bey Ankunft der Gäste ein Stück Zeug ausgespannt, und mehrere Stäbchen aufgerichtet, die mit feinen weißen Stücken von Zeug geziert sind.

Dies ist das Zeichen des Tahbu's oder Tahbu-Platzes. Der Taua bringt wenigstens vier große Trommeln mit, und verrichtet die Begräbnißceremonien, die in dem Herplappern einer langen, in einer unverständlichen Sprache abgefaßten Rede, besteht, welches unter beständiger Rührung der Trommeln geschieht; vielleicht um durch diesen Lärmen die bösen Geister zu verhindern, dem Todten gefährlich zu seyn. Dann fangen die Gäste an, die Schweine, den Popoi und die Brodfrüchte zu verzehren, und hören nicht eher auf, als bis nichts mehr übrig ist. Der Taua erhält die Schweinsköpfe für seinen Antheil, und dem Oberhaupte, das bey allen Leichenbegängnissen seines Thals eingeladen wird, muß, wenn er nicht kommt, das Hinterviertheil eines Schweines nach Hause geschickt werden. Er findet daher seinen Vortheil dabey, gewöhnlich nicht zu erscheinen. Die nächsten Anverwandten müssen unterdessen Tag und Nacht die Leiche bewachen, und sie täglich mit vielem Cocosöhl stark einreiben. Dies Geschäft dauert Wochen und Monate lang, wodurch der Körper gegen Fäulniß

bewahrt und am Ende in eine wahre Mumie verwandelt wird. Zuletzt wickelt man den Leichnam in Tücher, die vorher in diesem Oehl getränkt worden sind, und setzt ihn auf ein besonderes Gerüst in das Morai oder den Begräbnißplatz der Familie, der für die Weiber tahbu ist.

Eine ähnliche Sorgfalt gegen die Verstorbenen bemerkt man beynahe unter allen rohen Völkern, bey welchen man sonst keine Spur von Religion findet, und es ist merkwürdig, daß diese Menschen ihren Todten eine so große Verehrung und Achtung beweisen, woraus man fast vermuthen sollte, daß sie ein dunkles Gefühl von der Fortdauer des Lebens haben. Die Feinde der benachbarten Gegenden suchen sich wechselseitig die Leichname aus den Morai zu stehlen, und glauben, eine große Heldenthat verrichtet zu haben, wenn ihnen ihr Vorhaben gelingt. Um dieses zu vereiteln, werden die Leichen, sobald man einen starken Ueberfall des Feindes vermuthet, aus dem Morai weggenommen und in der Nachbarschaft desselben beerdigt.

Zu den mancherlei Hexereien, die von einzelnen Insulanern sowohl als von den Taua ausgeübt werden sollen, gehört die Kunst, einen andern durch Zauberei krank zu machen. Hierzu wird ein Instrument erfordert, das man Kacha nennt. Die Verfertigung desselben gehört mit zu den größten Geheimnissen der Inselbewohner. Einige wesentlich dazu gehörigen Erfordernisse sollen folgende seyn. Derjenige der ein Kacha bereiten will, muß sich sorgfältig den ganzen Körper rein abwaschen, darf in drei Tagen nichts essen, nur wenig trinken, keinen Umgang mit dem weiblichen Geschlechte haben, und muß sich während der Bereitung desselben auf einem Tahbu-Platz, z. B. einem Morai oder Popoi-Tahbu aufhalten. Das Kacha selbst, besteht in einem aus Cocos- und andern Fasern geflochtenen kleinen Stäbchen oder Beutel, in welchen die Haut von einer frisch abgestreiften Eydechse, verschiedene Arten von Pflanzen, einige besonders geformte Steinchen, ein Stück Bambusrohr und eine Menge anderer Dinge eingebunden werden. Die Hauptsache ist, daß man sich irgend einen Gegenstand, der dem Feind, den man krank machen will, angehört hat, oder mit ihm verbunden war,

zu verschaffen sucht, und diesen mit jenem Gemisch im Beutel verwahrt, z. B. einige seiner Haare, Ueberbleibsel von dem Essen, die Erde worauf er gespuckt oder urinirt hat, ein Stäbchen von dem Zeuge seines Schamgürtels u. s. w., ohne dieses kommt kein Kacha zu Stande. Dergleichen Zaubertaschen werden gewöhnlich drei verfertigt, und diese, wenn sie alle fertig sind, wohl durchräuchert und an irgend einem entlegenen Orte einzeln für sich vergraben. Wenn nun kurze Zeit darauf die natürliche Wirkung erfolgt, und die bezauberte Person krank wird, so muß diese sich bemühen (besonders durch den Beystand eines Taua's) den Thäter ausfindig zu machen, und dieser ist Kraft eines Tahbu's zum Geständniß verpflichtet, d. h. wenn diejenige Person (auf welche der Kranke Verdacht hat) wirklich den Zauberknoten geflochten hat, so muß sie dies, wenn sie gefragt wird, bekennen, weil eine Verläugnung als Uebertretung eines Tahbu's angesehen, und den unmittelbaren Tod derselben zur Folge haben würde. Diesem Zauberer oder Feind werden nun sogleich von dem Kranken, Geschenke von einem oder mehreren Schweinen gebracht, damit er den Zauber lösen möge, welches im Ausgraben des Kacha's besteht, und in Gegenwart von mehreren Personen geschehen muß. Ist das erste Geschenk von Schweinen nicht ansehnlich genug, so wird der Kranke nicht gesund, er muß von neuem dem Zauberer Geschenke machen, der dann das zweite, und endlich, unter denselben Umständen, auch das dritte Kacha aus der Erde nimmt. Ist der Zauberer gehörig belohnt, so wird der Kranke genesen, wo nicht, so ist keine Rettung; denn die Geister bekräftigen die gerechte Rache des Feindes und befördern den Tod des Kranken, der, je nachdem das Kacha bereitet ist, eines frühern oder spätern Todes sterben muß.

Durch die Furcht der Hexerei und der Einwirkung der Geister, werden die meisten Handlungen der Bewohner dieser Inselgruppen gelenkt und im Zaume gehalten. Der Engländer Roberts versicherte uns, daß er sehr oft den Nukahiwern mit der Einwirkung seines Geistes drohte, und daß sie zuweilen bloß darum gehorchten, weil sie befürchteten, daß sein Geist, um sich zu rächen,

Europäische Schiffe herbeyrufen könne, die ihrer Existenz auf einmal ein Ende machen würden.

Durch die tiefe Kenntniß der Zauberei sind die Taua auch im Stande die Ursachen vieler Krankheiten zu erforschen. — Befindet sich irgend jemand nicht wohl, so läßt er einen Taua rufen, dieser forscht den Kranken aus, oder hat es schon durch andere thun lassen. Bey seinem Besuch streicht er dreimal über die Brust des Patienten und stellt sich an, als wenn er seinen Geist (etwa so, wie wir die Fliegen), auffangen wollte. Bey dieser Gelegenheit macht er vermuthlich noch mehrere Zauberkünste und Ceremonien; denn der Franzose Cabri versicherte mich in allem Ernst (so sehr hatte auch der Aberglaube bey ihm Wurzel gefaßt!), daß er selbst den Geist des Kranken in der geballten Hand des Taua gehört habe, und er zuweilen laut pfeife, und sogar auf die Frage, warum der Kranke auf diese Art leiden müsse? in einer unverständlichen, bloß den Taua's bekannten Sprache, antwortete, und dann das Geheimniß entdeckte, daß der Kranke ein Tahbu übertreten, von einem Tahbubaum Brodfrüchte, Cocosnüsse oder sonst etwas gestohlen habe; zugleich bestimmte er auch die Strafe und die Anzahl Schweine, welche nothwendig sey, die Uebertretung des Tahbu's wieder gut zu machen und gesund zu werden. Diese Versöhnungs-Opferschweine werden alsdann auf dem Morai von den Taua's allein, auf das Wohlergehen des Kranken verzehrt, und daher finden jene ihren Vortheil dabey, nach Vermögensumständen des letztern, die Anzahl zu vermehren.

Die Beschneidung oder das Aufschlitzen, und die Erweiterung der Vorhaut ist eine allgemeine Operation, welche erst in spätern Jahren, und meistens, wenn der Knabe die Zeit der Mannbarkeit erreicht, vorgenommen wird. Man bringt ein kleines, mit einem Läppchen umwundenes Stäbchen unter die Vorhaut, schlitzt sie mit einem scharfen Steine auf, und reibt sodann den Saft einer Pflanze (Pahpa) in die Wunde ein. Obgleich zuweilen eine ziemlich starke Entzündung entsteht, so soll diese doch meistens in etwa 10 bis 12 Tagen vorüber gehen. Die Operation kann jeder verrichten, nur der Vater nicht. Der Opera-

teur ist tabbu; er wird so lange bis alle Entzündung vorüber ist, im Hause des Operirten mit Schweinefleisch reichlich bewirthet, und erhält noch überdem beym Weggehen ein Schwein zur Belohnung. Reinlichkeit wird offenbar bey dieser Operation beabsichtiget.

Die Schamhaftigkeit der Männer besteht in dem sorgfältigen Verbergen desjenigen Theiles der unter der Vorhaut liegt; daher ist diese jedesmal übergezogen und mit einem Schnürchen umwunden. Ganz nackt gehen, ist nicht unanständig; wollte aber eine Mannsperson den Gebrauch des Zubindens der Vorhaut unterlassen, so würde er, nach den Begriffen dieser Insulaner, schamlos seyn.

Bey der Fülle von Lebensmitteln haben diese, immer frohsinnigen Menschen, beständigen Hang zu Vergnügungen aller Art. In der Jahreszeit, wenn die Brodfrüchte in größter Menge reif sind, stellen die Oberhäupter oder Vornehmsten eines Thals, Volksfeste an, zu welchen sie schon lange vorher Schweine, Cocosnüsse, Bananen und mehrere Arten von Wurzeln einsammeln und aufsparen, um sie bey dieser Gelegenheit mit desto mehr Verschwendung unter das Volk vertheilen zu können.

Eines der vorzüglichsten öffentlichen Feste sind die Tänze, wobey die Theilnehmer umherspringen und mancherlei Pantomimen, mit schnellen Schwingungen der Hände und Arme machen, ohne sich viel von einer Stelle zu bewegen. — Es scheint als wenn die Nukahiwer, so wie viele andere Nationen, verschiedene Handlungen des Lebens, z. B. Fischen, Steinschleudern, Stelzenlaufen, Schwimmen rc. durch den Tanz pantomimisch ausdrücken wollten.

Bey diesen Bällen erscheinen alle Anwesende mit den kostbarsten Zierrathen die sie besitzen, wohin besonders ein Schmuck von Schwanzfedern des Tropikvogels zu rechnen ist, der aus einem, mit sechs dergleichen Federn gezierten Fingerring, besteht, und auf den Mittelfinger jeder Hand der Tänzer gesteckt wird, wodurch die Schwingungen derselben unendlich gewinnen. Außer diesen Zierrathen der Finger, sieht man andere von Haaren und Federn künstlich zusammengeflochten, an Händen, Füßen, um die Hüften, auf dem Kopf, um den Hals und in den Ohren.

Obgleich die Frauenzimmer von Stande, wie ich schon weiter oben erinnert habe, jederzeit wenigstens mit einem Schamgürtel bekleidet sind, so müssen sie doch bey den Tanzfesten ganz entblößt erscheinen. Dieser Umstand gibt zu vielen Unanständigkeiten Anlaß, die bey dieser Gelegenheit jedem erlaubt sind und zum Vergnügen des Pöbels dienen. Denselben Umstand hat auch Cook bey den Tänzen in Otahiti bemerkt. Der Franzose Cabri behauptet, daß nur diejenigen jungen Mädchen, Weiber oder Wittwen tanzten, deren Liebhaber und Männer im Krieg gefangen oder umgekommen sind, und daß sie sich bey dieser Gelegenheit mit kleinen Steinchen die Haut aufritzten, und den Tanz als eine Handlung der Traurigkeit und Betrübniß betrachteten. — Wenn man hierbey den Umstand bedenkt, daß sie bey dieser Gelegenheit ungewöhnlicher Weise ganz nackend erscheinen, und sich dem Gelächter und Gespötte des Pöbels aussetzen müssen, so ist es offenbar, daß sie sich beym Tanz einen Zwang auferlegen.

Auf den Tanzplätzen, die sich in den ebensten Gegenden der Thäler befinden, sind große, glatte und mehrere Fuß breite Steine so dicht und sauber an einander gefügt, daß man beynahe glauben sollte, es hätten Europäische Werkmeister einen solchen Platz, von wenigsten hundert Faden Länge, mit Quadersteinen belegt.

Die Tanzpläze sind tahbu, und zur Zeit der großen Feierlichkeiten werden alle Feindseligkeiten mit den Nachbarn in den verschiedenen Thälern eingestellt, so daß alsdann die Bewohner derselben auch an diesen Vergnügungen Antheil nehmen können. Bey alle dem Tahbu sind aber doch diese fremden, im Grunde feindlich gesinnten, Gäste jederzeit sehr vorsichtig. Sie erscheinen niemals unbewaffnet, und halten sich nur auf der einen Seite des Tanzplatzes beysammen, damit sie sich bey einem Aufstande beysammen befinden, und im Nothfall desto besser vertheidigen können. — Gewöhnlich sind sie mit einer Steinschleuder bewaffnet, die sehr leicht ist, und um den Kopf gebunden, eher das Ansehen eines Kopfschmucks als einer Vertheidigungswaffe hat.

Wirklich sind die aus entfernten Thälern herbeygekommenen Gäste doch nicht immer vor einem Ueberfall oder vor andern Feindseligkeiten gesichert, indem diese zuweilen auch, als hinterlistige Kunstgriffe, dazu dienen, um die Feinde in die Falle zu locken, und desto sicherer zu erhaschen. Es darf nur einem Taua einfallen, begeistert zu werden und zu träumen, so hat alle Lustbarkeit ein Ende, und die Fehde nimmt ihren Anfang.

Die Musik bey diesen Festen besteht in wildem Geschrei und dem Ertönen mehrerer, zum Theil sehr großer Trommeln. Diese haben ungefähr die Form eines auf Füßen stehenden Cylinders oder Fäßchens, das, von der Erde gemessen, etwa vier oder vier und einen halben Fuß Höhe, und ein und einen halben bis zwei Fuß im Durchmesser hat, sehr sauber gearbeitet, und mit der Haut eines Hayfisches überzogen ist. Der Platz worauf sich die Musiker aufhalten, ist für die Weiber tahbu.

Herr Hofr. Tilesius, der mit ausgebreiteten wissenschaftlichen Kenntnissen auch seltene Talente in mehreren Zweigen der schönen Künste verbindet, war so gütig, mir nachstehende Bemerkungen über die Musik dieser Insulaner mitzutheilen, welche ich mit desto größerem Vergnügen annahm, da ich kein Geweihter Apollos bin.

Sonderbar, sagt dieser Gelehrte, ist es, daß fast alle Gesänge unkultivirter Völker, und sogar der in musikalischer Kunst noch wenig gebildeten Europäischen Nationen aus Molltönen gehen. Charakteristisch aber ist es bey dem nukahiwischen Gesang, daß er nur auf Vierteltönen schwebt, und sich nicht aus der kleinen Terz von e bis g wagt, außer daß er sich bisweilen ins dis senkt. Er ist durchaus unison, wird höchstens von Jünglingen, welche die Tiefe noch nicht erlangt haben, oder was selten der Fall ist, von Weibern in der Octave gesungen. Er klingt durchaus schleppend und brummend, düster und melancholisch, und setzt ab, wie unsere Choralgesänge. Er hat viel ähnliches mit der Litaneimelodie Κυριε ελεισον, welche noch in manchen deutschen Kirchen gesungen wird, so wie auch mit den monotonen Horas der Mönche. Das Hinaufziehen und

Heruntersenken von e zu g und von g zu e habe ich nur durch halbe Töne ausgedrückt, nämlich durch f und fis, es müssen aber Vierteltöne seyn: denn obgleich die Wilden diesen Gang brummend ziehen, so bemerkt man diese Bestimmung dennoch. Bey jedem Absatz eines Wortes oder einer Strophe, welcher durch ein Ruhezeichen 𝄐 ausgedrückt ist, halten sie einige Sekunden still und ziehen dann wieder, mit allmählich abnehmender Stimme, von dem gehaltenen g ins e herab, welches ich immer durch eine Diagonallinie ausgedrückt habe. Auch diese Eigenheit, daß der nukahiwische Kanibale, dieser rohe und wilde Naturmensch, der gewiß ohne alle Spur von musikalischer und jeder andern Kultur ist, die kleine Terze und den Mollton liebt, geschieht sicher aus keiner andern Ursache, als weil sie ihm am leichtesten wird und am natürlichsten scheint. Worin aber der Hauptgrund und die Vorliebe zum Mollton zu suchen sey, das kann ich mir nicht erklären, und habe auch nichts befriedigendes hierüber von wissenschaftlichen Musikern gelesen. In den Gesängen der russischen Matrosen, welche in der Ferne so froh und angenehm klingen, bemerke ich eine Vorliebe zur Quart, in welche sie fast alle 3 bis 4 Takte fallen. Es herrscht aber offenbar in denselben zugleich Kunst, denn obgleich viele aus Molltönen gesetzt sind, so bemerkt man doch hier und da scheinbare Uebergänge in den damit verwandten Durton, der, obgleich er nach zwei bis drei Takten schon wieder in den Mollton zurückfällt, doch im Ganzen etwas tröstendes und frohes gewährt. Da aber eben diese Gesänge schon Kunst und mehrere harmonirende Stimmen halten, durchaus ein munteres und schnelles Tempo beobachten, und ihre Sänger selbst mehr musikalische Kultur und Gehör verrathen: so sind sie mit jenen rohen Gesängen durchaus nicht zu vergleichen, und machen mit ihrem Molltone dennoch keinen traurigen oder melancholischen Eindruck; sondern ihre eigenthümlichen Quarte und das Feuer mit welchem sie gesungen werden, gibt dem Ganzen vielmehr Leben, und zeigt Frohsinn, welcher eben die Quelle dieser Gesänge ausmacht.

Eine ganz andere Bewandniß aber hat es mit der einzigen Melodie des Nationalgesangs der Wilden auf Nukahiwa, sie dient bei Todesfällen, Hochzeiten, Tänzen, Schlachtgesängen, Trinkliedern u. s. w. und wird bey allen Gelegenheiten gesungen.

In den wenigen Zeilen, die ich in dem folgenden Abschnitt über den Sinn des Textes geschrieben habe, wollte ich bloß die Entstehung desselben erklären; auf die contrastirenden Gefühle hinzeigen, welche in dem Charakter der Wilden liegen, und den Ursprung ihres Nationalgesangs veranlaßt haben. Da aber auch manche Beweise und Belege für das, was ich in psychologischer Rücksicht von den Nukahiwern vermuthe, in dem Sinn des Textes zu liegen scheint, so können sie, im Fall meine Bemerkungen über den Nationalcharakter und den Zustand dieser rohen, ungebildeten Insulaner gegründet sind, als Bestätigung meiner Bemerkungen angesehen werden.

Anfänglich sangen die Nukahiwer wahrscheinlich diesen Gesang bloß nach der Zurückkunft aus einem Gefechte, und besonders nach erfochtenen Siegen, bey welchen sie nicht mehr als einen oder zwei Menschen, und die Feinde deren zehn verloren hatten. Wahrscheinlich brachte sie bloß der Hunger oder das Bedürfniß, sich nach Anstrengung wieder zu stärken, das Beyspiel ihrer Feinde oder die Rache, vermöge deren sie das Wiedervergeltungsrecht übten, zu dem Entschluß, des Menschenopfers und der Menschenfresserei. — Ihre Priester (Taua), der verschlagenere und listigere Ausschuß dieses Volkes, verlangten in der Folge öfters dergleichen Schmause, machten sich derselben bey jeder religiösen oder irreligiösen Gelegenheit zu Nutze, nährten die Einfalt und den Hang zum Aberglauben und Wunderbaren, und forderten auch bey andern Gelegenheiten Menschenopfer. Der Wilde gewöhnte sich daran, und so erschien er bald in dem schrecklichen Bilde des Kannibalen.

Ihre Gesänge begleiten sie bey zahlreichen Zusammenkünften und Volksfesten durch einen taktmäßigen, sehr lauten Schall, den sie dadurch erzeugen, daß sie den nackten linken Arm dicht an den Körper andrücken und mit der rechten

Hand in die zwischen die Rippen und der innern Seite des Ellenbogengelenkes entstehende Hölung schlagen. Diese lauten Schläge fallen zugleich, nach einem gewissen Takte, größtentheils so: , dazwischen schlagen wieder andere mit der bloßen hohlen Hand, Achtel, und es werden zugleich, besonders wenn der Tanz und Schmaus feierlich ist, Trommeln dazu geholt, und nach demselben Takt, mit den Händen gerührt. Nach dieser grotesken Musik, welche den schon an sich traurigen und choralmäßigen Mollgesang begleitet, pflegt der Haufe auf einem besonders dazu bestimmten Platze zu tanzen. — Die Trommeln bestehen aus ausgehöhlten Baumstämmen, welche mit Hayfischhäuten bespannt, und nach ihrem untern schmalern Ende, wie der Resonanzboden eines Saiten-instrumentes, der Länge nach durchlöchert sind. Vermöge der stärkern oder mindern Anspannung der Haut, und vermöge der Größe des Trommelfasses oder Cylinders sind sie in verschiedener Höhe und Tiefe, doch ohne bestimmte Regeln und Grundsätze gestimmt. Sie werden vorzüglich bey Begräbnissen gebraucht, bey denen zwar gesungen aber nicht getanzt wird. Diese Trommeln sind nebst der Kriegstrompete, welche zugleich mit dem Feldgeschrei des Heeres den Aufruf zur Schlacht machen, die einzigen musikalischen Instrumente dieser Wilden. Die Kriegstrompete besteht aus einem großen Kink- oder Tritonshorn (Murex tritonis), welches man mit Haaren eines erschlagenen Feindes geschmückt hat, und an dessen unterer aufgeschliffener Spitze (welche zugleich das Ende ist, und die enge Mündung zu dem innern hohlen, gewundenen Raum darbietet,) man eine kleine Cocosschale oder die Hülse der Oehlnuß, als Mundstück befestigt hat. Es klinget etwa wie ein Hirtenhorn, und wird, so viel ich habe erfahren können, nur bey kriegerischen Unternehmungen gebraucht.

Ueber den sogleich folgenden Text eines Gesanges der Nukahiwer macht Hr. Hofr. Tilesius folgende Bemerkungen:

Der Gegenstand des Gesanges ist eine bildliche Darstellung einer kriegerischen Scene. Ein Wilder sieht in der Nacht auf einer feindlichen Insel Feuer, und fragt seine Kameraden; Wo ist das Feuer? sie antworten auf der Insel

Montane (St. Pedro) oder auf Tauata (St. Christina). Man denkt an das Wiedervergeltungsrecht, welches man an seinen gefangenen oder erschlagenen Feinden ausübt; man verlangt Feuer um den zur Mahlzeit bestimmten Feind zu braten. — Sie freuen sich der Heldenthat und aller Nebenumstände, indessen sie doch mit einem, gleichsam zurückkehrenden, Gefühl des Mitleidens und der Menschlichkeit an die traurigen Folgen und an den Eindruck, den der Tod des Erschlagenen auf seine Frau und Kinder, auf seine Eltern und Familie haben muß, denken. Die zum Beschluß hergezählten Tage sollen vielleicht anzeigen, wie lange man mit Menschenfleisch versorgt ist. Mich dünkt, in dem Text dieses Liedes liegt vieles, was den Nationalcharakter dieses Volkes verräth, und die sonderbare Mischung von Gutem und Bösen, welches in diesen Wilden vereinigt ist, von Lust nach Menschenfleisch, Grausamkeit und Mitleid, näher zu bestimmen scheint.

Der nächtliche Gesang, verbunden mit dem taktmäßigen Klatschen, und der Anblick des Feuers, um welches sie liegen, macht in der Ferne einen so wilden, halb melancholischen, halb verzweiflungsvollen Eindruck, daß man schon seinen Grabgesang darin zu hören glaubt.

Während einer ganzen Nacht, welche ich am Lande zubrachte, habe ich bey dem beständigen Gesang dieser gutmüthig scheinenden Menschen, in einem nicht viel angenehmern, als dem so eben erwähnten Gefühl, verleben müssen. Die starken, klingenden Hohlschläge der Hand, auf den an die Brust gedrückten Armwinkel, vertreten die Stelle der Sterbeglocke. — Indessen freuen sich diese Leute des Tanzes, der doch nichts als in einem willkührlichen und kunstlosen Hüpfen und Springen besteht, wobey sie mit den ausgestreckten Armen, Händen und Fingern, abwechselnde schnelle und zitternde Bewegungen machen.

Gesang der Bewohner in Nukahiwa nebst Musik. Übersetzung und kritische Bemerkungen.

Dieses Lied erhielt ich von Cabri dem Franzosen, und mag wohl, was den Text anbelangt, richtig seyn; in dessen Uebersetzung aber fand ich, nachdem ich mich mit der Sprache der Insulaner und in der Folge mit der wört-

lichen Uebersetzung dieses Liedes beschäftiget hatte, und diese mit dem in Nukahiwa gesammelten Wörterbuch verglich, vieles falsch, unrichtig und fehlerhaft. Wenn meine wörtliche Uebersetzung getreu ist, wovon die Beweise in den Worten selbst und in meinen kritischen Bemerkungen liegen, so kann ich nicht mit dem Urtheil des Hrn. Hofr. Tilesius in Absicht der Denkungsart und der Mischung von Gutem und Bösen, der Empfindung von Grausamkeit und Mitleid dieser Insulaner, welche er in diesem Liede zu finden glaubt, übereinstimmen; ich behaupte vielmehr, daß sie gar keine Empfindung und Gefühl von Mitleid haben, wenigstens nicht in diesem Fall, wo sie nichts Böses gethan zu haben sich bewußt sind, und sich gänzlich der Empfindung der Freude ergeben, indem sie einen Feind erlegt haben, und im Stand sind, ihn zu braten und zu verzehren, anstatt gebraten und verzehrt zu werden.

Nukahiwischer Text.	Cabri's Übersetzung.	Kritische Übersetzung.
1. Hia-t-eama äh?	Wo ist das Licht?	Wo ist das Licht?
2. I Tauata oh.	Auf Tauata.	Auf Tauata.
3. t' eama äh?	Warum oder wozu das Licht?	Das Licht, wozu?
4. tau enata oh.	Um den Feind zu braten.	Hier ist ein Mann.
5. Hia ehāhe, äh?	Laßt uns Feuer anreiben.	Wo ist Feuer.

Kritische Bemerkungen über jede Strophe.

1. Ihea oder hia heißt, wo, eama, das Licht. Das t scheint des Wohlklangs wegen eingeschoben zu seyn. Äh ist oft das Zeichen der Frage. S. das Wörterbuch.
2. Tauata die Insel St. Christina, eine der ältern Marquesas-Inseln.
3. Es ist im Grunde die Wiederholung von 1. und könnte also auch heißen, wo ist das Licht, oder das Feuer.
4. Tau müßte braten heißen, leider habe ich das Wort nicht in meiner Sprachsammlung, kann also auch nicht die Gewißheit bestimmen; enata heißt der Mann, Mensch. — Vielleicht ist Tau, und tai einerlei, letzteres heißt: hier, also: hier ist schon ein Mensch, oder ein Feind gefangen. Sobald diese Insulaner jemand erlegt haben, so ist die zweite Idee natürlich, ihn zu braten.
5. Hia soll wohl wieder wie in der ersten Strophe ihea heißen.

Nukahiwischer Text.	Cabri's Übersetzung.	Kritische Übersetzung.
6. Tai eama oh.	Wir haben Feuer.	Hier (ist) Licht.
7. Tau enata äh.	Wir wollen ihn braten.	Hier ist der Mann.
8. enata oh.	Wir haben ihn.	Der Mann.
9. Otemao.	Er wollte entfliehen.	Der fliegende Fisch.
10. ah mate mate äh.	Nun ist er todt.	Ist er todt?
11. ituetue äh.	Die Schwester weint.	Weint er?
12. titi hei äh.	Seine Eltern weinen.	Ist er zornig?
13. mate moi äh.	Seine Töchter weinen.	Ist die Tochter todt?
14. Atahi äh etc.	Erster, 2r, 3r, 4r, 5r, 6r, 7r, 8r, 9r, 10r Tag.	

Kritische Bemerkungen über jede Strophe.

6. Tai hier (S. vierte Strophe), eama, das Licht.
7. Vielleicht soll dies Tau, wieder tai heißen: hier ist das Feuer, hier ist der Mensch, der natürlicher Weise gefangen ist, um gebraten und verzehrt zu werden.
8. Diese Wiederholung, ist wohl Verstärkung der Freude.
9. Figürlich. Gleichwie oft im Entfliehen der fliegende Fisch gefangen wird, so ist dieser Mensch nun unsre Beute.
10. Dies kann heißen: er ist todt, oder ist er todt? Letzteres gefällt mir besser, wegen den sogleich darauf folgenden Fragen.
11. üē, oder üwäh heißt weinen. Es ist hier wahrscheinlich von dem erschlagenen Feind, und nicht von Anverwandten die Rede. Cabri übersetzte diese Strophe zu verschiedenen Zeiten anders, einmal: der Stein hat getroffen, ein anderes Mal, der Mensch ist gefangen. In beiden Fällen ist es wohl natürlich, daß der Unglückliche weint. Von Schwester (Toähine) ist wohl hier gar nicht die Rede, wohl aber von Weinen, welches sich am natürlichsten auf den Feind beziehen läßt, und also als Gegensatz von der zehnten Strophe dient, nämlich: Ist er todt, oder lebt er? Wenn der Stein stark getroffen hat, so ist es höchst wahrscheinlich, daß Weinen die Folge ist.
12. Titi soll ein Mannsname seyn; hei heißt zornig, erboßt. Der vom Steine oder von einer Lanze verwundete Feind ist, wie es scheint, öfters aufgebracht, und sucht sich vielleicht zuweilen noch durch die Flucht oder Stärke zu retten.
13. Moi heißt die Tochter, mate todt, äh, könnte wieder eine Frage bedeuten. Vielleicht ist moi überhaupt das weibliche Geschlecht, und die Frage deutet dahin, ob eine Person männlichen oder weiblichen Geschlechts das Opfer der Schlacht war?
14. Hierauf folgen die Zahlen; von 1 bis 10, oder nach Belieben. Den eigentlichen Sinn und die Bedeutung weiß ich nicht, ob dadurch wohl die Anzahl der in der Schlacht erlegten Feinde angezeigt werden soll, ist mir unbekannt geblieben; man singt von 1 bis 10. S. die Zahlen.

Ein eben so großes Vergnügen als der Tanz ist das Stelzenlaufen. In dieser Kunst haben die Bewohner der Washington-Inseln vielleicht mehr Geschicklichkeit, als irgend eine Nation auf der Welt. Bey ihren großen öffentlichen Festen stellen sie auf denselben Wettrennen an, wobey immer einer dem andern in den Weg zu kommen, und auf einem Bein oder Stab balancirend, mit dem andern seinen Gegner während des Laufes umzuschlagen sucht. Der zu Boden gestreckte wird zum allgemeinen Gelächter und Gespötte. Die Ausübung dieser Kunst erregte desto mehr unsere Aufmerksamkeit, da die glatten Steine, womit der Tanzplatz belegt ist, das Laufen schwieriger machen müssen. Kinder von acht bis zehn Jahren gewöhnen sich schon an den Gebrauch derselben. Der Hang zum Vergnügen scheint den größten Antheil an dieser Uebung zu haben; denn wollte man auch annehmen, daß öftere Ueberschwemmungen und das Bedürfniß miteinander in Umgang zu leben, sie dazu gebracht habe, so wird man mir doch auch eingestehen, daß sich die nackten Personen, die Tage lang im Wasser leben, gewiß nicht fürchten werden, bey irgend einer dieser Gelegenheiten die Füße naß zu machen, und folglich auch nicht nothgedrungen sind, auf ein solches Mittel sinnen zu müssen.

Ihre Geschicklichkeit im Schwimmen erregt die größte Bewunderung und übertrifft alle Vorstellung. Sie könnte leicht bey irgend einem Beobachter den Gedanken erregen, wir Menschen wären dazu geboren, um im Wasser zu leben.

Sie verrichteten alle willkührliche Handlungen im Wasser, blieben beynahe auf einem und demselben Platz in aufrechter Stellung gleichsam stehen, und regierten sich mit den Füßen, so daß man nur allein den Kopf und die Schultern sehen konnte. Sie schlugen im Wasser Cocosnüsse auf und verzehrten sie, brachten verschiedene Tauschartikel an einem hohen Stabe festgebunden, die sie hoch über dem Wasser trugen, um sie dadurch vor der Nässe zu schützen. Oft schwammen sie mit kleinen Kindern auf den Achseln, stürzten sich von hohen, steilen Felsen in die See, und wollten lieber nach dem gegenüberliegenden Ufer schwimmen, als auf den spitzen Steinen zu Fuß einen Umweg um die Bucht

machen. Wir bemerkten einzelne Insulaner, die beynahe den ganzen Tag um das Schiff herumschwammen, und nicht im mindesten ermüdet zu seyn schienen. Der aus dem vorgehenden (S. 92) bekannte Mufau kletterte, ohne je ein Europäisches Schiff bestiegen zu haben, mehrere Mal hintereinander und aus eignem Antrieb auf den großen Mast, und stürzte sich von da zu seinem Vergnügen, und zum Erstaunen der Zuschauer in die See. Capt. v. Krusenstern ließ ihn zurückrufen, als er eben im Begriff war sich von den obern Ree herabzustürzen. Man konnte es nicht ohne Schauder und Erstaunen ansehen, wie er von einer solchen Höhe einige Sekunden, mit eingezogenen, gegen den Körper gedrückten Füßen, in der Luft gleichsam balancirte, um den Kopf oben zu behalten, und wie er dann durch die Gewalt des Sturzes und das Gewicht seiner ansehnlichen Körpermasse, so tief tauchte, daß er erst nach mehreren Sekunden wieder auf der Oberfläche des Wassers zum Vorschein kam.

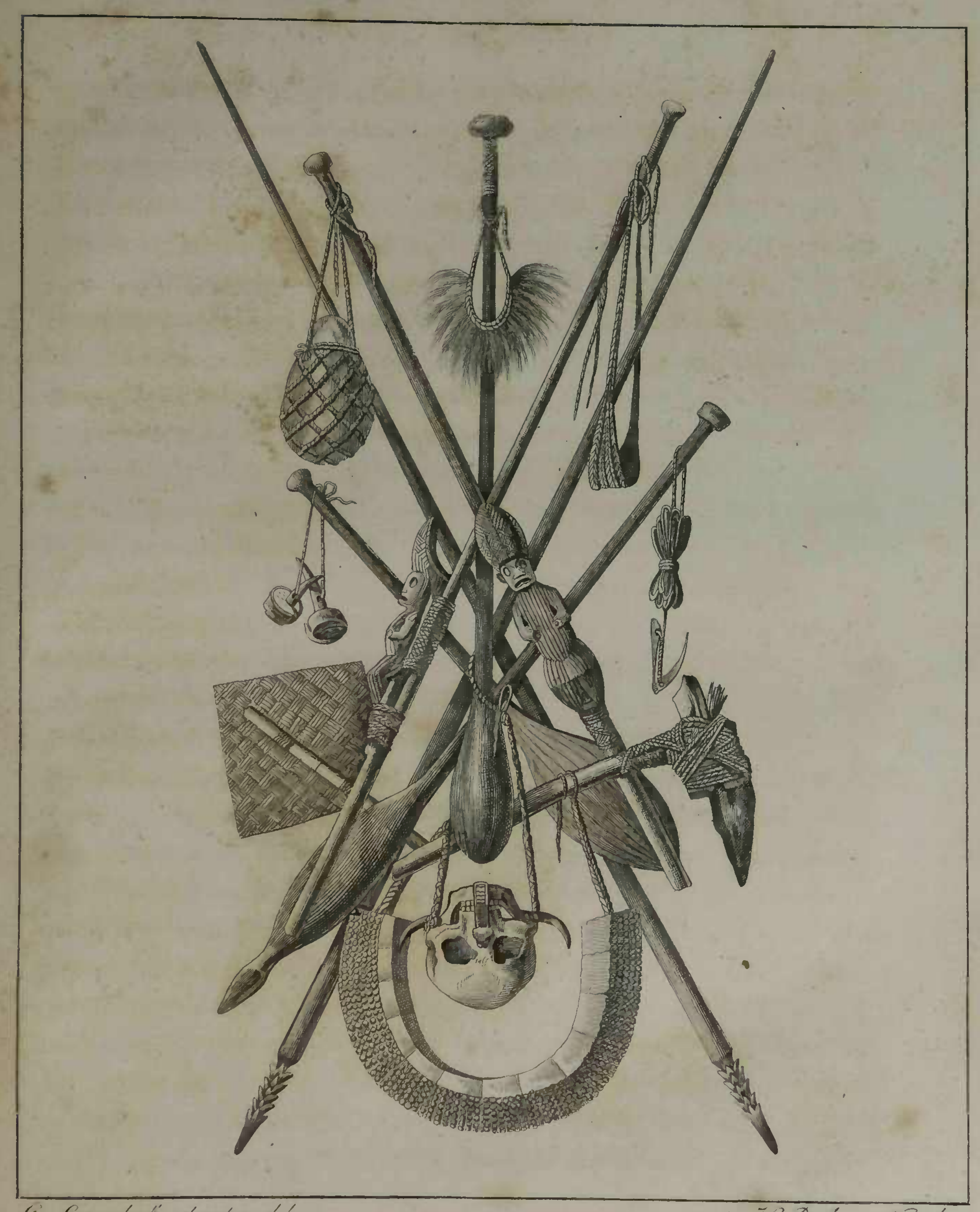
Zierrathen, deren es sehr mannichfaltige gibt, scheinen keine besondere Auszeichnung, weder des Standes noch der Person, zu seyn. Den Kopf zieren sie theils durch Stirnbinden, theils durch Schmuck von Federn mit Perlmutter und andern Verzierungen untermengt. Gewöhnlich scheeren sie den Kopf bis auf zwei kleine runde Stellen nahe über den Ohren, deren langes Haar sie alsdann in einen hohen Büschel zusammenbinden, wodurch diese Menschen gleichsam wie gehörnt erscheinen; ein Gebrauch der bey den Kindern der Chinesen fast allgemein ist.

Die Oeffnung in den Ohren ist so groß, daß man bequem einen Körper, der drei bis vier Linien im Durchmesser hat, folglich etwa einen kleinen Finger, hineinstecken kann. Eine etwa Unzenschwere Muschel, an deren hinteren Seite ein etwas abgeschliffener Schweinshauer befestiget ist, oder eine leichte, oval geformte Tafel von Brodbaumholz, ist die größte Zierde der Ohren; in die sie auch große eiserne Nägel, ein kleines schwarzes, einige Linien dickes, und etwa zwei Zoll langes hölzernes Stäbchen, und verschiedene andere Kleinigkeiten stecken, oder vermittelst Schnüren daran befestigen.

Zum schönsten Halsschmuck rechnet man eine Art von Ringkragen, der die Gestalt eines Hufeisens hat, und aus mehreren aneinandergereihten kleinen Stäbchen von leichtem Brodbaumholz besteht; auf dieses werden, vermittelst eines Harzes, das aus demselben Baum schwitzt, die, auch in Europa zu Halsschnüren der Frauenzimmer beliebten, rothen und schwarzen Erbsen (Abrus precatorius Linn.) befestiget. Die als Halsband nebeneinander gereihten Schweinshauer und einzelnen Knochen, oder dicke abgerundete und länglichte Muscheln, die an einer von Cocosfasern niedlich geflochtenen Schnur befestigt sind, sieht man auch nicht selten. In Ermangelung irgend eines Kunstprodukts hatten manche, kleine Fischchen, einen Krebs, Blumen, Muscheln, Früchte oder auch wohl ein von uns erhaltenes Geschenk, einen Nagel, ein Messer oder sonst irgend einen Gegenstand, den sie mit sich führen wollten, in den Ohren oder um den Hals hängen.

Rothe oder überhaupt natürliche bunte Federn (denn die künstlich gefärbten wissen sie sehr bald zu unterscheiden), scheinen in hohem Werth zu stehen; denn Kätänuäh, der mit seinen Schweinen nicht sehr freigebig war, wollte uns doch eins für einen kleinen Papageyen überlassen, den wir von Brasilien mitgebracht hatten; Cabri sowohl als Roberts versicherten, daß er im Sinne habe, einen platonischen Menschen daraus zu machen, und daß man die Hähne und andere bunte Vögel sehr häufig ganz abfedere, und das Gefieder zum Putzwerk anwende.

Den höchsten Werth hat der Hopemoaschmuck, eine Binde von langen lockigen Haaren, welche die Männer ihren Weibern abschneiden, und sie hinten vorbinden; nach diesem gewisse Fingerringe, die bey Tanzfesten gebräuchlich und aus den Federn der Tropikvögel verfertigt sind. Um diese zu erhalten, ersteigen die Einwohner bey Nachtzeit steile Felsen, fangen die Vögel während des Schlafs und rupfen ihnen die Schwanzfedern aus, ohne sie zu tödten, damit auf solche Art auch in der Folge, wenn die Federn wieder gewachsen sind, dasselbe Verfahren wiederholt werden könne. Außer diesen bemerkten wir noch einen Federschmuck an Armen und Füßen, und Schnüre von aneinander gereihten kleinen Conchylien.



G. v. Langsdorff ad natur: del. *J. C. Bock sc. Norimberg.*

Die Bereitung der Kleidung oder der Zeuge aus dem Bast des Papiermaulbeerbaums, die wenig von der in Cook's Reise beschriebenen, abweicht, ist bloß und allein den Weibern übertragen; die Verfertigung der Geräthschaften und Waffen aber macht das Hauptgeschäft der Männer aus. Die letztern sind mit Sorgfalt und Geschmack gearbeitet. Lanzen, Wurfspieße und Streitkolben sind bey dem einen mit Schnitzwerk, bey dem andern mit künstlich geflochtenen Haaren der im Krieg erlegten Feinde geziert. Die Schleudern werden aus den Fasern der Cocosnüsse, und einer andern Pflanze, die mir nicht zu Gesicht kam (wahrscheinlich einer Nesselart oder Phormium tenax Forst.) dauerhaft und schön geflochten. Die Stelzen sind mit Fleiß und Kunst verfertiget. — Auf den Morai's findet man Figuren, die eine menschliche Gestalt vorstellen sollen, und einen deutlichen Beweis geben, daß diese Menschen in den bildenden Künsten noch keine große Fortschritte gemacht haben. Auf die Verfertigung der Fischernetze verwenden sie mehr Zeit, als auf die der Angeln; letztere sind einfach, ohne alle Widerhacken, aus der Perlmuttermuschel gemacht. — Die Sonnen- oder Windfächer verrathen Kunst und Geschicklichkeit im flechten. Die Wirthschaftsgeräthschaften bestehen in Kalebassen, die mit Menschen- und andern Knochen geziert, und mit Netzwerk umflochten sind, in kleinern und größern Eßgefäßen, die einem Trog ähneln, an denen man schlecht geschnitzte Figuren von Menschengesichtern, Fisch- und Vögelköpfen wahrnimmt. Die Cocosschalen braucht man als Trinkgefäße.

Unter den Spielwerkzeugen haben wir eines kennen lernen, welches aus einem kleinen, etwa Zoll dicken und einen Schuh langen Stäbchen bestand. Es war an dem einen Ende durchbohrt, und in dieser Oeffnung steckte ein nach unten zugespitzter, etwa 5 bis 6 Zoll langer Stift. An die untere Spitze desselben steckte man einen locker gewickelten Knaul von Cocosfasern. Wenn man mit einem andern Stöckchen auf das Stäbchen schlug, so fiel der am Stift steckende Knaul durch die Erschütterung des Schlags ab, und die Geschicklichkeit bestand nun darin, den Knaul während des Falls in der Luft, ehe er die Erde erreichte, zu erhaschen, woraus eine Art von jou-jou entstand.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß diese Insulaner noch mehrere Spiele und Vergnügungen besitzen, von denen wir keine Nachrichten erhielten.

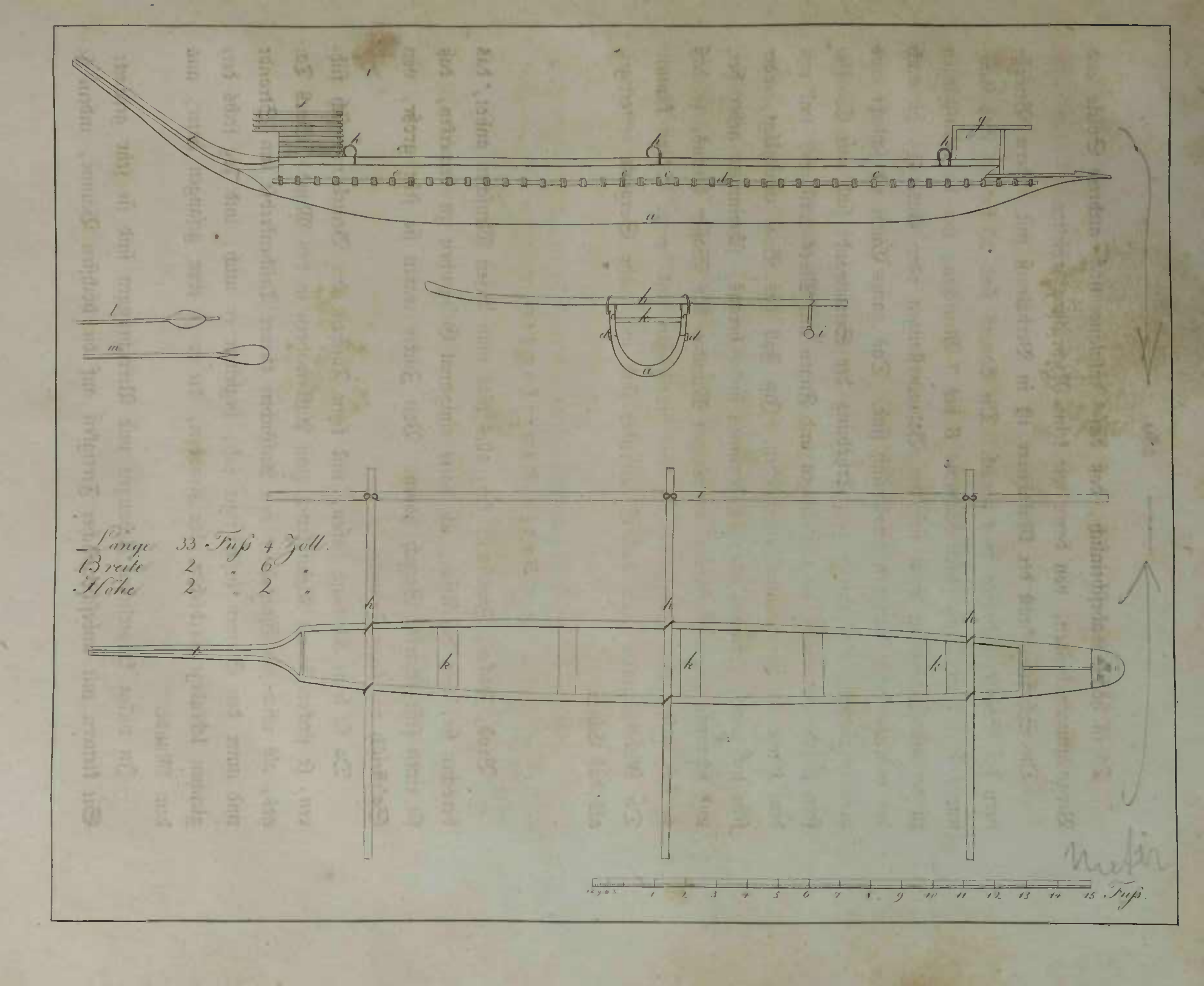
Die Schiffsbaukunst der Nukahiwer ist in Verhältniß mit andern Bewohnern der Südsee noch sehr weit zurück. Die Canots sind 20 bis 30 Fuß lang, nur 1 Fuß breit, und fassen höchstens 6 bis 7 Menschen; um das Umschlagen zu verhindern, bedient man sich der Balancierstangen oder Ausleger, die auch bey vielen andern Nationen gewöhnlich sind. Das ganze Canot ist schlecht und grob gearbeitet. Die Breter zur Erhöhung der Seitenwände sind mit Cocosfasern zusammengenäht, die Oeffnungen und Fugen mit Moos verstopft, und mit dem Harze des Brodbaums überstrichen. Im Fall das Boot umschlägt, oder sehr leck wird, springen alle, die darinnen sind, heraus, schwimmen neben her, und schaufeln mit den Händen in einigen Minuten das Wasser heraus, so daß sie sich wieder ohne Gefahr des Sinkens hineinsetzen und weiter rudern können. Die Ruderschaufeln und das Steuerruder sind mit mehr Sorgfalt verfertiget, als das Canot.

Kurze Bemerkungen.

Brod, Zucker, Zwieback, kurz alles was man diesen Menschen anbot, das berochen sie, wie die Affen; ich hatte einigemal Gelegenheit zu bemerken, daß sie einen sehr scharfen Geruch haben. Von Zucker waren sie sehr große, von Salzfleisch gar keine Freunde.

Da sie keine Kleidung haben, und keine Taschen oder Beutel mit sich führen, so stecken sie oft Kleinigkeiten zum Aufbewahren in den Mund. Eines Tages, als mich ein Einwohner mit Aufsuchen kleiner Taschenkrebse am Strande und unter den Steinen beschäftiget sah, begleitete er mich, und zog sechs dergleichen lebendige Krebschen oder Krabben, die er so eben gefangen hatte, aus dem Munde.

In vielen körperlichen Uebungen und Verrichtungen sind sie sehr geschickt. Sie klettern mit unbeschreiblicher Fertigkeit auf die höchsten Bäume, indem sie



Länge 33 Fuß 4 Zoll.
Breite 2 " 6 "
Höhe 2 " 2 "
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 Fuß.

diese nicht, so wie wir gewöhnlich, mit zusammengepreßten Knien, sondern eher wie die Affen, mit angestämmten Zehen ersteigen, wobey ihnen wahrscheinlich die starken Nägel auch behülflich sind. — Die steilsten Felsenberge erklimmen sie mit Leichtigkeit; im Schnelllaufen aber sind sie ungeschickt.

Wollen sie jemanden eine abschlägige Antwort geben, oder nein sagen, so strecken sie die Zunge heraus.

Das Drohen mit dem Zeigefinger ist auf diesen Inseln ein Freundschaftszeichen.

Wenn zwei Freunde zusammenkommen, so drücken sie wechselseitig die Nasenspitzen an einander; dieses vertritt bey ihnen die Stelle des Kußes, dessen süße Empfindung ihnen gänzlich unbekannt ist.

Die Nägel an den Fingern lassen die Vornehmen hier, so wie es bey vielen Asiatischen Nationen gebräuchlich ist, sehr lang wachsen, um dadurch andern zu zeigen, daß sie keine Handarbeit zu verrichten brauchen.

Die Fußzehen können sie frei und willkührlich bewegen; oft reichten sie, wenn sie an Bord waren, ein Stück Eisen, welches sie mit den Zehen festhielten, einem andern neben dem Schiffe schwimmenden Kameraden, um auf diese Art nicht nöthig zu haben, sich zu bücken.

Wenn man das Cocosnußöhl bereiten will, so schabt man den Kern mehrerer Cocosnüsse, und setzt das Geschabte, auf Bananenblätter gelegt, vier bis fünf Tage an die Sonne. Dann preßt man den Saft von eben so viel frisch geschabten Cocosnüssen darüber aus, und läßt dies wieder zwei bis drei Tage an der Sonne liegen, worauf man durch nochmaliges Auspressen das Cocosöhl erhält, welches bis zum Gebrauch in Bambusröhren aufbewahrt wird.

Die Zähne der Hayfische, aus der obern Kinnlade, dienen hier, eben so wie auf den Sandwichs- und andern Südsee-Inseln, zum Schneiden, ja selbst zum Rasieren. Die der untern werden als Bohrer benutzt, indem sie in einem Stäbchen befestigt, und beym Gebrauch in der Hand gewirbelt werden.

Kleine Stücke von Korallen, Madreporen und Milleporen, dienen zum Raspeln und Bearbeiten der Geräthschaften und des harten Casuarinaholzes; sie

haben die Wirkung einer Holzfeile. Die Haut der Hayfische wird zum Polieren der Waffen gebraucht. Bogen und Pfeile, deren sich so viele Völker bedienen, scheinen hier gänzlich unbekannt zu seyn.

Dem Vater des Kätänuäh, einem bejahrten Manne, werden viele medicinische Kenntnisse zugeschrieben; Seewasser innerlich gebraucht, soll bey den Kuren sein vorzüglichstes Heilmittel seyn.

Zwillingsgeburten fallen, nach der Versicherung des Cabri, nicht sehr selten vor.

Schweine und Ratten sind wohl die einzigen einheimischen Säugethiere dieser Insel, letztere werden von den Einwohnern mit den Händen gefangen und zur Nahrung der Schweine bestimmt. Zur Zeit einer Hungersnoth dienen sie auch den Menschen zur Nahrung, und sollen recht gut schmecken.

Schweine von der Größe der Europäischen bekamen wir, besonders im Thal Schegua, genug zu sehen, die Besitzer wollten sie aber nicht vertauschen oder verkaufen, wenigstens nicht zu den von uns festgesetzten Preisen.

Der Engländer Roberts hatte zwei Hunde, welche von den Einwohnern, die kaum jemals ein anderes Thier gesehen haben, Schweine genannt werden. Auch soll ein Bock und eine Ziege (die man wahrscheinlich gehörnte Schweine nennt) von St. Christina nach Nukahiwa gebracht worden seyn, von denen wir aber, da sie sich in einem andern Thal befanden, weiter nichts gehört haben.

Weder zahme noch eigentlich wilde Katzen gibt es hier, wohl aber verwilderte, die sich in den unbewohnten Gegenden von den Ratten ernähren.

Die Hühnerzucht wird nicht sehr betrieben, die Hähne aber, mit schönem Gefieder, sind der Federn wegen sehr geschätzt, und werden von Zeit zu Zeit ganz kahl gerupft. Flöhe gibt es hier gar nicht.

Dieses ist ungefähr das Merkwürdigste, was ich während unseres zehntägigen Aufenthaltes auf Nukahiwa bemerken konnte. Wem diese Gruppe der Marquesas- und Washington-Inseln noch besonders interessirt, der wird in Cook,

Forster, Vancouver, Marchand, Wilson, v. Krusenstern und andern noch viele interessante Bemerkungen finden, die ich, um eine Wiederholung zu vermeiden, mit Stillschweigen übergangen habe.

Durch den Beystand von Roberts und Cabri, hatte ich die seltene Gelegenheit einige Sprachproben zu sammeln, die, wenn sie auch gleich unvollkommen und wenig unterhaltend, doch wichtig genug sind, um hier noch eine Stelle zu verdienen.

Sprachproben von der Insel Nukahiwa.

A.

Aal (Fisch), puchi.

Abend, diesen, achi, aehi.

Abbrechen, wiwāh.

Ich breche in Stücken, wiwah ïaoë.

Abhauen, koti.

Laßt uns Bäume abhauen, oder Holz machen, koti te wehie.

Abbeißen, anē-nahu.

Beißt ein Stück Schweinefleisch ab, anē-nāhu te buaea oē.

Abkühlen, d. h. Wind mit dem Fächer machen, tahi te tukuanu.

Nehmt einen Fächer um euch abzukühlen, ata oë tahi maï-oë te tukuanu.

Abkratzen, abschaben, abreiben, awau.

Schabt Cocosnüsse und preßt den Saft daraus, awau oë tēēhi ōōe toco ehi.

Absegeln, watē-ē.

Das Schiff ist abgesegelt, te waka watē-ē.

Abkürzen, abschneiden, (ein Stück von etwas) kokō ōti pēōtonōa.

Alter Mann, koūha.

Alte Frau, bachaïo.

Angel, medau.

Ankleiden, sich, d. h. das Stück Zeug nehmen, ato te kachu.

Anführer, aïki.

Ankommen, watātā.

Ein Schiff ist angekommen, te waka nui wātātā; d. h. eigentlich: großes Canot nahe.

Antworte mir, apēa maï-oë.

Anzünden, apūhi, z. B. das Licht, tēama.

Arme (die), ehima.

Arm, nicht reich, kikino.

Athmen, erhitzt seyn, kaï-kaï.

Auge, matta.

Augenbraunen, tuke häë.

Aufwachen, u-a-aï.

Ausschnitzen, ēhū.

Aufhängen (das) des Leichnams im Morai, hakatu.

Aufhängen an der Wand, akikitiïuka.

Aufdecken, aufmachen, (ein Gefäß) apepeho.

Auslöschen (das Licht), matte tēama, d. h. todt Licht.

Ausruf für den Geist eines Verstorbenen, dem man etwas opfert, natetu.

Austern, uchi.

Axt, toki.

Sprachproben von der Insel Nukahiwa.

B.

Baden, waschen, kaukau.
Bach, wai nui; eigentlich: viel Wasser.
Bananen, meiga.
Bald, eppo, oder heppo.
Bart, kumi.
Bauch, koopu, ecopu.
Bataten, tekuma.
Befehlshaber, aïki.
Beil, toki.
Beide, zwei, tau.
Begräbnißplatz, mahai.
Beyschlaf, uka-uka, titöi.
Beine, waïwaï.
Beissen, nahu.
Binden (die Vorhaut mit einem Schnürchen), ehunatibuna.
Binde, Schamgürtel, eüte.
Binde (von grobem Zeug), tiäbu.
Binden, ahumu; einen Schädel um die Hüften, ahumu te opogo tĕhōbĕ.
Blut, tooto.
Blume, puamomono.
Blitz, teū-ï-ïa.
Blatt eines Baumes, tehöü.
Bohnen, rothe (Abrus precatorius), boniü.
Brodfrucht, mähie.
Sauergegohrne Brodfrucht, maa.
Brodbaum, tĕmŭ mēi.
Boden, Erde, Grund, whennōa, hennūah.
Brust, huma, huma.
Brüste, weibliche, tehu, ehou.
Bringen, bringe mir, tukukumaï.
Bruder, tunane eteine.
Brennen, verbrennen, etutu teāhi.
Böse, whahāi.
Busch, teita.

C.

Canot, hwaa, wahah, wakah.
Cocosnüsse, nīu, aehie, teehi.
Corallen (Glasknöpfe), pipi.

D.

Daumen, maga magaïma.
Donner, hatu piki, hatuti.
Du, oder Ihr, oï.
Dieb, ekamu.
Dolch, cohe.

E.

Eisen, tokï.
Essen, akaï.
Gib mir zu essen, kaï-maï.
Ehemann, medua, motūa.
Vater, (motūa).
Er, sie, Ihr, oë.
Erde, hennua.
Es ist so, es ist wahr, ehoï.
Ellenbogen, hima.
Eidechse, ekaka.
Eltern, teamutu.

F.

Fächer, tahi.
Fächer mit geschnitztem Handgriff, tahikatu.
Fangen, amu.
Felsen, Insel, moto, mŏōto.
Feuer, eachi, eahi.
Feuer machen, (reiben) eika teahi.
Feuergewehr, Flinte, pūi.
Federputz, Kopfschmuck, beüe.
Eine andere Art, heigüa.
Federn von Hähnen, teühü.
Federschmuck für den Hintern, hopemoa.
Fechten, streiten, toüa.

Sprachproben von der Insel Nukahiwa.

Fersen, tuki te waïwaï.

Fisch, ika.

Fischen, tanaï ika, peke teika.

Fische, eine besondere Art schwarzer, pahüa.

Fischangel, medau.

Finger, magamagaima.

Fliegen, eõhna.

Fliegender Fisch, mäö, õtemão.

Fliege, die, tika-uë.

Flöte (von zwei Röhren), buchoohe.

Fuß, tewaï-waï.

Freund, (eigentlich: gut) taï.

Freundschaftlicher Mann, enata mitaï.

Wir wollen Freunde seyn, mitaï ane-u-tau.

Frau, wehine.

Frau eines Ehemanns, wehanna.

Furcht haben, hametau-oë.

Ich fürchte mich, hametau-aü.

Ich fürchte mich nicht, aoë hametau-au.

Folgt mir, mamüï maï.

Fremder, manehih.

G.

Geben, tukemaï.

Gib mir etwas, tukumai, taïtaï.

Gib mir zu trinken, eïnu maï.

Gebären, aïa-team.

Gefäß für Wasser (Kalebassen), hüë.

Gefecht, toüa.

Gestern, enenahe.

Geschenk, taïtaï.

Geschwür, memäï, mamaï.

Gewand der Frauen um die Hüften, teiweu.

Geruch (guter), kekäa.

Geist des Verstorbenen, wahinehäi.

Geist, (der verfolgt,) das Gespenst, teiüa.

Auch der Geist der Lebendigen, der bey dem Tabhu wirkt.

Gelb, (vielleicht auch die Wurzel welche gelb färbt) ĭëga-möa.

Gelähmt, mohoi, eowi.

Genug, ëtöe.

Glaskorallen, pipi aï.

Gut (dies ist), mei tahi-mitäki.

Gras, mugu, totoë buaga.

Groß (und viel), nui; sehr groß, nui-nui.

Groß, lang, hõa; großer Mann, enata hõa.

H.

Haar, whu oho.

Sehr langes Haar zum Tanzschmuck, hobemöa.

Halten, koiteima.

Halt an, äkäëa.

Hand, eïma.

Hals, kaki, käkëihe.

Halsband von rothen Bohnen, teha tefa.

Haus, ohääï, tehäë.

Haut des Menschen, küko.

Harz von der Brodfrucht, eipäu.

Hayfisch, mõno.

Herz, tĕ ä te.

Heute, kabo.

Herabsteigen, amaï ahēke.

Hintere (der), papa titöhe.

Hinaufsteigen, amei ahiti.

Holz, wahie.

Hoden (die), comäi.

Hoch, öä; sehr hoch, öä nüi.

Holen, hole es mir, atu, utio-oë.

Hügel, püfi.

Hund, huaka nüohĕ.

Huhn, möha.

Husten, ehapu.

Hungrig seyn, eone.

Sprachproben von der Insel Nukahiwa.

J.

Ja, äh, ist im Frageton; auch als Frage, wie das französische est-ce zu gebrauchen.

Ihr, ooë.

Ich, äu, wau.

Insel, Land, whennua.

Insel, Felsen, mooto.

K.

Kamm, Läusekamm, köhëu.

Kalt, ëänü.

Katze, pötü, ist nicht mit pöhötu, einem schönen Mädchen, zu verwechseln.

Kahn, ein Canot, waga.

Keule, Streitkeule, kääu-töa.

Kinn, Kinnlade, Cohu-äï, Coufai.

Klein, iti, sehr klein, iti-iti.

Kleiner Knabe, tama iti.

Knie, möë.

Kommt her, ëtämäi, bimai, ïutamaï.

Kopf, Schädel eines Menschen, oopocho obogo.

Kratzen, tube.

Krebse, epööto, pëhü.

Krebse fangen, aheke pëhü.

Küssen mit der Nase, ehoni teïhu, onaiehu.

L.

Lachen, bucata, whacata.

Lahm, cewi.

Lanze (schwere, lange), pakehu.

Lanze, leichte, këbu.

Laß sehen, aï.

Laß mich allein (im Unwillen), tume aha.

Licht, eama.

Lieben, das Weib, wehine nau.

Lippen, kinütu.

Das Tatuiren der Lippen, koniho.

Legen in die Erde (vergraben), eiömi.

Leibbinde, ein Netz oder Tuch um den Leib, worin sie während eines Gefechtes einen Steinvorrath schleppen, katu.

Lüge, die, tiohöë, tiwäwa.

L. m. i. A. tororo, ein ziemlich Europäisches Schimpfwort.

M.

Mann, enata.

Ein magrer Mann, hua-mocca.

Mann, fetter, großer, enata nui.

Männliches Glied, ëüë, komaï.

Matte von Stroh, moïca.

Meer, das, Täi.

Das Meer ist still, ruhig, mate tetaï, d. h. es ist todt.

Messer, koche.

Machen, was macht ihr, ehata oë.

Machen (ein Haus i. d. bauen) eata tehae.

Menschenfresser, kaïnata.

Mond, mahine.

Neumond, mahine etamai, d. h. der Mond welcher kommen wird.

Vollmond, mahine nui, d. h. großer Mond.

Morgen, der, oï-oï.

Morgen früh, oï-oï tika.

Mutter, ëkühi.

Mund, henutu, eigentlich Lippen.

Muschel, die, womit man Cocosnüsse schabt, tü-ü-aï.

Perlmuttermuschel, uchi.

N.

Nabel, pitu.

Nagel, eiserner, püïpüi.

Nägel an den Fingern, matugu.

Nahe kommen, kommt mir nicht nahe, auhähägä pïmäï.

Name, wie heißt ihr, oaïtoiehoa, oaïtouhoa.

Sprachproben von der Insel Nukahiwa.

Naß, viel Wasser, nuï nuï waï.

Nähen, tuituï, das Zeug, cacho.

Nehmt dies weg, akawe.

Nehmt dies, aï-ïa.

Nein, äöë.

Nordwind, tukuahu.

O.

Ohren, buaïna.

Oberhaupt, a-ï-ki, e-i-ki.

Oeffnet die Cocosnuß, wahi teëhi, d. h. Wasser der Cocosnuß.

Ostwind, tiutiu.

P.

Packt euch fort, atä-oë.

Packen, zusammenpacken, appa.

Pech. S. Harz.

Pisang, meika.

Pfeiffen, mahpu.

Priester, atüa; etua.

R.

Rauch, uwaï.

Regen, eüa.

Reinigen, tawaïhë, eigentlich mit weißer Farbe bestrichen.

Roth, kua.

Ruder, ehoh.

Rücken, matetua.

Rufen, apewau.

Rufe den Mann, apewau tenata.

Riechen (gut) von einer Blume, kekau.

S.

Sagen, peau.

Ich sage Euch, peau, maï oë.

Ich sage, eata-oë.

Sagt mir den Namen des Landes, ahaki maï oë te hennüa äh.

Saamen, kakanaï.

Salz, tāi.

Sand, enutai.

Bring mir Sand, tukamäi enutäi.

Schlecht, nicht gut (von Essen), vhau-vhau.

Schwanger seyn, ëtübütäma.

Schenkel, puwha, nicht mit pucha, Corallen zu verwechseln.

Schwester, töähine.

Schlagen, pëhi pëhi.

Schwarz, keke.

Schlafen, emöë.

Schlafe mit mir, emoë taua, d. h. beide schlafen.

Festschlafen, schnarchen, matekäühiëmöë.

Schwein, buaoa.

Schiff der Europäer, tewaka nui, d. h. großes Canot.

Schön, metaki.

Schneiden, kokoti.

Schulter, bowhei.

Schreien, wewau.

Schmutz, ëëpo.

Schwitzen, tuchuanu.

Stinken durch Ausdünstung, tuchia.

Schlechter Kerl, armer Teufel, kiki-ïnö oder kikinö,

Schneidende Instrumente aus Muscheln oder Austern, uchi.

Schönes Mädchen, poötu.

Schwimmen, ëkäu.

Schmerz, es thut weh, hemimaï.

Schnecken, eine Art großer, butata.

Setzen, setzt euch, noho oë.

Segel auf dem Canot, tëa; nicht zu verwechseln mit tevha, ein Halsschmuck.

Sehen, laßt, aï-aï.

Sehen, tioche.

Seele des Verstorbenen, nätëtü.

Sprachproben von der Insel Nukahiwa.

Seil, Thau, vhau.

Dünne Schnur, iti-iti vhau.

Setzt ruch, noho.

Singen, caba.

Singe etwas, caba mai oë.

Singen, das, der Priester bey Todten, ewanalma.

Sonne, ŭmäti.

Sohn, kleiner Knabe, etama iti.

Sogleich, eppo, heppo, nicht zu verwechseln mit ëëpo Schmutz.

Spiegel, ehakatta, uhatta.

Springen, hobu.

Sterben, mate-matte.

Stehlen, makamu.

Sterne, evhetu.

Stirne, hāi.

Stille, tuitui.

Macht keinen Lärmen, maï nia te buaina, d. h. mir schmerzen die Ohren.

Stock, mihu, vielleicht auch ein Stück Holz dieses Namens.

Stein, ekiwa, kiwa.

Stück, (Theil eines Ganzen) pöŏtonoa.

Stinken, pĭāu, sagen peau.

Stinken, tuchia.

Schimpfname, ein, titoitokui, wörtlich: Schlafe deiner Mutter bey, *) tororo. l. r. i. A.

T.

Tag, nateu, watea.

Tatuiren, pĭkipātu.

Tatuiren der Lippen, conĭo.

Tanzen, ehaka, wehaka.

Oder den Tanz springen, hobu te eoika.

Tanzschmuck, hobumoa, hopemoa.

Todt, mate, matte.

Tödten, womate.

Todte aufhängen im Haus, hakatu.

Tochter oder Mädchen, moï.

Testikel, comāï.

Tuch, Zeug, kahu, kachu.

Trinken, aïnu, eïnu.

Trommel, epachu.

Trocknen, waïwëi.

Das Land ist trocken, hennŭa waïwëi.

V.

Verboten, tahbu.

Verheirathet seyn, noho te wahanna, sitzen oder stehen mit einem Weib.

Vogel, emānu.

Vater, motua.

Verletzen, bohōhĕ.

Verwunderung (Ausdruck der), ehōōōh.

W.

Was ist das, ĕhātĕmeanēi.

Warm, weawea.

Heiß, außer Athem, kaï kaï.

Warum, iwawa.

Wartet, eppo.

Wasser, ewāi, ewahi.

Wahrheit, tiātohu.

Waisenkind, enata tubenōa.

*) Es ist sonderbar, wie sich dieser Gedanke, der das gewöhnlichste Schimpfwort der Russen ausmacht, hier auf Nukahiwa findet.

Sprachproben von der Insel Nukahiwa.

Was wollt ihr, ehata oë.
Wachsen, üätubū; der Brodbaum wächst, uätubu te mei.
Waschen, cokau.
Weib, wahine.
Weib, Frau eines Mannes, mahui.
Weinen, uwäh.
Wehethun, hemimaï.
Weggehen, tähatächöë.
Wegnehmen, tragen, hakawe, oder wahio.
Weiße Farbe, wahrscheinlich Kreide oder Muschelkalk, püi-o.
Wer ist dies, ehate-ēï.
Wind, metāni.
Wind lassen (einen), ēhū.
Wie viel, ehīa.
Wir beide, tehua.
Wo, ïhēa.
Wofür, ehata.
Wollen, ich will, nui, eigentlich groß, und vielleicht: auch sehr.
Ich will nicht, koë nui.
Ich will trinken, eïnu-nuï.
Wollen, teäki.
Wollt Ihr (als Frage), äh, dasselbe heißt auch, ich will, es kommt auf die Aussprache an, ob fragend oder bejahend.
Wund werden, bohöhĕ.
Wurzel, (Arum macrorrhizon) happeh.

Z.

Zähne, niho.
Zeug von Maulbeerbaum, cachu.
Zeigt mir, aï-aï.
Zerbrechen, tūwāh.
Zuruf (Ausdruck des), ēhōh.
Zunge, ĕēho.
Zuckerrohr, tētō.
Zwillinge, mahaka.

Zahlen.

Eins, botahai.
Zwei, bohua.
Drei, botou.
Vier, boha, bofa.
Fünf, bohima.
Sechs, bohono.
Sieben, bofiddo, fiddu.
Acht, bowahu.
Neun, bohiwa.
Zehn, boohu, ongofulu.
Zwanzig, hua fulu.
Dreissig, tolu, (tou 3.) ongofulu.
Vierzig, fa ongofulu.
Funfzig, hima ongofulu.
Hundert, tehau.
Zweihundert, uatehau.
Dreihundert, tou tehau etc.
Tausend, afeï.

Achtes Kapitel.

Abreise von Nukahiwa. Ankunft bey Owaihi. Bemerkungen über diese Insel. Trennung von der Newa. Reise nach Kamtschatka. Ankunft und Aufenthalt daselbst.

Mai 1804.

Während unseres Aufenthaltes in Nukahiwa hatten wir bey dem Tauschhandel, zum größten Leidwesen, nur wenige Schweine erhalten, weil eines Theils die Einwohner einen zu hohen Werth auf dieselben setzten, andern Theils auch wohl, weil sie der öftern Schmausgelegenheiten und anderer Lustbarkeiten wegen, sie nicht gern entbehren wollten. Wir versorgten uns also mit einer Menge von Cocosnüssen, Brodfrüchten, Bananen und nahrhaften Wurzeln reichlich, und verließen diese Insel im besten Wohlseyn und in der angenehmen Hoffnung, nach einigen Wochen auf den Sandwich-Inseln reichlichen Ersatz und Schadloshaltung für diesen Mangel an animalischen Lebensmitteln zu erhalten.

Mit Holz und gutem Wasser hatten wir uns während unseres Aufenthaltes, so viel als Capt. v. Krusenstern für nöthig erachtete, versehen. Bey diesem Geschäft leisteten uns Roberts, Cabri und eine Menge der Eingebornen wesentliche Dienste. Letztere wurden durch einige, Zoll lange, Stäbchen Eisen von alten Faßreifen, und erstere durch Leinwand, Messer, Beile und mehrere ihnen nützliche Gegenstände, reichlich belohnt. Seit dem ersten Tag standen wir in dem besten Vernehmen mit den Insulanern, denen wir, wie ich vermuthen darf, Achtung und Zutrauen zu jedem von uns, und vielleicht auch gegen die nach

uns dahin kommenden Seefahrer, eingeflößt haben. Wir fanden bey unserer Trennung keine Ursache über das Betragen dieser, nach unsern Empfindungen zu urtheilen, abscheulichen, grausamen und doch gutherzig- und gutmüthig scheinenden Menschen, klagen zu können.

Die Newa, von der wir beym Cap Horn den 24ten Merz getrennt wurden, war, zu unserer allgemeinen Freude, am 11ten May in Nukahiwa angekommen, und brachte uns die Nachricht, daß sie drei Tage bey der Osterinsel auf uns gewartet habe, durch starke Westwinde aber gehindert worden sey an derselben zu landen, und daß sie, außer einigen Bataten und Bananen, welche ihnen die Insulaner in einem kleinen Canot zugeführt hätten, keine Erfrischungen erhalten habe.

Am 16ten Mai wurden auf beiden Schiffen wieder Anstalten getroffen, in See zu gehen, und am 17ten Früh, da alles zur Abreise fertig war, wurden die Anker gelichtet. Der Wind kam in kleinen Stößen von den nahen und hohen Bergen, welche den Hafen ringsum begrenzen, und veränderte sich fast in jedem Augenblick, so daß das Schiff eben so oft umgelegt werden mußte, und wir nur wenig vorrückten. Gegen 10 Uhr kam ein starker Windstoß von der See, die vor sich her treibenden Wellen rollten mit großer Gewalt in den Hafen, und unser Schiff näherte sich durch den Strom überwältigt, allmählich dem südwestlichen Ufer. Die Nachbarschaft der schroffen Felsen, denen wir uns bis auf 120 Faden genähert hatten, machte unsere Lage sehr gefährlich, doch zum Glück fanden wir Ankergrund. Dieser, die Aufmerksamkeit unseres vortrefflichen Führers, und die Thätigkeit der Seeofficiere und der Mannschaft retteten uns von der offenbaren Gefahr, an den nicht weit entfernten Klippen, und der von Menschenfressern bewohnten Insel zu scheitern. Es wurden nun sogleich Werfanker ausgeführt, und die Newa schickte uns, nach einem gegebenen Signal, ihre Schaluppe, um uns desto sicherer und schneller von der Nähe der gefährlichen Felsen abzubugsiren. Eine zahlreiche Menge der Einwohner hatte sich am furchtbaren Ufer versammelt, und viele unter ihnen schienen bewaffnet zu seyn. Wahr-

scheinlich hatten aber doch nur wenige einen genauen Begriff von unserer nahen Gefahr, denn einer von den Zuschauern stürzte sich, in Gesellschaft eines Mädchens, von dem steilen Felsen in die tobende Brandung, wo das Wasser an 20 Fuß hoch abprallte, und bot, wie gewöhnlich, die Gunstbezeugung dieser Person (vielleicht seiner Frau) an. Eine andere kam frohsinnig herangeschwommen, und als sie Niemand einer Aufmerksamkeit würdigte, kehrte sie mit einem Bananenzweig, der von ungefähr über Bord gefallen war, nach dem Lande zurück.

Nachmittags gegen vier Uhr sahen wir uns in der Mitte der Bay, auf sicherem Ankergrund, von der bevorgestandenen Gefahr befreit. Das unbeständige Wetter, Regenschauer, und anhaltende Windstöße bewegten Capt. v. Krusenstern, seiner Mannschaft, die von Tagesanbruch an, bey einer Temperatur von 22° bis 23° Hitze beständig gearbeitet hatte, Nachtruhe zu verschaffen.

Gegen Abend kam Jean Cabri, um uns nochmals ein Lebewohl zu wünschen, und noch einige Europäische Kleinigkeiten für sich und seine Frau zu erbitten. Er versicherte uns, daß die Lage unseres Schiffes von der Ostseite der Bay sehr gefährlich ausgesehen, und sich im Thal schon das Gerücht verbreitet habe, als wenn wir dem Untergang nicht entgehen könnten, und daß sich daher auch sogleich viele Insulaner in der einzigen Absicht an dem nahen Ufer versammelt hatten, um uns und alle Schätze, bey dem vermeintlichen Schiffbruch, sogleich in sichern Empfang zu nehmen.

Gegen Abend nahmen wir Abschied von Roberts, der in einem kleinen Boot an das Land gesetzt wurde, zugleich gaben wir dem Cabri den freundschaftlichen Rath, diese Gelegenheit zu benutzen und sich nun auch zu entfernen, indem man vielleicht noch in der Nacht, bey günstigem Winde absegeln würde; er blieb aber demungeachtet an Bord und versicherte, bey der Ausfahrt aus dem Hafen durch Schwimmen die nahen Ufer sehr bequem erreichen zu können.

Am 18ten Früh wurden die Anker gelichtet. Wir waren kaum zwischen den beiden am Eingang des Hafens gelegenen Inseln, so erhub sich plötzlich, ein so starker, ungleichförmiger, mit Regen begleiteter Windstoß, daß auf einmal wie-

der die ganze Mannschaft in Thätigkeit gesetzt, mehr Segel aufgespannt, und ein Kabeltau des Werfankers gekappt werden mußte, um sobald als möglich die offene See zu gewinnen. In diesem kritischen Augenblick, bat Cabri in einem Boot an das Ufer gebracht zu werden, weil es unmöglich sey, bey so hoher See die Insel durch Schwimmen zu gewinnen. Jedermann war nun so sehr für die Sicherheit des Schiffes besorgt, daß man wenig Rücksicht auf seine Forderung nehmen konnte; daher bat er auch umsonst um ein großes Stück Bret, vermittelst dessen er an das Land schwimmen wollte, und war wenig Minuten darauf, durch die zunehmende See und die schon beträchtliche Entfernung von dem Lande, gezwungen, an Bord zu bleiben, und diese Feeninsel zu verlassen. Auf diese Art wurde Roberts von seinem Todfeind befreit, und Cabri von seiner Frau und seinem Kinde getrennt.

Er schien sich bald in sein Schicksal zu finden, und war als Matrose ein brauchbarer, übrigens aber ein bösartiger Mensch, der zum Stehlen, Lügen und Trügen nicht wenig Anlagen, und in der Ausführung dieser Künste nicht wenig Geschicklichkeit besaß.

Wir richteten nun unsern Lauf nach den Sandwich-Inseln und Kamtschatka. Der Wind war ziemlich frisch und nach wenig Tagen, nämlich den 25ten Mai, Nachmittags, durchschnitten wir den Aequator im 146° 31′ W. Länge von Greenwich. Die Hitze war an demselben Tag 22°, in der Nacht 21°.

Am 27ten Mai bemerkten wir 2° 10′ nördl. Breite und 146° 50 Länge einen Ast mit grünen Blättern, und zugleich ungewöhnlich viele Tropik- und andere Seevögel, wie auch einige Fische. Es wurde auch eine kleine Veränderung an dem Passatwind bemerkt, und höchst wahrscheinlich befanden wir uns in der Nachbarschaft einer, bis jetzt noch unbekannten Insel, die wir aber nicht das Glück hatten zu entdecken.

Den 7ten Juni bekamen wir die Ostspitze der Insel Owaihi (19° 34′ N.) in einer Entfernung von 36 Seemeilen zu Gesicht. Diese, die größte der Sandwich-Inseln, ist durch den Tod des größten Seefahrers neuerer Zeiten in der

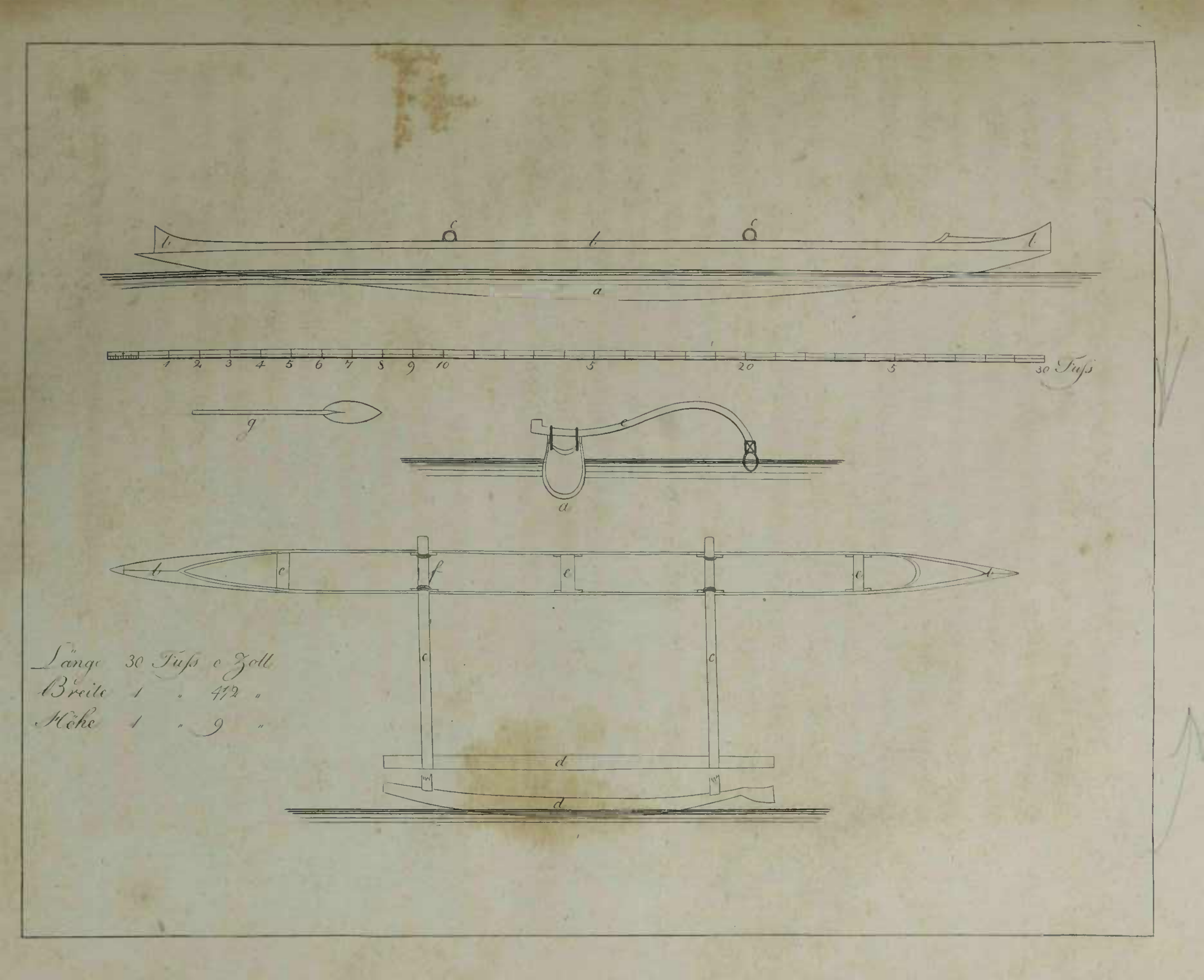
Geschichte merkwürdig, und hinreichend bekannt. Vancouver, sein würdiger Schüler, hat uns einige Jahre nach Cook's Tode die vollständigste Karte dieser Inselgruppe geliefert.

Capt. v. Krusenstern hatte die Absicht, noch vor Ende Septembers in Nangasaki, einer großen Handelsstadt Japans, anzukommen, und hoffte durch Beschleunigung seiner Reise die, oft schon in der Mitte desselben Monats, Statt findenden Wechsel des N. O. Monsoon vermeiden zu können.

Um daher Zeit zu gewinnen, ging er nicht in die Karacacua-Bay der Insel Owaihi vor Anker, sondern befolgte das Beyspiel anderer Seefahrer, die ohne Zeitverlust längs der Küste einen vortheilhaften Tauschhandel mit den Insulanern getrieben, und sich dadurch in wenig Tagen reichlich mit Schweinen und Provisionen aller Art versehen hatten.

In gleicher Absicht kreuzte er bis zum 10ten an der südlichen Spitze dieser Insel, und mußte zu unserm allerseitigen Leidwesen erfahren, daß die wenigen Einwohner, die uns während dieser Zeit besuchten, die Lebensmittel, welche sie uns zubrachten, so hoch anschlugen, daß er sich entschloß, den fernern Versuch, dessen Erfolg so ungewiß war, aufzugeben, die Insel zu verlassen, und ohne weitern Aufenthalt nach Kamtschatka zu segeln. Dieses konnte er um so mehr, da sich die Mannschaft in den besten Gesundheitsumständen befand.

Die Insulaner, welche wir hier zu beobachten Gelegenheit hatten, waren nackend, unreinlich, nicht schön gewachsen, von mittler Größe, dunkler schmutzigbrauner Farbe, und mit Ausschlägen und Wunden, als wahrscheinliche Folge des Cava Trinkens, oder venerischer Krankheiten, bedeckt. Den meisten Männern fehlten die Vorderzähne, die sie nach ihrer Aussage in Streitigkeiten, durch Steinwürfe verloren hatten. Bey vielen bemerkte man den Nabel so stark vorgedrungen, daß die Geschwulst einem Bruch desselben nicht unähnlich war. Sie zeigten sich als gute Schwimmer, und waren an den Armen und in den Seiten tatuirt; die Figuren der Tatuirung bestanden in Eydechsen, Ziegenböcken, Flinten, und andern rhombenförmigen Zeichnungen, die aber keines Weges, so



Länge 30 Fuss 0 Zoll
Breite 1 " 41/2 "
Höhe 1 " 9 "
30 Fuss

wie in Nukahiwa den Körper verschönerten; sondern eher denselben entstellten. Der üble Eindruck, den diese Leute auf uns machten, war um desto größer, da wir erst vor wenig Wochen (den 17ten Mai) eine Insel verlassen hatten, deren Bewohner, in Hinsicht des Wuchses und des Körperbaues, mit Recht zu den schönsten des Erdballs gerechnet werden müssen. Uebrigens scheinen die Sandwich-Insulaner, wahrscheinlich durch den öftern Umgang mit den Europäern, gewandter, als die Nukahiwer. Unserm Franzosen, Cabri, gefielen diese Menschen beiderlei Geschlechts so wenig, daß er sich nicht entschließen konnte, unter diesen häßlichen Menschen zu bleiben, und den Capt. v. Krusenstern, der ihn hier aussetzen wollte, angelegentlichst bat, ihn lieber mit nach Kamtschatka zu nehmen, welches er auch that. Cabri, der die Sprache der Nukahiwer völlig verstand, bemühte sich öfters vergeblich, mit den Bewohnern von Owaihi zu sprechen; durch Hülfe einiger englischen Worte, konnten wir uns zuweilen besser verständlich machen.

Die Canots mit welchen sich diese Nation mehrere Meilen weit in See begibt, sind leicht und überaus schön und sauber gearbeitet, und beweisen, daß sie in der Schifffahrt bey weitem größere Fortschritte gemacht haben, als die Nukahiwer.

Die Küste hatte in der Gegend, die wir berührten ein freundliches Ansehen; wir bemerkten viele Kultur, und eine Menge Cocos- und Bananenwälder. Unsere besondere Aufmerksamkeit zog der majestätische Berg Mowna Roa auf sich. Nach ältern Beobachtungen soll er 2578, nach Dr. Horners, unseres fleißigen Astronomen, Berechnungen aber nur 2254 Toisen über die Meeresfläche erhaben seyn.

Dieser ansehnliche Berg, der den Pic von Teneriffa noch um drei bis vierhundert Toisen übersteigt, erhebt sich so allmählig von dem Fuß, ja von der Meeresfläche bis zu seinem hohen Haupt, daß er eine überaus merkwürdige Erscheinung ist, eine sehr gefällige Ansicht gewährt, und daß man wohl nirgends eine so beträchtliche Höhe mit weniger Schwierigkeiten ersteigen kann. Hierzu trägt auch noch besonders das milde Klima vieles bey, indem die oberste Spitze, ungeachtet der beträchtlichen Höhe, doch kaum die Schneelinie der Gebirge unter

dem Aequator berührt, und wir dessen Gipfel in dieser Jahreszeit gänzlich von Schnee entblößt sahen.

Wie viele unbekannte Pflänzchen mögen wohl hier noch entdeckt, und wie viele Beyträge zur Geographie und Naturgeschichte der Pflanzen hier gesammelt werden können! Es wäre zu wünschen, daß ein Naturforscher diese Insel wenigstens ein Jahr lang zu seinem Aufenthalt wählte, und zum Gegenstand seiner Beschäftigung machte.

Wir verließen am 10ten Juni Owaihi, ohne auch nur die mindesten Nachrichten von dem jetzigen Zustande dieser Insel erhalten zu haben. Als ich im Jahr 1805 und 1806 an der Nordwestküste von Amerika überwinterte, hatte ich Gelegenheit Erkundigungen von derselben einzuziehen, die ich hier kurz mittheilen will.

Die Gruppe der Sandwich-Inseln, die für alle, nach der Nordwestküste von Amerika, den Aleutischen Eiländern oder nach Kamtschatka segelnde Schiffe sehr gelegen ist, hat sichere Bayen, einen Ueberfluß an Schweinen, Brodfrüchten, Bananen, Cocos- Taro- und Yamwurzeln, Bataten, Salz, Holz, Wasser u. s. w. und bietet vortreffliche Erfrischungsörter dor. Die Seefahrer der vereinigten Amerikanischen Freistaaten besuchen sie jährlich auf ihrem Weg nach der NW. Küste, wo sie das Pelzwerk der von den Chinesen so hoch geschätzten Seeotter (Lutra marina) gegen Eisenwaaren, Tuch, Messer, Beilen, Küchengeräthschaften, Reis, Zuckermalaß, Zwieback, Pulver und Flinten, von den dortigen Einwohnern eintauschen, und solches in der Folge nach Canton führen. Dieser Handel wird ganz vorzüglich seit jener Zeit betrieben, da die Engländer sowohl als die Spanier Nootka-Sound verlassen, und ihr dortiges ehemaliges Etablissement aufgegeben haben. Der Umsatz muß sehr vortheilhaft seyn; denn beynahe in jedem Jahr kreuzen 6 bis 8 Schiffe von dem 50° bis 57° N. B. nämlich um Nootka- Queen- Charlotte- und Norfolk-Sound. Wenn sie in einem Jahr keine hinreichende Ladung von Seeottern für Canton erhalten, so segeln sie im Oktober oder November nach Colombo River, oder noch gewöhnlicher nach

den Sandwich-Inseln, wo sie überwintern und ihre Schifffahrt so einrichten, daß sie zu Anfang März an der NW. Küste den Tauschhandel wieder anfangen.

Die Menge der in Karacacua-Bay ankommenden Schiffe, und der öftere Handelsverkehr hat bisher einen so großen Einfluß auf die Kultur dieser Inselgruppe geäußert, daß diese Nation, in ihrer Civilisation mit Riesenschritten vorgerückt ist, und sich, schneller als irgend eine andere der Südsee, zu einem gebildeten Handelsstaat umschaffen wird.

Der König Tomoomo hat durch den beständigen Verkehr mit den Seefahrern der Amerikanischen Freistaaten, und besonders durch die Herren Joung und Davie, die schon Jahre lang bey ihm wohnen, und gleichsam seine Minister sind, europäische Sitten, englische Sprache und Gebräuche angenommen, so daß die mehrsten und thätigsten Bewohner dieser Insel jetzt Englisch sprechen. Tomoomo hat sich alle Inseln dieser Gruppe zu unterwerfen gewußt, und ist Alleinherrscher derselben. Durch den beständigen Handel und Umtausch lernte er in wenig Jahren den Werth des Silbers kennen, und verkaufte den ankommenden Schiffen seine Landesprodukte am liebsten gegen baare billige Bezahlung, in spanischen Thalern oder Piastern. Sobald er eine hinlängliche Summe beysammen hatte, kaufte er von einem Amerikaner ein Schiff, bemannte es theils mit seinen eigenen, theils mit ausländischen Matrosen, deren heut zu Tage, sehr viele in Owaihi leben; denn im Ueberfluß von Naturprodukten, bey weniger Arbeit und schönen Mädchen, behagt es den Seemännern der vereinigten Staaten so wohl daselbst, daß beynahe kein Schiffer absegelt, der nicht einen oder einige von seiner Mannschaft zurückließe. Nur Leute von guter Aufführung und mit guten Zeugnissen ihrer Capitäns versehen, duldet der König auf seiner Insel, und die Eingebornen haben sich unterdessen so sehr an das Seeleben gewöhnt, daß sie vortreffliche Matrosen geworden sind. An der Nordwestküste von Amerika habe ich auf Bostonianischen Schiffen, die von Owaihi kamen, Einwohner dieser Insel gesprochen, die als Matrosen dienten, und 10 bis 12 Piaster monatlichen Dienstlohn erhielten.

In Verfertigung von Stricken, Netzgarn, Seilen und Tauwerk (vielleicht von den Fasern des Phormium tenax, Forst.) haben sie es so weit gebracht, daß sich die Seefahrer bereits hier damit versehen, und dieses Takelwerk der Sandwich-Insulaner für ausdauernder halten als das Europäische.

Tomoomo verräth in allen seinen Handlungen vielen Verstand, Scharfblick und eine große Thätigkeit. Seine Seemacht hat er in kurzer Zeit so ansehnlich vergrößert, daß er im Jahr 1806 schon 15 Fahrzeuge hatte, unter denen sich einige dreimastige Schiffe, Briggen und Kutter befanden. In demselben Jahr, ließ er dem Geschäftsverwalter der Russisch-Amerikanischen Handelscompagnie, Hrn. v. Baranoff, in Neu-Archangel, (Norfolk-Sound) sagen: er habe von den Nordwestfahrern in Erfahrung gebracht, daß die russischen Etablissements an dieser Küste zuweilen großen Mangel an Provisionen, und andern Artikeln leiden, er erböte sich daher jährlich ein Schiff mit Salz, Schweinen, Bataten und andern Lebensmitteln, ja selbst mit Europäischen Produkten beladen, zuzuführen, wenn man ihm dagegen Seeotterfelle für billige Preise überlassen wollte, die er in Handelsspekulation nach Canton zu schicken gesonnen sey *).

Der König beschäftiget sich, unter andern, sehr viel mit der Schiffbaukunst, und soll die Vorzüge und Fehler eines Schiffes sehr richtig auffinden und beurtheilen können. Alle zum Schiffbau gehörigen Geräthschaften und Werkzeuge machen dermalen den vortheilhaftesten Artikel des Tauschhandels aus, und Matrosen, die zugleich Zimmerleute sind, werden vorzüglich gut aufgenommen, und mit Ländereien und andern Vortheilen beschenkt.

Vor einigen Jahren, hat man auf Owaihi die äußerst merkwürdige Entdeckung einer zum Bau der Schiffe dienlichen Holzart gemacht, die ganz und gar

*) Diese Handelsverbindung, hat schon, wie ich seit meiner Rückkunft in St. Petersburg vernehme, wirklich ihren Anfang genommen; die Kais. Russ. Handelscompagnie hat von Norfolk-Sound ein Schiff nach Owaihi abgefertigt, und dem König nicht nur Provisionen, sondern auch einen Kutter abgekauft, mit dem sie nach der NW. Küste zurückgekehrt ist.

nicht von dem in diesen Gewässern so gefährlichen Schiffs- oder Bohrwurm (Teredo navalis Linn.) angegriffen wird. Das sonst schlechterdings nothwendige Beschlagen der Schiffe mit Kupferplatten, ist durch diese Entdeckung, wenn sie sich anders bestätigt, gänzlich überflüssig geworden.

Zu den Produkten dieser Gruppe gehört auch, unter andern, das Zuckerrohr, welches, wenn man die Kultur desselben hier vervollkommnen wollte, mit dem größten Vortheil angebaut, und mit der Zeit Kamtschatka und ganz Sibirien von hier aus mit Zucker versorgt werden könnte.

Krieg und politische Verhältnisse in Europa haben in den letzten Jahren den spekulativen Blick des Kaufmanns von jenen Gegenden weggezogen und bloß an Europa gefesselt; wenn aber einst die Freiheit der Meere und die Schifffahrt der anderen Nationen wieder hergestellt seyn wird, dann werden auch Vortheile des Handels nach jenen Gegenden, die schon Cook, La Perouse, Meares, Portlock, Vancouver, Marchand, Broughton, Krusenstern und viele andere so deutlich gezeigt haben, nicht unbenutzt bleiben!

Am 10ten Abends um sechs Uhr, nahmen wir unter wechselseitigem dreifachen Hurrah! von der Newa, unserer bisherigen Gefährtin Abschied. Capt. Lisiansky war mit diesem Schiff nach Codiac und der Nordwestküste von Amerika bestimmt. Ihn drängte die Zeit nicht so sehr als uns. Er hatte sich daher auch vorgenommen, einige Tage in der Caracacua-Bay vor Anker zu gehen, um seine Mannschaft zu erfrischen. Capt. v. Krusenstern aber hielt es für nothwendig, einen entscheidenden Entschluß zu fassen, und da wir in vier Tagen keine Lebensmittel an der Küste erhalten konnten, ohne weitern Zeitverlust von dem ungewissen Versuch, in besagter L vor Anker zu gehen, abzustehen und gerade nach Kamtschatka zu steuern.

In den ersten Tagen dieser Seereise fiel nichts besonders Merkwürdiges vor. Unsere Küche war einfach, und die Nahrung der Officiere bestand, so wie die der Matrosen, in Schiffskost, nämlich in Salzfleisch und Zwieback. Letzterer war zwar sehr schmackhaft, es hatte sich aber ein kleiner Käfer (Dermestes pa-

niceus) so häufig darin eingenistet, daß jeder sein Stück Brod, ehe er es in den Mund steckte, ausklopfen mußte.

Die ungewöhnliche Menge von Vögeln, die wir im 17° N. B. und 169° 30′ L. bemerkten, erregte unsere Aufmerksamkeit und erweckte die Hoffnung irgend eine unbekannte Insel zu entdecken, die aber, wie schon einigemal vorher, bald wieder verschwand. Indessen würde sich doch der geographische Nautiker ein großes Verdienst erwerben, wenn er die ausgedehnte leere Meeresfläche von den westlichen Küsten Amerika's bis nach Japan und seinen südlichen Inseln, oder von dem 24° nördl. Breite, bis zum 45°, zum Gegenstand seiner Nachforschungen machte, und in dieser Absicht eine Karte entwürfe, auf welcher die Reiserouten aller bekannten Seefahrer genau, nebst den beobachteten Zeichen der Nähe des Landes, angemerkt wäre. Es ist gar keinem Zweifel unterworfen, daß nicht hier noch irgendwo mehrere unentdeckte Eilande vorhanden seyn sollten; wo diese aber sind? das muß den Gegenstand künftiger Untersuchungen ausmachen. Ich kenne keinen Seefahrer, der nicht auf seinem Lauf von Canton nach der Nordwestküste von Amerika, bald hier, bald dort Anzeigen eines nahen Landes beobachtet hätte; indessen hat man, meines Wissens, doch nur in der Parallele von 18° bis 26° nördlicher Breite niedrige Sandinseln entdeckt, welche die Schifffahrt sehr gefährlich machen. Nach angestellter Vergleichung aller bisher bekannten Reisen, müßte man einen neuen Lauf einschlagen, und auf diese Art würden, der größten Wahrscheinlichkeit nach, neue Entdeckungen folgen.

Auf meiner Reise, im Jahre 1806 von Norfolk-Sound nach den Küsten Neu-Albions, habe ich von 37° bis 39° N. B. und 227° bis 228° L. beynahe täglich Merkmale eines nahen Landes gehabt *).

Der 22te Juni war in mehrerer Rücksicht für uns merkwürdig, indem er viele Abwechselung darbot. Wir durchschnitten an diesem Tag im 181° 56′ w. L. den Wendezirkel des Krebses, da uns zugleich die Sonne im Zenith stand. Die

*) Hievon in der Folge ein Mehreres.

Temperatur war 21° bis 22° der Wärme. Capt. v. Krusenstern ließ bey einer außerordentlichen Windstille und spiegelglatten See ein Bot aussetzen, und erlaubte Dr. Hornern und mir Gebrauch davon zu machen, ersterem um verschiedene physikalische Beobachtungen, in Absicht der Temperatur, Durchsichtigkeit, Ströhmungen und des Salzgehalts des Meeres, und mir, um naturhistorische Bemerkungen zu machen.

Nach Dr. Horner's Beobachtungen zeigte das Barometer an der Oberfläche des Wassers 20° 5 Wärme, und in 125 Faden Tiefe nur 13° 3. Der Unterschied der Temperatur des Wassers von der Oberfläche bis auf 25 Faden Tiefe beträgt 1°; bis auf 50 Faden 3° 2; bis zu 125 Faden 7° 2.

Die Menge der Zoophyten und Mollusken, der Beroen, Medusen, Salpen, Squillen, Cyclops Mülleri, Zoëa latifer et pelagica, Bosia, Gamarellus pedunculatus und viele andere Mikroscopische Gegenstände, von denen Hr. Dr. Tilesius mehrere im Krusensternischen Atlas mittheilen wird, setzten mich in Erstaunen; auch fand ich unzählige Schaaren von Physalis pelagica und Medusa velella Linn., die sich, meines Erachtens, bloß in der geringen Größe von denen im Atlantischen Ocean unterschieden und kaum einen Zoll im Längendurchmesser hatten.

Schon am frühen Morgen sah man einen großen Hayfisch (Squalus Glaucius) in der Nachbarschaft des Schiffes, der, ob er gleich hungrig zu seyn, und dasselbe bloß in der Absicht zu verfolgen schien, um den über Bord geworfenen Abfall von Lebensmitteln aufzuschnappen, anfänglich doch nicht an die ihm zugeworfene Angel beißen wollte; demungeachtet konnte er endlich dem Reiz der Lockspeise nicht widerstehen, und wurde mit vielem Lärm und Jubel an Bord gezogen. Er maß 7½ Fuß, und wog an 200 Pfund.

Noch während man von der ersten Freude des neuen Schauspiels erfüllt, das Wunderthier anstaunte, wurde ein zweiter von derselben Art und Größe beobachtet. Dieser verschlang sogleich heißhungrig die geköderte Angel, und wir freuten uns um desto mehr dieses Zufalls, da wir zugleich dadurch mit etwas

frischer Provision versehen wurden. Obgleich das Fleisch des Hayfisches hart, trocken und fade ist, so liessen wir uns dasselbe doch noch an demselben Abend recht gut schmecken. Dies Gericht bekam allen sehr wohl. Bey einigen Matrosen entstand zwar ein starkes Erbrechen, welches ich aber eher geneigt bin, einer Unmäßigkeit, oder irgend einer andern zufälligen Ursache zuzuschreiben, als der Natur dieses Fisches, den ich sehr oft in Lissabon und Teneriffa öffentlich zu Markte bringen und zur Speise für arme Leute verkaufen sah.

Im 21° N. B. verliessen uns die Passatwinde, und mit ihnen hatte nun auch die angenehme Schifffahrt zwischen den Tropiken ein Ende. Neblichtes Wetter, frische, veränderliche Winde und unangenehme Witterung begleiteten uns nun bis nach Kamtschatka. Am letzten Tag dieses Monats sahen wir im 30° N. B. eine solche Menge Delphine, daß man von weitem die Brandung der See an irgend einem Felsen zu sehen glaubte.

Den 3ten Juli, als wir uns im 36° N. und 191° 13′ L. befanden, richtete Capt. v. Krusenstern seinen Lauf westlich, um die auf den besten Karten verschieden angegebenen, und zu wiederholten Malen vergeblich aufgesuchten, Inseln Rica de oro und Rica de Plata, oder die Gold- und Silber-Insel, auszuspähen. Die Atmosphäre war trübe und Nachmittags erhob sich ein starker, zu diesem Vorhaben günstiger Ostwind, der aber bald in einen Sturm überging. Mit eingerefftem Marssegel liefen wir in einer Nacht, die so dunkel war, daß wir kaum eine Schiffslänge vor uns her sehen konnten, 9 Meilen in einer Stunde gerade nach Westen, so daß es ein großes Glück war, auf keine Gold- oder Silberklippe gestoßen zu seyn.

Folgenden Tages (4ten Juli) veränderte sich der Wind, demungeachtet war das Wetter überaus neblicht, und da Capt. v. Krusenstern den sichern Verlust der Zeit höher schätzte als einen ungewissen Erfolg, so hielt er es für zweckmäßiger von dieser zweifelhaften Entdeckung abzustehen. Zu dem was dieser würdige Seefahrer S. 227 bis 229 seines vortrefflichen Werkes von diesen Inseln erwähnt, kann ich nur noch das hinzufügen, daß diese Eilande den Holländ-

dischen Dollmetschern in Nangasaki, bey denen ich mich öfters darnach erkundigt habe, dem Namen nach sehr wohl bekannt sind, und diese die Existenz derselben, östlich in eine Entfernung von vier bis fünf Tagereisen von der südwestlichen Küste von Japan setzen. Da die Japaner kaum etwas von Länge und Breitebestimmung wissen, so war es sehr schwer etwas Bestimmteres hierüber von ihnen zu erfahren.

Am 5ten Juli sahen wir im 38° 32′ N. Br. und 194° 30′ L. eine Schildkröte, ohne jedoch irgend noch andere Kennzeichen eines nahen Landes wahrzunehmen. Den 6ten bemerkten wir im 40° 34′ N. B. und 195° 35′ L. eine Menge von Wallfischen, den 7ten Enten und einen alten Baumstamm, und nun vermehrten sich beynahe mit jedem Tage die Anzeigen eines nicht entfernten Landes. Am 11ten waren im 49° 16′ N. Br. und 199° 49′ große Schaaren von Seemöven (Larus), Papageyen-Taucher (Alca), große und kleine Sturmvögel (Procellaria) (die mit ihren langen schmalen Flügeln, aber nicht im Flug, den Lerchen oder Schwalben einigermaßen ähneln), und Albatrosse (Diomedea exulans), in der Nachbarschaft unseres Schiffes zu sehen.

Am 13ten Morgens wurde von der Spitze des Mastes Land gerufen; dieses Wörtchen ertönte himmlisch in den Ohren derer, die nach einer mehr als fünfmonatlichen Seefahrt, endlich wieder Land, und in gewisser Hinsicht, vaterländischen Boden zu betreten hofften. — Windstille hinderte uns am folgenden Tag weiter vorzurücken, und sehnsuchtsvoll blickten wir auf das vor uns liegende Vorgebirg Schibunskoy-Noß im 53° 06′ N. Br. und 200° L., in dessen Nähe der längst gewünschte Hafen von St. Peter und St. Paul liegt.

Die hochgelegenen Bergrücken und die mit ewigem Schnee bedeckten Pic's und feuerspeienden Berge geben dem Lande ein ganz eignes Ansehen, und da wir schon so weit im Sommer vorgerückt waren, so schien es uns zweifelhaft, ob das was wir sahen wirklich Schnee sey, der die obere Hälfte der Berge noch bedeckte *).

*) Da die Linie des beständigen Schnee's in 46° in Europa 1460 Toisen über der Meeresfläche erhaben ist, so kann man, glaube ich, die mittlere Höhe dieser Berge in Kamtschatka dreist 1000 Toisen hoch annehmen. Einige Pic's dieser Halbinsel, namentlich von den Glutschofskaia schätze ich über 2000 Toisen.

So sehr wir auch anfänglich durch diesen Anblick, und das schlechte Vorurtheil, welches man im Allgemeinen gegen Kamtschatka gefaßt hat, abgeschreckt und niedergeschlagen wurden, so erheiterte sich doch unser Gemüth, je mehr wir uns der Küste näherten. Den 15ten Morgens erhob sich ein ziemlich frischer und günstiger Wind, und die mit grünen Waldungen bedeckten niedrigern Berge überraschten uns durch ihre Anmuth und Schönheit. Seitdem wir Brasilien verlassen hatten, sahen wir keine Gegenden, die uns so freundlich anlachten als diese, unschuldiger Weise, in so üblen Ruf stehende Halbinsel von Kamtschatka. Die schönen Birkenwälder und dickbegrasten Hügel im Vordergrund hatten so viele Aehnlichkeit mit einer Europäischen Landschaft, daß wir uns schon in Gedanken in unser Vaterland versetzt glaubten, und nun im Hintergrunde die hohen Alpen, die gestern einen so üblen Eindruck auf uns machten, heute als Zierde und Merkwürdigkeit des Landes bewunderten.

Gegen Mittag befanden wir uns in der Einfahrt der großen Bucht von Awatscha, in die wir mit Hülfe der sehr guten Pläne von Cook und Saritscheff ohne alle Beschwerlichkeit einsegeln konnten.

Die Schaaren von vielen tausend Seemöven (Larus), welche die schroffen Felsen der Ufer bewohnen, schienen uns einen freundlichen Willkommen entgegenzurufen. Da das Geschrei dieser Vögel viele Aehnlichkeit mit der menschlichen Stimme hat, so glaubten anfänglich mehrere von unserer Gesellschaft das Rufen irgend eines Bewohners von den nahen Bergen zu vernehmen.

Außer den Möven sahen wir eine unzählige Menge von Papageyentaucher (Alca cirrhata et Alc. arctica), Enten, Urile (Pelecanus Urile), Taucher (Colymbus), und viele andere uns unbekannte Vögel. — Kaum hatten wir die geräumige Awatschabay erreicht, so sahen wir ein Bot mit einem Offizier auf uns zurudern, der sobald er hörte, wer wir seyen, uns sagte, daß man schon längst von St. Petersburg aus, unsere Abreise und wahrscheinliche Ankunft in diesem Hafen gemeldet habe. Er eilte sogleich nach dem Ort St. Peter und St. Paul, von wo aus man uns mit dem Donner der Kanonen bewillkommte, welchen

wir mit einer gleichen Anzahl Schüsse erwiderten. Um 1 Uhr ließen wir die Anker sinken, nachdem wir die Insel Owaihi seit 35 Tagen verlassen hatten.

Petropawlowsk liegt im nördlichen Theil der Awatschabay, in einem engen, kurzen, gegen Norden durch einen großen See von süßem Wasser begrenzten Thal, am Ufer eines kleinen in der Bucht gelegenen Hafens, der von dieser durch eine natürliche Landzunge getrennt, und vor allen Winden und Stürmen völlig geschützt ist.

Der Ort enthält einige 30 Häuser, die alle von Holz sind, und wie im ganzen übrigen russischen Reich, aus übereinander gelegten Balken oder Baumstämmen bestehen. Hier wohnen etwa 150 Soldaten und eine Campagnie Artilleristen, einige Kosacken, und der Commissionär der Russisch-Amerikanischen Handelscompagnie; auch ein Geistlicher, obgleich keine Kirche vorhanden ist. Der Hafen gehört nach Aussage aller Seefahrer, zu einem der besten, die man kennt, und es ist höchst wahrscheinlich, daß bey einer zunehmenden Industrie und Handelsverbindung mit China, Japan, Amerika, den Aleutischen und andern Inseln der Südsee, St. Peter und Paul der Mittelpunkt des Handels und eine sehr blühende Stadt werden wird. — Das Klima von Kamtschatka ist besser als das unter gleichen Graden der Breite in Sibirien; aber im St. Peter und Paulshafen selbst, ist es rauher als in andern nördlichen Gegenden der Halbinsel.

Die Schifffahrt ist sieben bis acht Monat möglich, indem die Schiffe von April bis November aus und einlaufen können. Die Bay ist nur äußerst selten zum Theil, und niemals ganz gefroren. Schnee ist zwar im Allgemeinen in der Nachbarschaft des Hafens mehr als in andern Gegenden, so daß die, freilich niedrigen Wohnungen, zuweilen völlig damit bedeckt sind; indeß schmilzt doch derselbe früh, und wird schnell von der wenig gefrorenen Erde eingesogen. Zu Ende Aprils, höchstens, bey sehr kalter Witterung, zu Anfang Mai's kann man auf den Frühling zählen, und das freilich nicht zahlreiche Hornvieh auf die Grasweide schicken. Ackerbau wird hier nur wenig getrieben. Man behauptet, daß

die Seeluft dem Getreidebau hinderlich sey; ich halte dieses bloß für einen Vorwand der Trägheit; denn Kartoffeln, Rüben, Rettige und andere Küchenkräuter, die ganz vortrefflich fortkommen, werden demungeachtet auch nur sehr sparsam gepflanzt. Man versicherte uns aber, daß der Ackerbau im Innern des Landes, namentlich um Wirchnoi Kamtschatka und Glutscheffskaia größere Fortschritte gemacht habe, und daselbst Viehzucht und Ackerbau jährlich zunehme.

In Petropawlowsk empfing uns der Commandant dieses Ortes, Major Krupskoy, so gut, als es die Lage und Umstände erlaubten. Der Oberbefehlshaber der Halbinsel und Chef des Bataillons, General-Major von Koscheleff, wohnt nicht hier, sondern in Nischney-Kamtschatka, welches an 700 Werste weit entfernt liegt, und als die Hauptstadt der Provinz angesehen wird. Der Gesandte an den Japanischen Hof, v. Resanoff, der angelegentlichst mit dem General sprechen zu müssen vorgab, schickte sogleich einen Eilboten an ihn, mit dem Befehl ab, sobald als möglich nach dem Hafen zu kommen. Dieser Umstand, und der mit der Entfernung nothwendig verbundene Zeitverlust machten einen wesentlichen Unterschied in unserer fernern Schifffahrt.

Capt. v. Krusenstern fing unterdessen an, die von Cronstadt für Kamtschatka mitgebrachten Waaren auszuladen, damit sich bey der nun beginnenden Gesandtschaftsreise, bloß die für Japan bestimmten Geschenke an Bord befänden, und auf diese Art, bey der ohnehin so argwöhnischen Nation nicht der geringste Verdacht einer Handelsexpedition entstehen könnte.

Ein Theil der Soldaten und Bewohner des Ortes reichte hülfreiche Hand, um das Schiff desto schneller auszuladen und wieder in segelfertigen Zustand zu setzen; ein anderer Theil beschäftigte sich, auf Befehl des Majors Krupskoy, mit der Jagd und Fischerei, um frische Provisionen aller Art für Officiere und Mannschaft herbeyzuschaffen.

Hofr. Tilesius und ich, hatten bisher noch wenig Fortschritte in der russischen Sprache gemacht, und fühlten jetzo zum erstenmal während unserer Reise, wie nachtheilig es sey, sich in einem fremden Lande zu befinden, ohne die Landes-

sprache zu verstehen. So sehr wir auch den Gesandten bathen, uns irgend einen Wegweiser zu verschaffen, um eine Excursion nach dem Innern des Landes, oder in einiger Entfernung von dem Hafen machen zu können, so waren wir doch nicht ein einzigesmal so glücklich, unsere Wünsche erfüllt zu sehen; denn über Soldaten hatte er eigentlich nichts zu befehlen, und diese waren größtentheils am Bord beschäftiget; Kamtschadalen und Kosacken waren nur wenige hier, und diese besorgten Jagd und Fischerei, um Lebensmittel zu erhalten; wir allein konnten es auch nicht wagen, uns ohne Führer von dem Etablissement weit zu entfernen: da die Menge der Bären und Wölfe, das über Mannshöhe, beynahe undurchdringliche Gras, die Sümpfe, Berge und buschreichen Waldungen, Hindernisse genug waren, um uns von einem solchen Unternehmen abzuschrecken. Wir mußten uns daher, zu wissenschaftlichem Bestreben wenig ermuntert, in der Nähe des Hafens aufhalten, und besuchten bloß in Gesellschaft mehrerer Reisegefährten ein kleines Dörfchen, Awatscha, zwölf Werste von Petropawlowsk, das aus fünf Häusern und etwa 30 Menschen besteht. Hier wohnen nur Kamtschadalen, die von Jagd und Fischerei leben, und zwei Invaliden. Das Dorf Paratunka, dessen Prediger und Einwohner aus den Reisebeschreibungen von Cook und La Perouse hinlänglich bekannt sind, und damals in dem größten Wohlstand lebten, war unterdessen gänzlich ausgestorben; es existirt bloß noch dem Namen nach, und hat dieses Schicksal leider mit vielen andern Orten der Halbinsel gemein.

Auch die politische Verfassung hatte sich, seit den Zeiten jener verdienstvollen Seefahrer, sehr geändert. Statt Bolschoiretsk ist nun Nischney-Kamtschatka die Hauptstadt. Statt einer Civilverwaltung ist nun eine Militärregierung.

Kaiser Paul wollte der immer zunehmenden Entvölkerung der Halbinsel steuern, und beorderte vor etwa 10 bis 12 Jahren ein Bataillon von 800 Mann von dem Irkutskischen Regiment dahin, um als eine Art von Landmiliz Ackerbau und Kultur zu befördern. Die Absicht war die beste, sie wurde aber, wie das oft der Fall ist, durch Nebenumstände und einen äusserst unglücklichen Erfolg vereitelt.

Mit sehr bedeutenden Kosten wurden diese Truppen dahin gebracht, und mit noch größeren seitdem daselbst unterhalten. Sie werden von Irkutsk aus, (einer Entfernung von etwa 6000 Werste) verproviantirt, gekleidet und mit Ammunition versehen; sie haben nichts zu thun als Schildwache zu stehen, und die ihnen zugeführten Magazine zu bewachen. Faul, träge, nachläßig, und gänzlich des Ackerbau's unkundig, haben sie in den wenig Jahren bey weitem mehr geschadet als genützt, fallen den Kamtschadalen zur größten Last, saugen den armen Landmann vollends aus, und legen den Grund zum physischen und moralischen Verderbniß dieser Nation, so daß, wenn die weise Regierung nicht bald andere Wege einschlägt, die armen gutartigen Eingebornen, deren Anzahl von etwa 10000 bis zu 3000 Seelen eingeschmolzen ist, nach und nach gänzlich aufgerieben werden.

Am 12ten August kam endlich der schon längst mit Ungeduld erwartete General v. Koscheleff im Peter Paulshafen an. Er brachte seinen jüngern Bruder, den Capt. Foedoroff nebst 60 Mann Soldaten mit, die der Gesandte v. Resanoff zu sehen verlangt hatte.

Die Fortsetzung unserer Reise nach Japan, an deren Möglichkeit man wegen des langen Aufenthaltes und des baldigen Wechsels des Monsoons, beynahe zweifeln mußte, wurde doch endlich den 20ten August beschlossen. Drei unserer Reisegefährten, nämlich der Lieut. der Garde Sr. Kaiserl. Maj. Graf Tolstoy, der Gesandtschaftsarzt Hr. Dr. Prikin und der zur Expedition gehörige Maler Hr. Kurlandzoff, welcher bis dahin noch keine einzige interessante Skizze unserer Reise entworfen hatte, waren der Seereise müde, und wünschten lieber zu Lande zurückzukehren, als sich noch länger den stürmischen Wellen Preis zu geben. An ihre Stelle traten der Bruder des Generals v. Koscheleff, und der Capt. Foedoroff, als Gesandtschaftscavaliere, und ausserdem wurde beschlossen, acht Soldaten, als militärische Ehrenwache, mitzunehmen.

Seit der Ankunft des Herrn Generals war es weit lebhafter und munterer im St. Paulshafen geworden. Jetzt bekamen wir statt der vielen Fische, welche

wir schon überdrüssig zu werden anfingen, mehr Fleisch. Es wurden Ochsen herbeygetrieben, wilde Schaafe (Ovis Ammon) und Rennthiere erlegt. Wir freuten uns allerseits, in der Person des Generals einen Mann zu finden, der unsere Gesellschaft aufheiterte, uns interessante Nachrichten über den Zustand seiner Halbinsel mittheilte, und der uns mit einem freundschaftlichen Zuvorkommen, und der größten Bereitwilligkeit, Lebensmittel aller Art verschaffte. Wir erhielten durch seine gütige Verwendung mehrere lebendige Ochsen und einen ansehnlichen Vorrath von gesalzenen Fischen, unter denen sich der Tschawitscha, eine besondere Laxart, vor allen durch seinen vortrefflichen Geschmack, auszeichnete. Gemüse, Rennthiere, gesalzene Gänse und andere Produkte, wurden uns aus entfernten Gegenden zugeführt, und überzeugten uns, daß Kamtschatka nicht so arm ist, als man gewöhnlich glaubt.

Der General gab uns in einem Zelte, welches der Gesandte v. Resanoff hatte aufschlagen lassen, einen Ball. Ausser der Frau des Majors Krupski bestand die Gesellschaft der Damen aus Unterofficier- und Soldatenweibern, und einigen Kamtschadalinnen, welche, nach russischem Geschmack, in seidene Stoffe, Kattune und Nankine gekleidet waren. Wir sahen bey dieser Gelegenheit die kamtschadalischen Tänze, die in einer Nachahmung der Bären, Vögel und Hunde bestehen.

Für die Dienstwilligkeit, Theilnahme und Sorgfalt, die der General v. Koscheleff für uns hatte, verdient er unsern allerseitigen aufrichtigsten Dank.

Zu Ende Augusts war alles in segelfertigem Stande. Das Schiff zog sich aus dem Hafen nach der Awatscha-Bay, wo es noch durch widrige Süd- und Ostwinde und durch dicke Nebel bis zum 6ten September zurückgehalten wurde. Am 7ten Morgens verließen wir den Hafen, um die Gesandtschaftsreise nach Japan anzutreten.

Neuntes Kapitel.

Reise nach Japan.

Einleitung zu der Gesandtschaftsreise. Abreise von Kamtschatka. Seereise. Krönungsfest. Fürchterlicher Orcan. Ankunft in Japan.

September 1804.

Die Gesandtschaftsreise nach Japan ist in politischer und geographischer Hinsicht die interessanteste Epoche unserer Expedition.

Die japanische Nation, die uns immer noch wenig und fast nur durch Kämpfer, Thunberg und Charlevoix bekannt ist, hat schon seit beynahe zwei Jahrhunderten, fast allen Umgang mit Europäern und andern Nationen abgebrochen, und nur den Holländern allein einen überaus eingeschränkten Handel verstattet.

Da Japan keinen andern Europäischen Nachbar hat als Rußland, so durfte dieses Reich natürliche Ansprüche auf seine Freundschaft machen, und die Wichtigkeit des Handels mit demselben entging nicht dem Scharfblick der großen Kaiserin Katharina. Sobald sie nämlich erfahren hatte, daß sich ein japanischer Kaufmann, Namens Kodai, nebst einigen andern Personen, die vor mehreren Jahren auf den Kurilischen Inseln scheiterten, in Sibirien aufhalte, ergriff sie die Gelegenheit, um diese Fremdlinge den Werth der Gastfreundschaft Rußlands in hohem Grade fühlen zu lassen. Kodai wurde auf ihre Kosten nach St. Petersburg gebracht, und nachdem sie ihm alle Pracht und Schätze der Hauptstadt und ihres damals sehr glänzenden Hofes gezeigt, ihn mit Eh-



C. Haldenwang sculp.

renbezeugungen und Wohlthaten aller Art überhäuft hatte, bot sie ihm ein Schiff an, um nach seinem Vaterland zurückzukehren. Hierauf reiste er nach Ochotsk und wurde 1792 von einem Seeofficier, Adam Laxmann, Sohn des bekannten Naturforschers, nach Atkis, einem Hafen an der Nordostküste von Matmai, gebracht. Der Generalgouverneur von Sibiren schickte durch Laxmann einen Brief an den Kaiser von Japan, in welchem er, im Namen seiner großen Kaiserin, die Ursache der Reise bekannt machte, und um fernere nachbarliche Freundschaft und Anknüpfung eines Handelsverkehrs zwischen beiden Nationen bath, zugleich auch einige Geschenke, von nicht sehr großem Werth, mitschickte, um sie in Jedo, der Hauptstadt Japans, dem Kaiser zu überreichen.

Kodai, der vielen Geist und Fassungskraft besaß, hatte während seines Aufenthalts in Rußland die Landessprache erlernt, und verwandte sich, theils aus Dankbarkeit, theils auch vielleicht aus eignem Interesse, für Rußlands Handelsangelegenheit und diente während des Aufenthalts in Atkis als Dollmetscher. Nach Verlauf von einigen Monaten erhielt Laxmann anstatt eines Briefes oder einer Antwort an die Kaiserin oder an den Generalgouverneur eine Art von Instruktion, welche ungefähr folgenden Inhalts war:

„Daß von den ältesten Zeiten bis jetzt das Gesetz im japanischen Reich unerschüttert geblieben sey, und niemals eine Veränderung desselben Statt finden könne; daß er (Laxmann) aus seinem Reiche mit den ihm Anvertrauten, durch Zufall vom Sturm an fremden Küsten verschlagenen Leuten, aus Unwissenheit, nicht in Nangasaki, sondern an einem ungewöhnlichen Orte des japanischen Reichs angekommen sey, wo es fremden Schiffen nicht erlaubt wäre einzulaufen, und daß dieses noch niemals in Japan Statt gefunden hätte.“

„Es sey Gesetz, daß alle ankommende Schiffe, und wenn ihrer auch noch so viele wären, sogleich mit Arrest belegt würden; dieses um so viel mehr wenn sie bewaffnet seyen.“

„Seit den ältesten Zeiten kämen die Holländer, als eine mit ihnen in beständiger Freundschaft stehende Nation, mit ihren Schiffen zwar nach dem Hafen

von Nangasaki, aber nicht nach dem Innern des Reichs, und Er habe es gewagt, mit den ihm anvertrauten Japanern, ohne irgend die geringste Bekanntschaft mit Japan zu haben, auf einem bewaffneten Schiffe, einzulaufen."

„Die Folge hiervon müßte seyn, ihm auf ewige Zeiten die Rückkehr in sein Vaterland zu verwehren; als Fremdling aber, der nicht wisse, was ihren Gesetzen besonders entgegen sey, und als solcher, der keine gesetzwidrige Handlungen habe ausüben wollen, sey ihm die Rückkehr nicht versagt; dieses geschähe besonders aus Rücksicht gegen die ihm von seiner Regierung anvertrauten Unterthanen ihres Reiches, und wegen der Sorgfalt und Mühe mit welcher er seinen Auftrag vollzogen habe, so wie auch wegen seiner Unkunde in den Landesgesetzen."

„Ihn zurückkehren zu lassen, sey verzeihlich, doch gestatte man dieses bloß unter der Bedingung, künftig nicht in einen verbotenen Hafen einzulaufen."

„Da Japan nie mit Rußland in freundschaftlicher Verbindung gestanden habe, und folglich keine Kenntniß von dem Grad der Würde des russischen Reichs besitze, und man durch Uebersetzung einzelner Perioden oder eines Briefes, die Größe oder Kleinheit desselben nicht beurtheilen könne, auch nicht wisse, welche Sitten und Gebräuche in Rußland herrschten, so wäre es ihnen auch unbekannt, in wie fern die Begriffe von Ehrerbietung oder Verachtung beider Reiche mit einander übereinstimmten" *).

„Aus diesem Grunde, und wegen der unvollkommnen Kenntniß, könne man auch den von Rußland übersandten Brief, obgleich er empfangen worden

*) Hier spielt das japanische Gouvernement darauf an, daß es nicht erlaubt, und äußerst unschicklich sey, an den Kaiser von Japan geschrieben zu haben; dieses Gesetz hat man dazumal mündlich oder gar schriftlich, und nachdrücklich dem Lieut. Laxmann eingeschärft. Nach den japanischen Gebräuchen kann und darf Niemand, und wenn es der erste Kaiser der Welt wäre, direkt an den Kaiser von Japan schreiben. Der Minister einer fremden Macht muß sich an den Gouverneur in Nangasaki wenden, und dieser stattet dem Minister des Japanischen Alleinherrschers seinen Bericht ab. Daß der Generalgouverneur von Sibirien direkt an den Kaiser von Japan geschreiben, ist also offenbar Hochverrath und crimen laesae majestatis.

sey, nicht anders beantworten, als durch die Annahme, der durch Zufall dahin verschlagenen Leute, um derentwillen er geschrieben sey. — Fernere Unterredungen in diesem Betreff wünsche man nicht."

„Was die Rücksprache einer in der Folge zu stiftenden Freundschaft beträfe, so könne sie nicht in diesem Hafen (Atkis) genommen werden, und eben so wenig sey es erlaubt, nach der Hauptstadt Jedo zu kommen."

„Handelsleute von anderen Nationen dürften, nach einmal verabredeter freundschaftlicher Verbindung, bloß allein an den ihnen angewiesenen Orten handeln."

„Uebrigens sey es Gesetz, alle mit Gewalt ankommende Schiffe, es möchte auch seyn in welchem Hafen oder Landungsplatz es wolle, mit der größten Strenge zu behandeln, sich in keine Unterredung mit ihnen einzulassen, und weder Ausreden noch Entschuldigungen von ihnen anzunehmen. rc."

Im letzten Punkt dieser Instruktion ist gesagt:

„Nach dem Hafen von Nangasaki ist es gestattet, mit Vorweisung der Euch (Laxmann) von uns gegebenen Erlaubniß zu kommen; allein ohne diese vorzuzeigen, ist es auch dorten verboten einzulaufen."

Diese Erlaubniß lautete ungefähr folgender Maßen:

„Es ist einem Schiff des großen russischen Reichs der Zugang zum Hafen von Nangasaki vergönnt, nachdem wir schon erklärt haben, daß es fremden Schiffen schlechterdings verboten ist, an andern Orten zu landen; auch wiederholen wir die Nichtduldung des christlichen Glaubens in unserm Reiche, und machen es folglich zur Bedingung, während des Aufenthalts bey uns keinen Gottesdienst zu halten, und im Fall irgend eine Verabredung für die Zukunft getroffen werden sollte, unsern Gesetzen, laut der von uns erhaltenen Vorschrift, nicht zuwider zu handeln. Zur Befolgung dieses übergeben wir die gehörigen Akten dem Adam Laxmann.

Die kriegerischen Verhältnisse in Europa waren wohl die Hauptursache, warum viele Jahre verstrichen, ohne daß man auf diese von Japan erhaltene Erlaubniß besondere Rücksicht nehmen, oder ein Schiff dahin ausrüsten wollte.

Es war der glorreichen Regierung unseres gnädigsten Monarchen Alexander I., und den Bemühungen seines würdigen Ministers, Grafen von Romanzoff vorbehalten, eine Entdeckungsreise um die Welt zu veranstalten, und eine Gesandtschaft nach Japan hiermit zu verbinden. Man hatte Ursache den glücklichen Erfolg der letztern um desto eher zu erwarten, da man von der guten Stimmung der Japaner überzeugt, den Erlaubnißschein, in Nangasaki einlaufen zu dürfen, besaß; außerdem scheiterte im Jahr 1796, folglich wenige Jahre nach der Rückkunft des Laxmann, ein anderes großes japanisches Fahrzeug an den aleutischen Inseln, und nun hatte man einen neuen Vorwand, dem Mutterlande seine dem Sturm entrissene Unterthanen wieder zuzuführen *).

Zum Gesandten wählte man den Herrn von Resanoff, den man mit kostbaren, in Kunst- und Manufakturprodukten aller Art bestehenden Geschenken versah.

Auf diese Art ausgerüstet, verließen wir in froher Erwartung am 7ten September den St. Peter und Paulshafen, um nach Nangasaki zu segeln.

Während der ersten Tage unserer Reise hatten wir ziemlich günstiges Wetter; am Morgen des 11ten aber erhob sich ein starker Ostwind, der Nachmittags gegen zwei Uhr schon in einen völligen Sturm übergegangen war, und die ganze Nacht durch tobte. Die Wellen thürmten sich höher als wir es bisher auf unserer ganzen Reise, selbst beym Cap Horn nicht ausgenommen, beobachtet hatten. Erst am folgenden Morgen, (den 12ten Sept.) legte sich der Wind,

*) Diese Japaner, welche einige Jahre in Irkutsk lebten, wurden bey Gelegenheit dieser Expedition nach St. Petersburg gebracht und gastfreundlich aufgenommen. Nachdem sie mit Geld, Kleiduugsstücken und Uhren beschenkt waren, so stellte man es allen denen, welche die christliche Religion noch nicht angenommen hatten, frei, nach ihrem Vaterlande zurückzukehren oder in Rußland zu bleiben; von fünfzehn entschlossen sich fünf zur Rückreise, die übrigen kehrten aus freien Stücken nach Irkutsk, der Hauptstadt Sibiriens, zurück. Einer derselben, Nicolaus Kolotichin, ist jetzt bey dem dortigen Gymnasium, Professor der japanischen Sprache, in der er sechs bis acht junge Leute unterrichtet, die ebenfalls als Schüler desselben besoldet werden.

und zwar plötzlich, so daß das Schiff, gleich einem Kork, von den höchst irregulären, zusammenschlagenden Wellen, und der unruhigen See sehr unsanft umhergeschleudert wurde, und das Schwanken desselben uns alle nicht wenig ermüdete. Wir glaubten noch keinen stärkern Sturm, seit unserer Abreise von Europa, erlebt zu haben und ungeachtet das Schiff in Kamtschatka sorgfältig war kalfatert worden, so leckte es doch nun so sehr, daß die Pumpen in beständiger Bewegung erhalten werden mußten.

Es stürzte eine Scheidewand in die Cajüte, und das Kamin zusammen; ein beständiger Nebel, feiner Regen, und das durch die Fugen eindringende Wasser verhinderte die nassen Bücher, Papiere und Kleidungsstücke zu trocknen, welches unsere unangenehme Lage noch um ein beträchtliches vermehrte. Kleine Landvögel und Wallfische sahen wir nun beynahe täglich in großer Menge.

Am 15ten, als wir uns um Mittag in 39° 57′ N. und 208° 7′ 30″ W. befanden, änderte sich zu unserm Trost das Wetter, und wir fühlten eine merkliche Veränderung des Klima's. Statt der nassen und feuchten Nebel hatten wir nun heitere trockene Tage und warme mondhelle Nächte; das Thermometer, welches vorher selten über 10° Wärme zeigte, stieg bis auf 18°, und ein unveränderlich frischer und günstiger NO. Wind, der am 17ten mit heftigem Regen begleitet war, beförderte unsere Fahrt so sehr, daß wir alle Furcht, in einer so weit vorgerückten Jahreszeit das berüchtigte Sturmmeer zu beschiffen, schwinden ließen, und selten weniger als 8 bis 9 Meilen in einer Stunde liefen.

Nach der Angabe verschiedener Karten befanden wir uns nun in der Nachbarschaft der Insel Vulcano, deren Daseyn und Lage Capt. v. Krusenstern zu berichtigen sich bemühte. Zufolge seiner Untersuchungen kann man mit Gewißheit behaupten, daß sich die vorgebliche Insel Vulcano, die im 37° N. und 214° W. angegeben wird, so wie die Islas nuevas del anno 1716, Islas del anno 1664 und Penia de los Picos, und andere, welche in dieser Nachbarschaft liegen sollten, wenn sie auch wirklich existiren, doch wenigstens nicht an dem Ort befinden, wo man ihnen bisher auf den Karten eine Stelle angewiesen hat.

Alte Irrthümer zu verbessern, und das Nichtdaseyn von angeblichen Inseln zu beweisen, ist für den Geographen eben so wichtig, als neue zu entdecken.

Am 27ten September wurde der Krönungstag Sr. Kais. Majestät Alexander I., unseres vielgeliebten Monarchen, in diesen, von der Hauptstadt seines Reichs so weit entfernten Regionen, gefeiert. Der Gesandte, der seine Muttersprache mit allen Blumen in seiner Gewalt hatte, hielt bey dieser Gelegenheit, auf dem Verdeck an die Schiffsgesellschaft, eine feierliche Rede, von welcher ich, als ein Beweis, wie schön v. Resanoff sprechen konnte, kein Bedenken trage, hier eine Uebersetzung einzurücken, ob sie gleich viel von der Kraft der Originalsprache verloren hat.

„Russen!"

„Auf einer Reise um die Welt, sehen wir uns endlich in den japanischen Gewässern!"

„Vaterlandsliebe — Würde — Geschicklichkeit — Trotz den Gefahren — Beharrlichkeit — Subordination — wechselseitige Achtung — Sanftmuth; — dies sind die Charakterzüge, wodurch sich der russische Seemann auszeichnet; dies die Tugenden, welche dem Russen, im Allgemeinen, eigen sind!"

„Ihr (an die Seeofficiere) geprüfte Führer der Hoffnung *) habt Euch die Erkenntlichkeit Eurer Mitbürger erworben; Ihr habt schon den Ruhm erreicht, den Euch selbst Eifersucht niemals zu rauben im Stande ist!"

„Euch (an die Gesandtschafts-Kavaliere und an die Gelehrten) meinen würdigen Gehülfen und Gefährten, bleibt noch die Ausführung eben so glänzender Thaten, und die Entdeckung neuer Quellen von Reichthümern und Kenntnissen übrig. — Und Ihr (an die Matrosen) beherzte Kinder des Seedienstes! freut Euch hoch, des glücklichen Erfolgs Eurer eifrigen Mitwirkung!"

„Schon längst haben wir unsere Herzen und Seelen vereinigt, um den Willen unseres Monarchen, der uns gesandt hat, eines Monarchen den wir ver-

*) Nadeshda, d. h. Hoffnung, war der Name unseres Schiffes.

ehren, zu erfüllen, und nun soll die Erkenntlichkeit gegen diesen erhabenen Beherrscher alle unsere Empfindungen beleben."

„Der heutige Tag ist feierlich, allen Söhnen des Vaterlandes; feierlicher aber ist er uns, die wir bis zu den Grenzen des japanischen Reichs vorgedrungen sind, und die glorreiche russische Flagge zum erstenmal in den Gewässern von Nangasaki wehen lassen."

„Als Bevollmächtigter unseres allergnädigsten Kaisers und als Zeuge Eurer großen Ausführung, war es mir eben so schmeichelhaft die Sorgen und Gefahren mit Euch getheilt zu haben, als es mir jetzo erfreulich ist, Euch feierlich die Erkenntlichkeit zu bezeugen, welche Eurer alle im Schoos unseres theuern Vaterlandes wartet."

„Ich feiere das Krönungsfest Alexanders I. in den japanischen Gewässern, und mache es Euch auf immer, zu Folge Eurer Verdienste, denkwürdig. — Hier habt Ihr das Bildniß Eures großen Kaisers, schmückt Euch hiermit, als mit einer Zierde, die sich nur durch viele Mühe und Eifer erwerben läßt. — Erinnert Euch dabey jeden Augenblick, daß Euch dies noch mehr verpflichtet, streng den Tugenden getreu zu bleiben, auf welche Eure Voreltern stolz waren; und auf den hohen Stufen des Ruhms segnet die Zeiten, in welchen die Verdienste, selbst des kleinsten Unterthans in den entferntesten Gegenden der Welt, niemals vor dem Throne des gerechten Monarchen unbelohnt bleiben."

Hierauf zierte v. Resanoff alle Matrosen mit einer Medaille, die auf das Krönungsfest Sr. Kaiserlichen Majestät geschlagen, und mit dem Bildniß desselben versehen war. Der Himmel begünstigte durch Windstille und heiteres Wetter diese Ceremonie.

Bey einer frohen Tafel wurde auf die Gesundheit unseres huldreichen Kaisers getrunken, und bey dieser Gelegenheit ertönte zum erstenmal in den japanischen Meeren, der Donner der russischen Kanonen.

Die Hitze war drückend, und von der unter dem Aequator wenig oder gar nicht verschieden.

Am 28ten sahen wir endlich zum erstenmal die Küste von Japan in einer Entfernung von etwa 36 Meilen. Der Wind erhob sich gegen Abend etwas mehr, so daß wir uns derselben nähern konnten. Das vor uns liegende Vorgebirg, welches nach der genausten Bestimmung in 32° 38′ 30″ N. und 226° 43′ 15″ W. liegt, scheint die Südspitze von Sikoff zu seyn *). Widrige Winde und bewölkter Himmel mit starken Regengüssen, hielten uns ab, dem Lande näher zu kommen.

Capt. v. Krusenstern, dieser vortreffliche Nautiker und Geograph, beschäftigte sich nun stündlich mit der genauen Bestimmung dieser so unbekannten und kaum von Europäischen Schiffen besuchten Gegend. Seine Beschreibung und der Zuwachs für die nähere geographische Kenntniß von Japan, sind so wichtig, daß man diesen Theil seines Werkes, nicht ohne das größte Interesse studiren kann. — Die Arrowsmithschen Karten, welche als die besten bekannt sind, fanden wir hier sehr mangelhaft und unzureichend.

Den 29ten bey Tagesanbruch erblickten wir wieder Land; diese Freude dauerte aber nicht lange, weil ein trüber Horizont, die bald erfolgenden Regengüsse und ein heftiger NO. die Nachbarschaft der unbekannten Küste so gefährlich machte, daß es Capt. v. Krusenstern für zweckmäßiger hielt, sich soviel als möglich davon zu entfernen, und die Nacht über beyzulegen. Bald darauf entstand ungestüme Witterung und Sturm, der beynahe an 24 Stunden anhielt, und erst am 30ten Nachmittags etwas gelinder wurde, worauf die Sonne, zum erstenmal wieder nach mehreren Tagen, durchblickte. Seit drei Tagen hatte es beynahe beständig geregnet und gestürmt, folglich hatten wir Ursache, am 1ten Oktober Morgens, als sich der Wind etwas legte, einer Veränderung des Wetters entgegen zu sehen. Um Mittag klärte es sich auf, durch einen Son-

---

*) Japanisch heißt dies Vorgebirg Scheissui-saki, d. h. das klare Wasser Vorgebirg. J. v. Klaproth.

nenblick erfreut, beobachteten wir 31° 07′ N. und 227° 40′ W. und richteten unsern Lauf wieder westlich, um Land zu gewinnen.

Ungewöhnlich hohe Wellen aus SO. und beständiges Fallen des Barometers, das um Mittag 29 3½ Zoll beobachtet wurde, gaben uns wenig Hoffnung zu gutem Wetter. Capt. v. Krusenstern richtete daher den Lauf des Schiffes wieder nach Süden, und setzte so viele Segel bey, als das Schiff tragen konnte, um sich vom Land zu entfernen. Ein Umstand und eine Vorsicht, denen wir, wie die Folge zeigt, wahrscheinlich unsere Erhaltung zu verdanken hatten.

Kurz nach Mittag gingen große Veränderungen in der Atmosphäre vor *). Das Barometer fiel merklich, der Südostwind wurde allmählig stärker und hatte um 1 Uhr so sehr zugenommen, daß wir nicht ohne die größte Anstrengung und Gefahr die Mars- und Untersegel einnehmen konnten, indem alle Stricke, obgleich die meisten neu waren, von der Gewalt des Windes zerrissen wurden. Mit unerschrockenem Muth trotzten die Matrosen der augenscheinlichen Gefahr, banden die Segel zusammen, und ließen die obern Masten herunter. Bis gegen 3 Uhr konnten die Sturmsegel allein getragen werden, dann aber wurden feste Stricke und neue Segel von dem allgewaltigen Sturme, dessen Wuth grenzenlos zunahm, zerrissen, und in wenig Sekunden als ein Raub seines Ungestümes zerschleudert. Das Barometer stand 28″ 3‴.

Die Wellen rollten in fürchterlichen Massen, und die mit einer Pfeilschnelle ganz nah über uns hinströmenden, schwarzgrauen Wolken, verdunkelten die erbleichte und gefahrdrohende Sonne, so daß wir gegen 4½ Uhr in eine tiefe schreckliche Nacht eingehüllt waren.

Das Steuerruder war schon längst angebunden und ohne Führer; selbst nur ein doppelt gerefftes Sturmbesansegel zu setzen, war völlig unmöglich, und als

*) Hier folgt die kurze Beschreibung eines beynahe niemals beobachteten Orcans. Um etwas vollständiger zu seyn, hielt ich es für zweckmäßig, mehrere Bemerkungen aus v. Krusensterns Reise mit den meinigen zu verbinden.

ein Spiel der regellos empörten Wogen, nahten wir der drohenden Gefahr. In jedem Augenblick mußten wir befürchten die knarrenden Masten über Bord gehen zu sehen; alle Beile waren zur Hand gelegt, um sogleich die Wanden zu kappen, und jeder Wellenschlag schien unserm Daseyn ein Ende machen zu wollen. Der Wind sauste gräßlich durch die Thaue, die Bewegung des Schiffes war stärker als jemals, das Wasser stürzte von allen Seiten in das Schiff, und das unaufhörliche Pumpen ermüdete die Mannschaft nicht wenig.

Das Barometer war noch immer im Sinken, und das Quecksilber verschwand, nach fünf Uhr, ganz unter die Scale, die auf 27″ 6‴ eingetheilt war. Anfänglich kam es bey den höchsten und stärksten Schwingungen, die etwa 4 bis 5 Linien über und unter dem Mittel betragen konnten, noch zuweilen zum Vorschein, bald aber hörte auch dieser Trost auf, und selbst bey den größten Bewegungen sah man kein Quecksilber mehr, so daß man den niedrigsten Stand desselben, ohne zu viel behaupten zu wollen, dreist auf 27″ und vielleicht noch niedriger, annehmen kann. Während dieser Zeit war das Toben des Orcans über alle Beschreibung fürchterlich; die ganze Natur schien in Empörung und Aufruhr; kurz es lassen sich keine Worte finden, um diese Scene mit Nachdruck beschreiben zu können. — Officiere und Mannschaft waren in der größten Thätigkeit, um dem, jeden Augenblick dem Schiff zustossenden Schaden, zu steuern. Große Gewehrkasten schwammen auf dem Verdeck. Des Polterns und Lärmens war kein Ende; das Sprachrohr konnte kaum auf drei Schritte gehört werden, und allenthalben tummelte man sich mit Laternen umher. Das Schiff konnte kaum der mächtigen Gewalt der Elemente widerstehen; die ungestüme See war mit dem Himmel vereinigt, und man konnte keine Grenze zwischen Luft, Wolken und Wasser bestimmen. Eine ungeheure Welle nach der andern bedeckte das Schiff und schien es in eben den Abgrund zu versenken, aus dem sie emporstieg. Alle Geräthschaften lagen zertrümmert und zerstreut, die Seitenböden des Schiffes flogen ab, die Kanonen auf der Schanze berührten das Wasser, und Trost der Erhaltung, oder Hoffnung des Lebens mußte vollends bey dem

Gedanken verschwinden, daß wir jede Stunde dem Lande um drei englische Meilen näher getrieben würden, und daß wir bey anhaltendem Sturm in kurzer Zeit ohne Rettung an der nahen Küste scheitern müßten.

Einer schien dem andern ein Lebewohl zu sagen, und sich dem, der alles lenkt, anzuvertrauen.

Nach 8 Uhr, als die Wuth des Orcans aufs höchste gestiegen war, entstand auf einmal eine plötzliche Windstille von etwa 5 Minuten, diese wurde benutzt, um ein gerefftes Sturmsegel am Besanmast aufzuspannen; es war aber noch nicht einmal ganz aufgezogen, als der Wind wieder eben so heftig, statt aus O. S. O., von W. S. W. tobte. Bey dieser plötzlichen Veränderung schlug eine ungeheure Welle in das Hintertheil des Schiffes, riß die Gallerie auf der linken Seite weg, durchbrach die doppelte Seitenwand in der Cajüte des Capitäns und überschwemmte sie dermaßen, daß sie drei Fuß tief mit Wasser angefüllt war. Kostbare Bücher, Stühle, Tische, Landkarten, nach Japan bestimmte Geschenke, mathematische Instrumente, Kleidungen, alles schwamm in der Cajüte umher und gab einen Vorschmack des baldigen Untergangs. Man sprach zwar den Matrosen Muth ein, das Leck nach Möglichkeit zu verstopfen, aber es war keiner der anders dachte als: Es ist ja doch umsonst! — Wir sind ja dennoch verloren!

Durch die plötzliche und unerwartete Veränderung des Windes, der nun gerade aus dem entgegengesetzten Punkte mit gleicher Heftigkeit wüthete, schienen wir zwar von der Gefahr an der Küste zu scheitern befreit: allein die Gewalt des Orcans sprach uns doch noch immer das Todesurtheil zu.

Es hauste noch fürchterlich durch die Wanden, die Masten zitterten und knarrten noch immer, und die schäumenden Fluthen überschwemmten auch jetzt noch das Schiff, als wir nach zehn Uhr zu unserer nicht geringen Freude bey den höchsten Schwingungen das Quecksilber im Barometer wieder zum Vorschein kommen sahen.

Jedes Aufglimmen der erlöschenden Lebenslampe ist Hoffnung, und gleich der Ankunft eines alten Freundes, dessen Gegenwart uns schon Trost gewährt, sahen

wir der Wiederkehr des Quecksilbers entgegen. Es war das sicherste Kennzeichen der sich mäßigenden Wuth des innerfortdauernden Sturmes, der sich dann wirklich auch gegen 12 Uhr zu besänftigen anfing. Kaum hatten wir die hoffnungsvolle Veränderung des Barometers bemerkt, als dieser einzige Tröster, den wir hatten, durch einen heftigen Stoß zertrümmert wurde *); dieser Verlust hinderte uns, das Steigen desselben mit der Abnahme des Sturmes gehörig vergleichen zu können. Die ungestüme See wurde nun nach und nach wieder ruhiger, und die Todesangst, die jeder einzelne empfunden hatte, verschwand mit der Heftigkeit des Windes.

Alle wurden am frühen Morgen durch die Majestät der Sonne entzückt. Schöner als uns erschien niemals einem Sterblichen der goldstrahlende wiederkehrende Gott, der sich jetzt mit aller Pracht seines Glanzes am weit ausgedehnten Horizont erhob. Die wohlthätigen und erquickenden Strahlen entflammten uns zu dem innigsten Dankgefühl für unsere Erhaltung, zu dem einstimmigen Ausruf:

Herr deine Werke sind groß!

Das Schiff hatte eigentlich nicht so viel gelitten, als man vermuthen sollte, das Tauwerk aber erforderte viele Ausbesserung und die Habseligkeiten eines jenen einzelnen waren mehr oder weniger beschädigt. Ein Menge von Geräthschaften waren zerschlagen. Kleidungen, Prachtwerke, Seekarten und Papiere von Wichtigkeit, waren von Wasser durchdrungen; mehrere Geschenke an den Japanischen Kaiser, und sogar das in doppeltem Kasten befindliche Creditiv, war durchnäßt,. Instrumente und Gewehre beschädigt, die kostbaren draps d'or, Sammt und Seidenstoffe mußten getrocknet werden, und kaum war ein Pläzchen auf dem Verdeck zu finden, das nicht benutzt wurde, um sich bey den wärmenden Strahlen der Sonne zu erquicken und seine Habseligkeiten dabey zu trocknen.

---

*) Dr. Horner benutzte die erste Gelegenheit, um diesen wichtigen Verlust, durch eine schon fertige Röhre, die man aus Vorsicht von England mitgenommen hatte, zu ersetzen.

Erst gegen Mittag den 22ten konnten die Segel wieder gesetzt werden. — Der Wind wehte gelinde aus West und wir steuerten Nord. Gegen Abend bekamen wir in W. N. W. und in einer Entfernung von etwa 45 Seemeilen Land zu sehen. Am 3ten Nachmittags hatten wir uns der japanischen Küste von Kiusiu etwa auf 15 bis 20 Meilen genähert. Ein hohes Vorgebirg im 32° 14′ 15″ N. und 228° 18′ 30″ W. nannte Capt. v. Krusenstern Cap Tschirikoff, ein anderes, das mehr südlich und im 31° 51′ 00″ N. und 228° 33′ 30″ W. liegt, Cap Cochrane *).

Das nahe Land schien fruchtbar, und gewährte abwechselnde reizende Ansichten. Bey Einbruch der Nacht sah man längst der Küste eine Menge einzelner Feuer, in nicht sehr großer Entfernung von einander; wir hielten dies für Signale und fanden unsere Muthmaßung bey unserer Ankunft in Nangasaki bestätigt.

Am 4ten passirten wir die van Diemens Straße. Die wichtige geographische Untersuchung und Bestimmung dieses Theils der südlichen Küste von Japan, findet man in Capt. v. Krusensterns vortrefflichem Werke ausführlich beschrieben, und durch Karten erläutert. — Wir verfolgten die südlichen Ufer der Provinzen Oosumi und Satzuma und kamen zuweilen dem Lande so nahe, daß wir Gebäude und Einwohner unterscheiden konnten. Von einer Menge kleiner Fahrzeuge und Fischerböte, wagte es keines, unserem Schiffe nahe zu kommen, ungeachtet ihnen unsere Japaner öfters laut genug zuriefen, um gehört werden zu können.

Die Südostseite von Satzuma both besonders reizende Gegenden dar, schien sehr gut bebaut und ausserordentlich zahlreich bevölkert zu seyn. Wir bekamen eine hohe Idee von der Betriebsamkeit und der Kultur der Japaner; denn die nahen Küsten ließen in dieser Absicht nichts zu wünschen übrig. Die Berge waren terrassenweise bis zum obersten Gipfel angebaut, und Alleen von hohen schat-

*) Beide liegen in der japanischen Provinz Fiun'ga, das letztere führt in der Landessprache den Namen Unossiro. J. v. Klaproth.

tenreichen Bäumen gaben der fruchtbaren Landschaft ein ungemein freundliches Ansehen. Den 6ten kamen wir in eine geräumige Bay. Windstille und eine Menge Felsen und Inseln, die wir am westlichen Horizont gewahr wurden, bewegten uns, den Versuch einer Durchfahrt aufzugeben. Wir kehrten also nach Süden zurück, und umschifften die Insel Meac-Sima.

Eine große Menge Fahrzeuge, die wir in dieser Bay gewahr wurden, vermieden auf das sorgfältigste, zu Folge des japanischen Gesetzes, unserm Schiffe nahe zu kommen, oder sich mit uns in eine Unterredung einzulassen.

Am 7ten steuerten wir nach Norden. Schon am frühen Morgen sahen wir die Goto-Inseln *). Nachmittags hatten wir uns der südwestlichsten Küste derselben bis auf drei Meilen genähert, sie both keine so waldreiche Gegenden dar wie die von Satzuma, indeß war sie im höchsten Grad kultivirt, so daß man kein unbebautes Stückchen Land bemerken konnte. Diese südwestliche Spitze liegt 32° 34′ 50″ N. und 231° 16′ 00″ W. In der Nacht erlaubte uns der Wind nach Nordost zu steuern, und am frühen Morgen, den 8ten Oktober, erblickten wir die Gebirge und den Theil von Kiusiu, in dessen Nachbarschaft sich der längst gewünschte Hafen von Nangasaki befindet. — Wir sahen bey Tagesanbruch ein Fischerbot, und luden es zu uns ein; die darin befindlichen Fischer waren nackend, und hatten nur um den Kopf und die Hüften eine Binde. Dieses thun sie um ihre Kleider, die sie ausgezogen haben, nicht zu verderben. Sie kamen, Troß des Verbotes, an unser Schiff, tranken Branntwein, den man ihnen gab, und sagten uns, daß man schon seit vier Tagen durch Nachtfeuer in Nangasaki die Nachricht von der Nähe eines dreimastigen Schiffes erhalten habe, daß auf dem nächsten Berge, beym Eingang in den Hafen, eine Observationswache ausgestellt worden, und daß sich dermalen zwei holländische Schiffe in

*) Go-to bedeutet in dem verdorbenen, in Japan gewöhnlichen chinesischen Dialekt, die fünf Inseln, und in der That besteht diese Gruppe aus fünf großen und vielen kleinen Inseln, denn die nordwestlich davon gelegene Firando wird nicht mit dazu gerechnet. J. v. Klaproth.

Nangasaki befänden, die im Juli daselbst angekommen seyen; — hierauf zeigten sie uns die Richtung, die wir nach dem Hafen nehmen mußten. Mit einem schwachen Wind rückten wir langsam vorwärts, und befanden uns gegen 1 Uhr in der Nachbarschaft der Mündung des Hafens. Bald nach einem gegebenen Signal, kam ein kleines Fahrzeug, dessen Flaggen weiß mit einem blauen Querstreif und mit verschiedenen japanischen Charakteren gezeichnet war. Zwei Officiere, welche auf diesem Bot waren, weigerten sich zu uns an Bord zu kommen; verlangten aber unsere Japaner zu sich auf ihr Fahrzeug, und erkundigten sich nach den kleinsten Umständen. Sie hatten ein freies offenes Gesicht, und schienen uns mit Freundschaft und Höflichkeit zu empfangen. Sie fragten unter andern: Wer wir seyen? — Wo wir herkämen? — In welcher Absicht? — Ob die Gesandtschaft bloß nach Japan bestimmt sey? — Ob, und wie viel Geschütz, Ober- und Untergewehr wir an Bord hätten? — Wie lange wir unter Weges gewesen, und welchen Ort wir zuletzt verlassen hätten? — Unter welcher Flagge wir führen? rc. Sie forderten den Erlaubnißschein, kopierten ihn und fragten: Warum wir erst nach zwölf Jahren Gebrauch davon machten? Da es ihnen sehr wohl bekannt sey, daß man vier Jahr lang, nach gegebner Erlaubniß, diese im ganzen japanischen Reiche bekannt gemacht, und die Ankunft eines russischen Schiffes erwartet habe, daß noch jetzo einer von jenen mit Laxmann zurückgekommenen Japanern in Nangasaki lebe *), der bey Ankunft der Russen als Dolmetscher dienen sollte.

Die Hauptuntersuchung ging endlich dahin, sich von der Wahrheit zu überzeugen, ob wir auch wirklich Russen seyen; in dieser Absicht verlangten sie beym Weggehen ein in russischer Sprache geschriebenes Billet, weß Inhalts es auch seyn möchte. — Gegen zwei Uhr segelten wir, mit einem sehr schwachen Winde, auf die vor Nangasaki gelegene Bucht. Zwischen 5 und 6 Uhr kam ein anderes Bot mit zwei Officieren, um uns auf Befehl des Gouverneurs einen Ankerplatz

*) Diese Aussage fanden wir in der Folge nicht bestätigt.

anzuzeigen. Es blieb so lange bey uns, bis wir gegen 6 Uhr Abends, im Eingang der Bay von Nangasaki, mit 33 Faden, in der Nachbarschaft des Papenbergs, der Insel Iwo-Sima, und des Caps Facunda, in der Entfernung von ¾ Meilen vom nächsten Lande, den Anker fallen ließen.

Die von dem Gouverneur geschickten Officiere wollten uns nicht eher verlassen, als bis wir ihnen einen schriftlichen Beweis gegeben, daß sie den ihnen aufgetragenen Befehl befolgt, und uns den Ankerplatz angezeigt hätten. Auf die Vorstellung, daß man nur in russischer Sprache schreiben könnte, versicherten sie, so wie die ersten, daß sich Personen in Nangasaki fänden, welche der russischen Sprache mächtig seyen *).

*) Entweder standen sie bloß im Wahn, als wenn die von Lieut. Laxmann gebrachten Japaner noch in Nangasaki lebten, oder man wollte uns in der Folge den Aufenthalt derselben verheimlichen.

Zehntes Kapitel.

Aufenthalt in Japan.

Rhede vor dem Hafen von Nangasaki. Ankerplatz vor dem Papenberg. Veränderung des Ankerplatzes. Ereignisse daselbst vom 8ten bis zum 17ten Oktober.

Die Wichtigkeit und Seltenheit eines sechsmonatlichen Aufenthaltes der Russen in Japan wird mich, wenigstens bey vielen, entschuldigen, wenn ich hin und wieder etwas umständlicher, selbst der geringfügigsten Kleinigkeit Erwähnung thue. Mag es immerhin manchen langweilig scheinen, so bin ich doch überzeugt, daß einzelne ein großes Interesse darin finden, den Geist dieser uns so fremden Nation, durch einen oder den andern unbedeutend scheinenden Nebenumstand näher kennen zu lernen. — So sehr ich auch fühle, wie unangenehm es ist, durch eine langweilige Lectüre eingeschläfert zu werden, und so gern ich auch öftere Wiederholungen vermeiden wollte, so bin ich doch durch die Lage der Dinge genöthigt, sie zu machen, und kann dem Leser nur den einzigen Trost geben, daß er nach Willkühr in wenig Stunden die Resultate durchblättern oder überschlagen kann, welche wir in sechs Monaten zu sammeln gezwungen waren.

Kaum lagen wir gegen 7 Uhr, den 8ten Oktober, vor Anker, so erschienen, eben so wie vorher, noch mehrere Officiere, die uns immer wieder von neuem, und jedesmal dasselbe, ausfragten.

Es wurde Nacht, und an 20 große und kleine Fahrzeuge, die wir für nichts anders als Wachtböte halten konnten, postirten sich in der Entfernung, von 50 bis 100 Schritten um unser Schiff. Eines nach dem andern zog eine

papierne, melonenförmige, zum Theil bunte Laterne auf, welche, da ihrer sehr viele waren, einen überaus guten Effekt machten.

Gegen 10 Uhr, bemerkte man eine Menge Fahrzeuge, jedes mit einer Laterne versehen auf uns zurudern, eins derselben zeichnete sich durch Schönheit und Größe, so wie auch durch zwei hellerleuchtete, mit transparenten Wappen gezierten Laternen, vor allen, die wir bisher gesehen hatten, aus.

Anfänglich gab man vor, es käme der Gouverneur von Nangasaki, bald nachher aber hörten wir, daß es ein Mann von Ansehen sey, der im Namen und auf Befehl des Gouverneurs, nebst dessen Secretär, uns bewillkommen sollte, und dazu um unsere Erlaubniß ersuche. Nachdem ihm diese bewilligt worden, so kamen einige Officianten und holländische Dolmetscher *), um die Cajüte zu besehen, in welcher wir die vornehmen Gäste, groote Heern **), oder Opperbanjos (wie die holländischen Dolmetscher zu sagen pflegten), empfangen wollten.

Kurz darauf erschienen sie mit einem zahlreichen Gefolge, nebst mehreren Dolmetschern, und wurden unter Trommelschlag mit allen 7 Mann Ehrenwache unter dem Gewehr, empfangen; sie begaben sich sogleich zu dem Gesandten in die Cajüte, wo alle Gesandtschaftscavaliere und Seeofficiere versammelt waren.

Der Opperbanjos ***) setzte sich nebst seinem Secretär mit übereinandergeschlagenen Füßen auf das Sopha. Einige Bedienten, stellten, obgleich die Ca-

*) Die holländischen Dolmetscher sind Japaner von Geburt, die von ihrer Regierung dazu angehalten werden, die holländische Sprache zu erlernen; es gibt deren an 60 bis 70, und die holländische Faktorei kann ohne dieselben nichts, weder im Handel noch Wandel unternehmen.

**) In allen Theilen von Asien, die eine chinesische Kultur haben, ist großer Mann, oder Mensch, ein Titel der hohen Staatsbeamten. Japanisch heißt er Dai-sin, chinesisch Da-shin und Mandshuisch Amban. J. v. Klaproth.

***) Der Titel Banjos hat dieselbe Bedeutung wie groote Heer oder hoher Staatsbeamter; ich konnte aber niemals erfahren, was dies eigentlich für ein Wort sey, denn so viel ich weiß, ist es weder Japanisch noch Holländisch.

jüte gut erleuchtet war, vor jeden eine Laterne und einen Tabacksapparat, der in einem Gefäß mit glühender Asche, einem andern für den Taback, und in einem kleinen Spuckkästchen bestand. Die Dolmetscher knieten in einem halben Zirkel um das Sopha.

Man merkte sehr bald, daß diese große Herren nicht in besondern Geschäftsaufträgen, und eher in der Absicht gekommen waren, uns auszukundschaften, als in der, den Kaiserl. Russischen Gesandten zu begrüßen. — Sie wiederholten auf das sorgfältigste die nämlichen Fragen, die wir heute schon zum Ueberdruß den verschiedenen uns entgegengekommenen Officieren, beantwortet hatten, und jede unserer Aussagen wurde sogleich zu Papier gebracht. Unter andern erkundigten sie sich genau nach der Reise von St. Petersburg bis Nangasaki. Ob wir von Kamtschatka aus, zwischen Corea und Japan, oder längst der Ostküste dieser Insel, gekommen, und in wie viel Tagen wir diesen Weg zurückgelegt hätten? Die Beantwortung dieser letzten Frage schien ihnen von großer Wichtigkeit. — Sie wollten ferner das Originalschreiben des Erlaubnißscheines selbst sehen, und machten uns hierauf mit einigen japanischen Gebräuchen bekannt, z. B. daß wir das Schiespulver, die Kanonen, Flinten und Degen bis zu unserer Abreise abliefern müßten, und versprachen uns bis zum folgenden Tag Erfrischungen.

Der Gesandte bath sich nun eine baldige Audienz bey dem Gouverneur aus, um ihm den Erlaubnißschein selbst vorzuzeigen, und gab vorläufig seine Einwilligung, daß das Schießpulver und alle Gewehre, die nicht zur Uniform der Officiere und Soldaten gehörten, abgeliefert werden sollten. Auch bathen wir um einen sichern Ankerplatz im Innern des Hafens, weil wir den Winden sehr ausgesetzt wären; die Antwort hierauf wurde uns auf Morgen versprochen.

Nachdem wir über eine Stunde mit Fragen und Antworten hingebracht hatten, bath uns der große Herr, dem Oberhaupt der holländischen Faktorei, Herrn Doeff, und einigen zu derselben gehörigen Personen, zu erlauben, uns besuchen zu dürfen, worauf wir uns nicht wenig wunderten, daß diese Leute, die

während der ganzen Zeit der Unterhandlungen im nahen Bot saßen, mehr auf die Erlaubniß der Japaner als auf die unsrige gewartet hatten.

Kaum trat Hr. Doeff mit seinem Secretär und den beiden Capitäns der hier vor Anker liegenden Schiffe (Hr. Musquetier und Hr. Bellmar) in die Cajüte, so wurde einer nach dem andern von den Dolmetschern aufgerufen, um vor dem Opperbanjos, oder großen Herrn, ein Compliment zu machen. Hierauf mußten sie sich tief beugen, und in dieser gebückten Stellung so lange stehen bleiben, bis die Dolmetscher sagten, das Compliment sey gemacht. — So oft die auf dem Teppich der Cajüte knienden Dolmetscher mit einer obrigkeitlichen Person in Unterredung waren, warfen sie sich auf die Hände und sprachen mit niedergesenktem Haupte, und sobald sie die Rede geendigt hatten, zogen oder schlürften sie die Luft mit einem zischenden Ton in sich. Die Obern sprachen so leise, daß es uns unmöglich schien gehört oder verstanden werden zu können. Es war ein so stilles Gelispel, daß es kaum einen Eindruck auf unsere Gehörorgane machte. Die gewöhnliche Antwort der Dolmetscher bestand in einem lauten ay, ay, welches wohl soviel, als ja, oder ich habe verstanden, bedeutet. — Nach Mitternacht fuhren alle wieder nach Hause. Den 9ten Oktober Vormittags fiel nichts Wichtiges vor, wir machten unsere Bemerkungen über die Menge der mit mancherlei Flaggen gezierten Fahrzeuge, die uns umgaben. Auf mehreren derselben sah man Bogen und Pfeile und Kaiserlich Japanische Matrosen, die sich durch eine weite, blau und weiß quergestreifte Kleidung auszeichneten. Nachmittags brachte uns ein kleines Bot, frische Provisionen, die in Hühnern, Enten, Rettigen, Reis und Fischen bestanden. Bald nachher kamen die Japanisch-Holländischen Dolmetscher und kündigten uns die Ankunft sehr großer Herren an; nämlich des Schatzmeisters, der gleichen Rang mit dem Gouverneur haben soll, eines Secretärs des Gouverneurs und eines Banjos, die alle im Namen der japanischen Regierung abgeschickt wären, um uns zu bewillkommnen. Gegen 5 Uhr Abends sahen wir ein großes, mit vielen Flaggen und Ehrenzeichen geziertes und mit blau und weißen Vorhängen versehenes Fahrzeug, das unter Pau-

fenschlag und einem taktmäßigen Geschrei, nach welchem man ruderte, von mehreren kleinen Böten auf uns zu bogsirt wurden. — Bey der Ankunft ließen die großen Herrn sagen, daß sie nicht eher zu uns kommen würden, als bis sie von dem Gesandten, dem Capitän und einigen Officieren auf ihrem Fahrzeug bewillkommnet worden. Herr v. Resanoff antwortete, daß dieses seiner Würde zuwider sey, daß er ihnen aber, wenn sie es ausdrücklich verlangten, einige seiner Cavaliere in seinem Namen zuschicken könnte. Nach wenigen Unterhandlungen war man damit zufrieden, wenn nur der Gesandte bis auf die Schanze entgegen kommen wolle. Einige Officiere begrüßten hierauf die großen Herrn mit einem Europäischen Bückling, und kehrten wieder an das Schiff zurück. Der Gesandte war unterdessen auf die Schanze gekommen und empfing die hohen Staatsbeamten, unter Rührung der Trommel, mit aller militärischen Ehrenbezeugung. Der Schatzmeister und der Secretär setzten sich, nach ihrer Ankunft in der Cajüte auf das Sopha, der Banjos auf einen Lehnsessel, alle drei, nicht wie gestern, mit übereinandergeschlagenen Füßen, sondern auf Europäische Art, übrigens aber mit ähnlichem Tabacksapparat, und indem die Dolmetscher in einem halben Zirkel auf der Erde kniend, vor denselben lagen, um die Befehle abzuwarten.

Die Ursache des heutigen Besuches war hauptsächlich um folgende Punkte zu berichtigen.

1) Die Japaner forderten, Kraft eines uralten Landesgesetzes, daß alle Gewehre, nämlich Kanonen, Flinten, Pistolen, Degen und Säbel sogleich zur Aufbewahrung der japanischen Regierung, bis zu unserer Abreise abgeliefert werden sollten.

v. Resanoff bewilligte diesen Punkt, mit der Einschränkung:

a) Daß man ihm und den Officieren ihren Degen, als einen wesentlichen Theil ihrer Uniform, nicht ohne Entehrung abnehme könne. — Zugestanden.

b) Daß die Ehrenwache von sieben Mann ebenfalls, und aus gleichen Gründen, ihr Gewehr behalten müßten, indem der Kaiser von Rußland seinen Gesandten

diese Ehrenwache als eine Auszeichnung gegeben habe, ohne welche er nicht erscheinen könne.

Dieser Punkt veranlaßte die größte Schwierigkeit. Die Dolmetscher bathen v. Resanoff inständigst von dieser Forderung abzustehen, da sie gänzlich gegen ihre Landesgesetze stritte, und selbst die ersten Prinzen des Reichs nicht mit offenen Feuergewehren irgendwo erscheinen dürften, und diese Waffen jedesmal in einem Futteral haben müßten. Die Japaner erbothen sich die größte Ehrenwacht nach ihrer Art, zu geben, und versicherten, daß sich selbst das Volk wundern würde, Fremdlinge mit bewaffneter Hand ihr Land betreten zu sehen, daß sich noch niemals ein solcher Fall ereignet habe, und daß man diese Forderung bey Hofe unmöglich gut aufnehmen könne. Als aber v. Resanoff demungeachtet darauf bestand, die ganze Ehrenwache mit Ober- und Untergewehr und Bajonetten ohne Ueberzug beyzubehalten, so mußte dieser Punkt bis auf weitere Ordre unbeantwortet bleiben, und wahrscheinlich wurde deshalb ein Courier nach Jedo geschickt.

2) Verlangte man im Namen des Gouverneurs das Original des an Laxmann gegebenen Erlaubnißscheines. — Zugestanden.

3) Forderte man den Brief des Russischen Kaisers an den Japanischen, und versicherte, daß das Schiff nicht eher in den Hafen von Nangasaki kommen dürfte, als bis der Gouverneur genau von dem Inhalt dieses Schreibens unterrichtet wäre. — v. Resanoff gab die Copie desselben den Banjos und Dolmetschern zum Durchlesen, um sich von dem Inhalt genau zu unterrichten; und machte die Bemerkung, daß ihm sein Monarch aufgetragen habe, das Original eigenhändig dem japanischen Kaiser und die Copie davon dem Gouverneur von Nangasaki zu überreichen.

Die großen Herrn sahen den Brief, der in russischer, in japanischer und mandschurischer Sprache geschrieben war, durch, und versicherten kurz darauf, daß sie ihn nicht lesen und verstehen könnten, weil er in der gemeinen Sprache abgefaßt, und mit schlechten Buchstaben geschrieben sey, daß ihn der Gouverneur selbst haben müsse, um sich genau von seinem Inhalt und von den Absichten der

Gesandtschaft unterrichten zu können. v. Resanoff bath sodann um eine baldige Audienz bey dem Gouverneur, mit der Versicherung, ihm mündlich und schriftlich den Inhalt der Papiere und die Ursachen seiner Ankunft bekannt zu machen. — Auf besondere Zudringlichkeit, den Inhalt des Briefes wissen zu wollen, sagte man ihnen, daß der Alleinherrscher Rußlands, Freundschaft und Handelsverbindung mit Japan anzuknüpfen wünschte, und in dieser Absicht einen Gesandten mit mehreren Geschenken für den japanischen Kaiser geschickt habe. Nun fragten sie sogleich nach den Bedingungen dieser Allianz, und als man ihnen erwiederte, daß der Gesandte ein Bevollmächtigter seines Monarchen sey, der erst die Bedingungen nach den Umständen in Japan in Erwägung ziehen, und dann im Namen des Kaisers die Allianz näher bestimmen würde, so schien dieser Umstand einen großen Eindruck auf sie zu machen.

Die Bitte um Anweisung eines sicherern Ankerplatzes wurde mit dem Zusatz wiederholt, daß wenn die Japanische Regierung ein Mißtrauen hegte, und die Gesandtschaft nicht annehmen wolle, so sey man bereit sogleich wieder abzusegeln, daß man aber auch selbst in diesem Fall doch einstweilen einen sichern Ankerplatz aus nachbarlicher Freundschaft erwarte, und nothgedrungen sey, das Schiff, welches durch den Sturm, welcher vor kurzem gewüthet habe, beschädigt worden sey, auszubessern.

Hierauf gestatteten die Japaner, westlich und nahe bey dem Papenberg, vor Anker zu gehen, sobald man nur das Schießpulver und die Gewehre abgegeben hätte, welches noch in derselben Stunde geschah, indem sogleich eine Menge kleiner Fahrzeuge zur Beförderung dieser Absicht bey der Hand waren.

Die Staatsbeamten hatten sich, als es dunkel war, und während der Zeit als man das Schießpulver auslud auf ihr Fahrzeug begeben, um zu Abend zu essen, worauf sie den Befehl ertheilten, daß wir von einer hinreichenden Anzahl Böte nach der Westseite des Papenbergs bogsirt würden. Die Art wie dieses geschah, erregte unser großes Erstaunen. An 60 Böte wurden in 5 Reihen vertheilt, einer jeden derselben wurde ein starkes Tau zugereicht, und auf

diese Art unser Schiff mit der größten Ordnung in zwei Stunden wenigstens eine Meile weit fortgezogen.

Es war auch heute dem Vorsteher der holländischen Faktorei, dem Herrn Doeff, den beiden Capitäns der Schiffe, Herrn Musquetier und Bellmar, und einem holländischen Reisenden, Baron v. Pabst, erlaubt zu uns zu kommen, sie leisteten uns, da sie deutsch, englisch und französisch, wir aber nur schlecht und gebrochen holländisch sprechen konnten, während den Unterhandlungen, wesentliche Dienste.

Als Hr. Doeff in das Zimmer trat, wollte er sich sogleich an den Ambassadeur wenden, um ihn zu begrüßen, die Dolmetscher nahmen ihn aber höflichst bey den Armen, drehten ihn sanft um und sagten, er müsse zuerst den grooten Heeren een Kompliment maaken. Dies geschah auf eine nach unsern Begriffen, erniedrigende Art, indem er eine zeitlang mit tiefgebeugtem Haupte und perpendikulärhängenden Armen vor den großen Herrn stehen mußte, und es nicht wagen durfte sein Haupt zu erheben. Als es ihm aber doch zu lange währte, so drehte er den Kopf nach einer Seite halb um, und fragte einen der Dolmetscher: kan ik wederom opstaan? — Ein ähnliches Kompliment mußte auch noch dem Secretär und dem Banjos gemacht werden, und dann erst war es erlaubt den Gesandten zu begrüßen.

Gegen 11 Uhr Abends verließen uns diese vornehmen Gäste, und die Holländer mußten das ceremonielle Kompliment wiederholen.

Herr Baron v. Pabst, der schon vorher seine Gedanken geäußert hatte, wie empfindlich es sey, die Holländer in dieser Unterwürfigkeit zu sehen, wollte sich heimlich aus der Cajüte schleichen, um dadurch dem Kompliment zu entgehen. Einer von den Dolmetschern rief aber sogleich: Heh! myn Heer Pabst, eer je weg gaat, moet je de groote Heeren een Kompliment maaken. — Er mußte also zurückkommen, und sich dem einmal angenommenen Gebrauch unterwerfen.



In der lehrreichen Gesellschaft dieser Holländer, welche wir als vortreffliche Männer kennen lernten, durften wir nur heute noch zubringen, und hatten in der Folge nie wieder Erlaubniß oder Gelegenheit sie zu sprechen. — Gegen 1 Uhr verließen sie uns in Gesellschaft des Banjos, der uns den neuen Ankerplatz anzeigte.

Den 10ten Morgens lagen wir in geringer Entfernung westlich von dem Papenberg. Die Gegend umher war entzückend schön; die Berge von ihrem Fuß bis zum obersten Gipfel kultivirt; die fruchtbarsten Felder terrassenweise an den Abhängen derselben angelegt und mit grünen Plätzen, kleinen Waldungen und Buschwerk unterbrochen. Mehrere Dörfer und einzelne Häuser gewährten mannichfaltige Abwechselung, und die Thätigkeit des arbeitsamen Landmanns belebte die reizende Landschaft. — Am nahen Ufer sahen wir mehrere aufgeworfene Wälle, die nebst den dahinter gelegenen Häusern, mit Gardinen behängt, und mit vielfarbigen Flaggen geziert waren; dies sagte man, seyen Batterien oder Festungen. Nun hatten wir 35 Wachtschiffe oder Fahrzeuge in unserer Nachbarschaft; drei derselben hatten den Befehl, sich dicht bey unserem Schiff zu halten, um uns zu bedienen, im Fall wir Provisionen, Dolmetscher oder irgend etwas nöthig haben sollten.

Gegen 5 Uhr Abends bemerkten wir wieder die japanische Flottille, nämlich ein großes guirlandirtes Fahrzeug, das unter dumpftönendem Trommelschlag und taktmäßigem Geschrei mit vielen kleinen Böten auf uns zubogsirt wurde. Es kam ein Oberbanjos, dessen Secretär und einige Dolmetscher. Im Ganzen waren weniger Personen im Gefolge als gewöhnlich.

Der Hauptzweck ihres Besuches war, sich genau nach den für den japanischen Hof bestimmten Papieren zu erkundigen, und da gestern v. Resanoff die Copie nicht anders als persönlich dem Gouverneur von Nangasaki übergeben wollte, so bathen die Dolmetscher sie wörtlich mit dem Inhalt bekannt zu machen, weil man einen Kourier nach Jedo abschicken würde, um die Absicht unserer Ankunft anzukündigen. — Nachdem v. Resanoff dem Banjos die Copie

des Schreibens an den japanischen Kaiser zur Durchlesung übergeben hatte, versicherte dieser, daß es mit schlechten Buchstaben geschrieben, und größtentheils unverständlich wäre. Die Dolmetscher wünschten hierauf den eigentlichen Sinn der Hauptpunkte zu erfahren, um dadurch Mißverständnisse, Zweideutigkeit und andere Schwierigkeiten zu vermeiden, und aus dem Wege zu räumen. Sie schrieben jede Periode nieder, und wiederholten sie doppelt und dreifach, um so viel als möglich dem Originalbrief treu zu bleiben, dessen Inhalt ungefähr folgender war: „daß v. Resanoff von dem Selbstbeherrscher aller Reussen, als Bevollmächtigter Gesandter, an den Japanischen Kaiser geschickt sey, um diesem für die gegebene Erlaubniß nach Nangasaki kommen zu dürfen, zu danken, und fortdauernde Freundschaft anzubiethen; daß der Russische Kaiser zum Wohl seiner Unterthanen, besonders der an Japan grenzenden Völker, nämlich der Bewohner der Kurilischen und Aleutischen Inseln, von Kamtschatka und Amerika, einen Handelstraktat zu schließen wünschte, daher auch den Einwohnern von Japan alle Handelsfreiheiten seines großen Reichs zugestehen wolle, und bereits schon Befehl ertheilt habe, sie zu jeder Zeit und in jedem Theil desselben freundschaftlich aufzunehmen. Daß man ferner vier Japaner die an den russischen Küsten gescheitert wären und in ihr Vaterland zurück zu kehren gewünscht hätten, zurückbrächte; daß der Kaiser von Rußland für die dem Lieut. Laxmann im J. 1792 erzeigte Höflichkeiten danke, und dem japanischen Monarchen einige Geschenke schicke, die, ob sie gleich von keinem großen Werth wären, als russische Fabrik- und Manufakturwaaren, dazu dienen könnten, den Zustand der Künste und Handwerke dieses Reichs näher zu beurtheilen, und dadurch zu bestimmen, welche derselben in der Folge für Japan wünschenswerth und angenehm seyen.

Die vorzüglichsten dieser Geschenke waren: Eine sehr künstliche Uhr, in Form eines Elephanten, im orientalischen Geschmack mit vielen kostbaren Steinen und mechanischen Kunstwerken. Zwei große Spiegel, jeder aus einem einzigen Glas 15 Fuß lang und 6 Fuß breit. Eine Menge anderer großer und kleiner Spiegel. Ein ausgesuchter kostbarer schwarzer Fuchspelz. Ein Hermelinpelz.

Vasen aus fossilem Elfenbein, in Archangel gearbeitet. Schöne Flinten, Pistolen und Säbel. Feine Stahlwaaren zu Tula gefertiget. Prachtvolle Lustres, Vasen, Service und andere Glas- und Porcellanwaaren von St. Petersburg. Teppiche und Gemäldestickereien. Das Porträt des Russischen Kaisers von Me. Le Brun. Marmorvasen, Damaste, Sammt- und seidene Zeuge aller Art. Feine Zitze, Tücher, Pelzwerk, goldene und silberne Taschenuhren. Eine Elektrisirmaschine mit vollständigem Apparat *). Ein schönes Microscop. Galvanische Platten rc. in allem wenigstens an 300000 Rubel Europäischen Werthes.

Nach geendigter Uebersetzung fanden wir Gelegenheit uns über die Aufführung und das Betragen der mitgebrachten Japaner zu beklagen, die, seitdem wir in Japan vor Anker lagen, alle ihre Dienste verweigerten. Der Banjos ließ sie hierauf vor sich kommen, gab ihnen einen derben Verweis und stellte ihnen vor, daß sie äußerst undankbar handelten, indem sie in Rußland viele Jahre genährt worden, Wohlthaten aller Art genossen hätten, und mit vielen Kosten nach ihrem Vaterland zurückgebracht worden; daß sie durch eine solche Aufführung ihrem Vaterlande Schande machten rc.

Nachdem die Hauptgeschäfte und Aufträge von Seiten des Gouverneurs vollzogen und die japanischen großen Herrn in ihren Fragen, Antworten und ihrem Benehmen sehr viele Bescheidenheit und Höflichkeit bewiesen, so both der Gesandte, die Copie des Briefes an den japanischen Kaiser, die er Tages zuvor und heute noch hartnäckig zu geben verweigert hatte, von freien Stücken dem Banjos an, um sie dem Gouverneur zur Durchlesung zu überreichen.

Dieses erregte eine unbeschreibliche Freude, die Zufriedenheit war augenscheinlich in den Gesichtszügen aller zu erkennen, und die vorhergegangenen Ceremonien schienen sich in Vertraulichkeit und genauere Bekanntschaft umzuwandeln.

---

*) Diese zog ganz vorzüglich die Aufmerksamkeit und Bewunderung der Japaner auf sich; selten kam ein Banjos oder großer Herr der nicht gebethen hätte, ihn die Wirkung der Leidner Flasche fühlen zu lassen, oder einige Experimente zu machen.

Die Dolmetscher erkundigten sich über verschiedene Gegenstände des zu eröffnenden Handels, und hatten in dieser Absicht in einem kleinen Taschenbuch eine Menge Fragen aufgesetzt. — Ob diese aus eigner Neugierde oder als Auftrag von dem Gouvernement gemacht wurden, läßt sich nicht bestimmen. Unter andern wünschten sie zu wissen: welche Produkte Rußland bringen könne und wollte? Welche Handelsartikel Rußland von Japan ausführen würde? Ob Rußland Zucker, Roggen, Felle, Medicin und andere Waaren bringen, und wie viel Schiffe es jährlich nach Japan schicken könnte oder wollte? ob vier, fünf oder noch mehrere? Woher die Schiffe kommen sollten? Ob von Kamtschatka? oder von Europa? Wie lange die Schiffe unter Weges seyn müßten? Welches die beste Jahreszeit für die Schifffahrt nach Kamtschatka sey? ꝛc. Auf alle diese Fragen wurde von russischer Seite nur im Allgemeinen geantwortet, und als man ihnen sagte, daß man sich für's erste auf nichts einlassen könnte, und man hierüber in der Folge sprechen würde, so begnügten sie sich damit und fingen gleichgültige Gespräche an. Unter andern schien sie bey jeder Gelegenheit die geographische Lage von Japan und Kamtschatka ganz vorzüglich zu interessiren. Daß Rußland in Amerika auch Besitzungen habe, schien ihnen ganz fremd zu seyn. Sie forderten eine Landkarte, und bewiesen zum Theil recht gute Kenntnisse in der Geographie. — Der Ober-Banjos verfolgte auf einer allgemeinen Weltkarte mit dem Finger sogleich den Weg, welchen wie wir denselben angegeben und zurückgelegt hatten, und fragte zuletzt, warum wir östlich um Japan und nicht durch die Coreische See nach Nangasaki gekommen seyen?

Bey dieser Gelegenheit zeigte der Gesandte einen kleinen Taschenglobus (von Adams in London), welcher ungemein viel Vergnügen erregte.

Daß die Erde rund sey, war den Japanern bekannt, allein dieselbe so vorgestellt zu sehen, schien, diesem Banjos wenigstens, neu. — Er hatte ein kurzes Gesicht und bediente sich einer schlechten Brille. Man both ihm eine bessere englische an, die er aber nicht annahm, indem er vorgab, er müsse sich zuerst hierzu die Erlaubniß des Gouverneurs auswirken; denn wenn es auch et-

was von noch weit geringerem Werth sey, so wäre es doch unerlaubt dasselbe als Geschenk anzunehmen. Inzwischen bath er den Gesandten, ihm die Brille so lange aufzubewahren, bis er die Erlaubniß, um welche er sich bemühen wolle, würde erhalten haben.

Einige Dolmetscher, die nicht officiell beschäftigt waren, machten unterdessen in der russischen Sprache einen Anfang; das erste war den Ausdruck kennen zu lernen: Wie heißt man das auf russisch. Sobald sie dies wußten fragten sie nach den Namen verschiedener Gegenstände, nach den Zahlen, was gut und was schlecht, was guten Tag und Lebe wohl, heißt, und kurz nachher machten sie schon Gebrauch von ihrem genossenen Unterricht. Die Gelehrigkeit, das Gedächtniß und die Wißbegierde dieser Leute setzten uns in Erstaunen. — Zuletzt noch zeigte uns der Banjos an, daß Morgen den 11ten ein Festtag (Kermes wie die Holländer sagten) eintrete, weswegen Niemand zu uns kommen würde, daß übermorgen der Gouverneur von Nangasaki durch einen andern, den man von Jedo erwartete, abgelöst würde, und man sich also gedulden müsse, auf dem jetzigen Ankerplatz, bis zur Ankunft desselben, zu bleiben; indem alsdann beide miteinander berathschlagen und weitere Verfügungen zur Befriedigung unserer Wünsche treffen würden. — Wenn wir aber darauf bestehen wollten, sogleich die allenfalls schadhaften Geschenke auszupacken und nachzusehen, so wollte man ein großes japanisches Fahrzeug zu diesem Behuf auf die Seite unseres Schiffes bringen. Dieser Antrag blieb unbeantwortet. Gegen acht Uhr Abends sagten die Banjos: da sie uns nun schon einige Abende in unserer Ruhe und Bequemlichkeit gestört hätten, so wollten sie uns nun nicht länger beschwerlich fallen; sie begaben sich hierauf auf ihr Fahrzeug, und wurden mit der gewöhnlichen Ceremonie und einer Menge kleiner mit Laternen erleuchteter Böte davon bugsirt.

Es war (wie man uns gestern schon angekündigt hatte) heute ein großes Fest (Kermes), daher bekamen wir keinen Besuch von den Japanern, sondern blieben uns allein überlassen; man glaubte mehr Wachtböte als gewöhnlich zu

beobachten. Wir stellten unsere besondere Betrachtungen über die Nation an, mit welcher wir nun in Verbindung standen, und bewunderten die ernste Strenge derselben. Jeder Schritt geschah mit Vorsicht und Bedacht, und der geringste Fehltritt, selbst der obrigkeitlichen Personen, würde denselben wahrscheinlich das Leben gekostet haben. Jeder Gedanke, jede Frage, jedes Wort wurde abgewogen, und schien zu irgend einer Absicht abzuzwecken.

Den 12ten, mit Tagesanbruch, gingen fünf chinesische Jonken, die jenseits des Papenbergs vor Anker gelegen hatten, in See; sie wurden bis nahe zu unserm Ankerplaz von japanischen Fahrzeugen bogsirt. Das Geschrei der sehr zahlreichen Mannschaft, die Unbehülflichkeit derselben, die Mühe und Zeit welche erfordert wurde, um nur ein einziges schweres, aus Matten zusammengesetztes Segel aufzuspannen, so wie auch die schwerfällige, schlechte Bauart der Schiffe selbst, gaben uns die deutlichsten Beweise, wie weit die Chinesen noch in der Schifffahrt zurück sind. Sie können bloß vor dem Wind segeln, und mußten daher zweimal bey einer kleinen Veränderung desselben, wovon jedes Europäische Fahrzeug einen Vortheil hätte ziehen können, wieder in den Hafen zurückkehren, bis es ihnen endlich gelang, mit einem beständig anhaltenden NO. Passat die See zu gewinnen.

Gegen 11 Uhr sahen wir das Fahrzeug eines großen Herrn, welches mit vielen Flaggen geziert, unter Paukenschlag, von einer Menge Böte auf uns zu bogsirt wurde. Der Gouverneur hatte zwei Staatssecretäre abgesandt, welche uns die Copie des Briefes an den Kaiser von Japan, den sie vorgestern mit so vielem Vergnügen in Empfang genommen, wieder unter den größten Entschuldigungen zurückbrachten, und zugleich um eine treue und wörtliche Uebersetzung in holländischer Sprache bathen; indem sie versicherten, daß die Buchstaben und Worte zwar japanisch, der Brief selbst aber nicht zu verstehen sey *), und man

*) Dieser war von einem Japaner in Irkutsk aus dem Russischen in das Japanische übersezt. Der übersetzer war ehemals ein Fischer, von dem sich freilich keine große Correktheit des Styls erwarten ließ.

keinen Zusammenhang herausbringen konnte. — Um uns selbst allen weitern Aufschub zu ersparen, erklärten wir jede Periode des Briefes, so gut wir konnten, denn eigentlich war bey der ganzen Expedition nicht ein einziger der holländischen Sprache mächtig. Die große Fassungsgabe der Dolmetscher, kam uns bey dieser Gelegenheit trefflich zu Statten.

Nach geendigter Uebersetzung hatten die Japaner in vielen Stücken eine andere Ansicht von unserer Gesandtschaft erhalten, so war z. B. in der Japanischen Zuschrift der Gesandte und wirkliche Kammerherr mit dem Namen und Titel des Beamten eines kleinen Landesfürsten belegt und verglichen *); nachdem sie aber den wirklichen Rang und das Ansehen seiner Person erfuhren, so betrachteten sie sehr aufmerksam den Kammerherrn-Schlüssel und die Ordensbänder des Gesandten, und fragten sehr naiv: ob der Kaiser von Rußland auch wohl zuweilen fremden Monarchen, z. B. dem japanischen Kaiser, oder dem Gouverneur, einen solchen Orden ertheilen könne? Sie schienen in der That nun einen andern und höhern Begriff von dem Range unseres Gesandten gefaßt zu haben, und zogen noch zuletzt Erkundigungen in Absicht des Kaiserlichen Siegels und der Unterschrift Alexanders I. ein, indem sie sich nicht wenig wunderten, daß der Kaiser selbst den Brief unterschrieben habe, welches der Japanische niemals thut. Der Name des regierenden Kaisers wird im ganzen Lande als das größte Staatsgeheimniß bewahret, und die Unterthanen erfahren jedesmal erst nach seinem Tode, was für ein Kaiser regiert hat.

Sodann wurden die mitgebrachten Japaner in den in Rußland auf japanische Art verfertigten seidnen Kleidern dem großen Herrn vorgestellt, und jeder zeigte die von dem Russischen Monarchen erhaltene silberne Uhr und die 20 Dukaten. Die Banjos dankten hierauf für alle den Japanischen Unterthanen erzeigten Wohlthaten und Gnade. — Die Dolmetscher bathen uns, sie in der russi-

*) Wahrscheinlich hatte der Fischer, der die Übersetzung machte, niemals von einer höhern obrigkeitlichen Person in einer Provinz gehört.

schen Sprache zu unterrichten, und erbothen sich von freien Stücken, uns die Japanische zu lehren. Die vornehmen Japaner bewiesen ein feines und sehr artiges Benehmen in allen ihren Handlungen. Die Sprache und Kleidung ausgenommen, glaubten wir uns unter den gebildetsten Europäern zu befinden.

Gegen 5 Uhr Abends waren alle Geschäfte geendigt. Morgen als den 13ten war wieder Kermes, oder ein japanisches Fest, an welchem uns, nach Aussage der Dolmetscher, Niemand besuchen würde; Uebermorgen aber versicherten sie, uns auf verschiedene gemachte Anfragen Antwort zu bringen.

Die chinesischen Jonken kehrten diesen Nachmittag, widrigen Windes wegen, wieder nach ihrem alten Ankerplatz in den Hafen zurück.

An dem heutigen Kermes kam Niemand zu uns. Wir waren von einer Menge Fahrzeuge umringt, und machten die Bemerkung, daß wenn des Morgens die Wache abgelöst wurde, die in bürgerlicher Tracht ankommenden Personen ihre Kleidung mit der Uniform der Kronmatrosen wechselten, woraus man sah, daß diese bloß während des Dienstes getragen wird.

Am 14ten früh gegen 8 Uhr erhob sich ein Nordwind, welcher nach und nach zunahm. Die kleinen offenen Wachtschiffe waren dadurch gezwungen uns zu verlassen, und einen Schutz hinter dem Papenberg zu suchen. Aus dem großen Lärmen und Geschrei ließ sich leicht vermuthen, daß sie sich in großer Lebensgefahr zu befinden glaubten. Mehrere Kauffartheischiffe liefen mit diesem günstigen Winde in den Hafen ein, vielleicht war es auch um Schutz zu suchen. Wir erhielten, des starken Windes wegen, heute keine frische Provision, sondern mußten uns wieder an Salzfleisch und Schiffskost halten.

Am 15ten Morgens brachte man uns, mit vielen Entschuldigungen wegen des gestrigen Ausbleibens der Provisionen, Rüben und Wurzeln, süße Kartoffeln, Rettige, Schweinefleisch, Fische, Brod und Reis. Gegen 11 Uhr kamen bey stillem, schönem Wetter die Banjos mit wenigem Gefolge. Der Gesandte, der vielen Ceremonien und der öftern Wiederholungen des Geschwätzes überdrüßig, empfing heute die großen Herrn ziemlich kalt, und sagte: er befinde sich nicht

wohl. Die Banjos brachten die Nachricht von der Ankunft des neuen Gouverneurs, der sich nebst dem alten, dem Gesandten mit dem Versprechen empfehlen ließ, daß er in kurzer Zeit in den Hafen kommen, und es ihm in Zukunft nicht mehr an Provisionen mangeln würde, daß sie beide den Gesandten ihrer Freundschaft und Achtung versicherten, und ihn bäthen, sich noch einige Zeit zu gedulden; denn wäre er ein kleiner Herr, so wie z. B. Lieut. Laxmann, so würde er schon längst im Hafen seyn, für einen so großen Mann aber müßte man erst die Verhaltungsbefehle von Hof abwarten und die nöthigen Vorkehrungen treffen, um in Nangasaki alles, seiner Würde und seinem Stande gemäß, vorzubereiten. — Der Ambassadeur bestand, theils wegen seiner Krankheit, theils wegen der Ausbesserung des Schiffes, auf baldiger Anweisung eines völlig sichern Ankerplatzes, und die Dolmetscher versprachen, Morgen hierüber die Antwort des Gouverneurs zu bringen.

Bey den allgemeinen Unterredungen sagten die Dolmetscher, daß die beiden Gouverneurs einen sehr deutlichen Begriff von der Größe und Würde eines solchen Kaiserlich Russischen bevollmächtigten Gesandten gefaßt, und deshalb auch einen Befehl hätten anschlagen lassen, durch welchen allen Fürsten des Landes, den Einwohnern von Nangasaki und der umliegenden Gegenden, nicht nur die Ankunft eines solchen großen Herrn von Rußland bekannt gemacht, sondern auch allen anbefohlen worden, diesem großen Mann und allen Russen mit der größten Hochachtung und Artigkeit zu begegnen, und zu keinem Mißvergnügen Anlaß zu geben. Alle Fürsten und Vornehmen des Landes würden zusammenberufen, um bey dem Empfang des Ambassadeurs gegenwärtig zu seyn. Auch würde die Stadt Nangasaki zu diesem Ende gereinigt *). Zugleich gaben sie vor, daß die Menge der uns umgebenden Fahrzeuge, eine Ehrenwache sey. Gegen Mittag verließen sie uns mit dem Versprechen, den folgenden Tag wegen Veränderung

*) Ich weiß nicht, was sie damit sagen wollten, denn im Allgemeinen sind die Straßen, so wie die ganze Nation, sehr reinlich.

des Ankerplatzes, auf welche v. Resanoff ernstlich gedrungen hatte, Antwort zu bringen.

Es war schönes, heiteres Wetter, und wir sahen eine ganz unbeschreibliche Menge Spazierfahrzeuge und kleine Böte ohne Flaggen, wovon die meisten mit Frauen, wie es schien von Stande, angefüllt waren, die von Neugierde angetrieben, unser Schiff von ferne anzugaffen kamen. Sie mußten sich aber alle ausserhalb der von unserer Ehrenwache bestimmten Grenzlinie halten. Die chinesischen Jonken, die heute nochmals versuchten auszulaufen, kamen Nachmittags wieder in den Hafen zurück.

Ganz unerwarteter Weise hatte das halb fingirte Uebelbefinden des Gesandten eine sehr gute Wirkung hervorgebracht; denn diesen Abend um 9 Uhr kamen schon die Dolmetscher mit der erfreulichen Antwort der beiden Herrn Gouverneurs, daß wir Morgen früh den Ankerplatz verbessern sollten, daß sie noch diesen Abend abgeschickt wären, um dem Gesandten alle Bekümmerniß zu benehmen, und daß die Hrn. Gouverneurs die Unpäßlichkeit des Gesandten unendlich bedauerten.

Den 16ten, Morgens gegen 8 Uhr, sah man an 100 kleine Bogsierböte, alle mit einer ähnlichen Flagge, auf uns zurudern. Sie schlossen sich nach und nach an ein oder das andere große Fahrzeug unserer Ehrenwache, und erwarteten weitere Befehle. Gegen 10 Uhr kamen einige Banjos unter den gewöhnlichen Ceremonien, bedauerten im Namen der beiden Gouverneurs das Uebelbefinden des Ambassadeurs und bothen ihm alle mögliche Dienste, ja sogar auch den Beystand der japanischen Aerzte*), an, im Fall er solchen zu haben wünschte. Zugleich brachten sie uns die Nachricht, daß das Schiff heute auf einen sicheren Ankerplatz nach der Ostseite des Papenberges bogsirt werden sollte, und zur Entschuldigung warum der Ambassadeur noch immer nicht nach dem innern Hafen, wohin er schon mehrmals verlangt hatte, gebracht würde, gaben sie an, daß es nicht schicklich sey, ein Kaiserlich-Russisches Kriegsschiff mit einem so

*) Dieser Umstand ist wie in der Folge erhellen wird, bemerkenswerth.

angesehenen Mann, wie der Gesandte, unter die Handelsschiffe zu legen, daß aber in kurzer Zeit die Holländer absegeln, und er alsdann allein auf demselben Platz ankern würde. Da uns diese Ursache nicht einleuchten wollte, und im Grunde lächerlich schien, so sagte der Dolmetscher, daß auch einer von den großen Fürsten des Landes, die zum Empfang des Gesandten berufen worden, bis jetzt noch nicht angekommen sey — er wollte noch weiter erzählen, als ihn ein anderer durch ein kaum bemerkbares Zeichen davon abhielt. Es ist auch hier beyläufig zu bemerken, daß fast bey jedem Besuch, und so auch heute, ein oder mehrere neue Personen, Banjos sowohl als Dolmetscher, zu uns kamen. Hieran ist hauptsächlich das Mißtrauen der Regierung Schuld, die sich auf solche Art sicher zu stellen sucht, daß die Anfragen und Antworten nicht mit heimlichen Geschäften verbunden werden, weil auf diese Weise jedesmal der eine neue Officier und unbekannte Dolmetscher der Wächter des andern ist.

Gegen 12 Uhr wurden die Anker gelichtet, und wir von wenigstens hundert Bogsierböten, jenseits des Papenbergs gebracht, wo wir zum ersten Mal die Stadt Nangasaki in der Entfernung von einigen Meilen gewahr wurden. Während der Veränderung des Ankerplatzes blieben die Banjos bey uns. Geographie schien ihre besondere Aufmerksamkeit zu fesseln; sie wünschten, so wie alle bisherigen Besuche, nähern Unterricht über die Lage, Länder und Völker des großen russischen Reichs zu erhalten, verfolgten auf der Landkarte unsere Reise, und fragten genau nach der Entfernung einzelner Orte von einander. Sie wollten den kleinen Taschenglobus sehen, von dem man in den Gesellschaften von Nangasaki so vieles sprach, und fragten dann nach verschiedenen russischen Kunst- und Manufakturprodukten, wovon man ihnen auch einige Proben vorlegte. Sie bewunderten die astronomischen Instrumente, und ungeachtet sie von deren Gebrauch keinen Begriff hatten, so wollten sie doch aus Neugierde damit nach der Sonne sehen, welchen Umstand ich deshalb anführe, weil man irriger Weise glaubt, daß die Japaner durch religiöse Vorurtheile abgehalten würden, nach der Sonne oder den Gestirnen zu schauen.

Nachdem wir gegen 1 Uhr vor Anker gekommen, verließen uns bald nachher die Banjos. Eine unglaubliche Menge von großen und kleinen Fahrzeugen und bald mehr bald weniger zahlreiche Familien und Gesellschaften, beiderlei Geschlechts, besonders aber des schönern, kamen diesen Nachmittag aus der Stadt, um ihre Neugierde in Absicht des großen russischen Schiffes zu befriedigen. Kein einziges durfte sich aber innerhalb der von der Ehrenwache angezeigten Grenze wagen. Rechts am Abhang eines Berges bemerkten wir ein mit Pallisaden umgebenes und mit Vorhängen behängtes Haus, welches man für eine kaiserliche Wache erklärte. Bey einbrechender Nacht wurden die uns umgebenden Fahrzeuge und diese Kaiserl. Wache mit einer großen Menge Laternen erleuchtet, welches eine schöne Illumination gab.

Eilftes Kapitel.

Rhede hinter dem Papenberg. Ereignisse daselbst von dem 17ten Oktober bis zum 9ten November. Ankerplatz vor den kaiserlichen Wachten und Verhandlungen daselbst. Verlassung des Ankerplatzes und Einzug in Megasaki.

Vom 17ten bis zum 21ten fiel nichts besonderes vor. Täglich kamen Lustpartien aus der Stadt, um uns Russen zu betrachten. Unter andern zeichnete sich das Fahrzeug des Fürsten von Fisen vor allen andern bisher gesehenen durch äußerliche Pracht aus; es war, als Beweis, daß er selbst an Bord war, mit vielen Ehrenzeichen, Flaggen, Stäben, Bogen und Pfeilen und mit Flinten, wovon jede in einem Futteral steckte, geziert. Eine große dumpftönende Trommel und ein taktmäßiges Geschrei der Matrosen, konnte man schon in weiter Entfernung hören.

Wenn bey schönem Wetter viele Fahrzeuge mit neugierigen Leuten aus der Stadt gelockt wurden, so war dieses für uns nicht weniger unterhaltend, als für diese Menschen. Zuweilen kam ein ganzes Bot voll Kinder von 10 bis 14 Jahren, so daß es uns vorkam, als wenn man einer ganzen Schule das russische Schiff zeigen wollte. In andern bemerkte man Frauen, die, der reichen Kleidung nach zu schließen, zur vornehmern Klasse gehören mußten, Mütter mit Kindern an der Brust, Mädchen mit Saiteninstrumenten, noch andere mit Fernröhren, die von Hand zu Hand gingen, kurz alte und junge, verheirathete und unverheirathete unter einander; die erstern konnte man leicht an den schwarz gebeizten Zähnen erkennen, welche sie bey der ungezwungenen Munterkeit und bey

ihren Lachen öfters zu unserm Schrecken zeigten. So lange ein Mädchen noch unverheirathet ist, so färbt es die Zähne nicht.

Auch an den nahen Ufern war es sehr lebhaft geworden. Es wurden häufige Landpartieen aus der Stadt hierher gemacht, und ein kleiner Tempel, der am Fuße eines Berges in der Nachbarschaft unseres Ankerplatzes lag, wurde immer häufig besucht. — Es war nicht weniger unterhaltend, alle diese Gruppen am Lande zu beobachten, wo sie häufig mit zwei kleinen Stäbchen, statt der Gabel, den mitgebrachten Reis oder andere Nahrungsmittel aus ihren schön lackirten Kästchen aßen, sich hin und wieder gruppirten, den Tempel besuchten oder längs des Ufers spazierten u. s. w.

Den 21ten hatten wir nur 10° Wärme und fanden diese Temperatur, da wir bisher an eine wärmere gewöhnt waren, sehr empfindlich kalt. Obgleich das Wetter hell und schön war, so wurden wir doch heute nur von wenigen aus der Stadt kommenden Fahrzeugen betrachtet.

Diesen Nachmittag kam ein Dolmetscher zu uns, er durfte aber, da kein Banjos mit ihm war, nicht an Bord kommen. Um sich seines Auftrags zu entledigen, bath er, daß sich jemand von uns auf sein Bot bemühen möchte. Hierauf zog er ein Papier aus seinem Busen, und theilte uns von Seiten des Gouverneurs folgendes mit. 1) Da Morgen die holländischen Schiffe den Ankerplatz verlassen würden, und es von alten Zeiten her der Gebrauch derselben sey, bey dieser Gelegenheit die Kaiserliche Japanische Festung zu salutiren, so wollte man uns dieses anzeigen, damit wir wissen möchten, was die vielen Kanonenschüsse zu bedeuten hätten. 2) Wir würden gebethen, kein Bot oder Fahrzeug weder nach einem holländischen Schiff, noch nach irgend einer nahegelegenen oder unbewohnten Insel zu schicken. Den Holländern wäre ein Gleiches anbefohlen. 3) Alle Art von Provision die wir zu haben wünschten, sollte uns unentgeldlich verabfolgt werden; es wäre aber nicht erlaubt, irgend etwas für Geld zu kaufen, und daher bäthe auch 4) der Gouverneur den Gesandten um Verzeihung, daß er noch keine japanische Tabackspfeife, welche letzterer vor einigen Tagen gefordert,

geschickt hätte; er dürfe, vermöge seiner Instruktion vom Hofe, keinem Fremden erlauben, auch nur die geringste Kleinigkeit zu kaufen, und müsse also Geduld empfehlen, bis Antwort von Jedo geschickt würde. Diese konnte nach Aussage der Dolmetscher noch 25 bis 30 Tage ausbleiben. Zuletzt trug man dem Dolmetscher auf, den Gouverneur um Erlaubniß zu bitten, daß einer der bald absegelnden holländischen Schiffscapitäns zu uns, oder einer von uns zu den Holländern kommen dürfte, um Briefe nach Europa mitzusenden.

Die holländischen Schiffe verließen heute Desima und kamen uns näher zu liegen. In ungleichen Zwischenzeiten begrüßte jedes Schiff die Kaiserlich japanische Festung mit 150 Kanonenschüssen; sonderbar aber, daß die Japaner auch nicht einen einzigen Schuß erwiederten. Dies brachte uns auf die Vermuthung, daß sie gar keine Kanonen hätten.

Das heitere Wetter und die Bewegung der holländischen Schiffe mochten wohl viel dazu beygetragen haben, daß heute wieder Tausende von Menschen auf Lustbarken umherfuhren, und eine Menge Neugieriger, besonders schöne Frauen, den nahen Tempel besuchten. Bey sehr dunkler Nacht gewährte die Beleuchtung des Hafens, der Wachtfahrzeuge und der Wachtposten am Land, eine schöne Ansicht; ich zählte jeden Abend an 400 Laternen im Umkreis. — Der Gesandte ließ (am 23ten) dem Gouverneur sagen, daß er Morgen einen Banjos zu sprechen wünschte. Das Ab- und Zufahren der Fahrzeuge, die mit Mädchen, Weibern und Müssiggängern angefüllt waren, fehlte auch heute nicht. Am 24ten, gegen Mittag, kamen zwei Dolmetscher, von eben so viel Civilbeamten oder Banjos begleitet, um zu hören, was der Gesandte zu haben wünschte, worauf dieser erklärte:

1) Daß er eine Zusammenkunft mit den holländischen Schiffscapitäns wünsche, oder doch wenigstens um die Erlaubniß bitte, daß Capt. v. Krusenstern die bald absegelnden Holländer besuchen dürfe, indem er es für nothwendig und seiner Schuldigkeit gemäß halte, mit dieser Gelegenheit seinem Monarchen die glückliche Ankunft der Gesandschaft in Japan anzuzeigen,

2) daß er mit Mißvergnügen hören müsse, wie die Holländer, als Kauffahrtei-

fahrer, Morgens und Abends eine Kanone abfeuern, und man dieses Vorrecht eines Kriegsschiffes den Russen, unter dem Vorwand, daß es gegen Landesgesetze sey, untersagt habe, welches, da man es den Holländern erlaubte, eine Beleidigung für die russische Flagge sey; man verlange also gleiches Recht mit den Holländern.

3) Für das Anerbiethen uns unentgeldlich mit Provisionen zu versehen, müßte er zwar seinen Dank bezeigen. Er wünschte aber solche Begünstigungen besonders deswegen nicht, weil uns die Provisionen äusserst unregelmäßig und öfters, wie z. B. gestern noch, ganz und gar nicht gebracht worden wären; er würde es also für eine Freundschaft ansehen, wenn man es erlaubte, für Bezahlung die Provisionen zur jedesmal bestimmten Zeit bringen zu lassen.

4) Daß es ihm sehr schmerzhaft und empfindlich wäre, seit acht Tagen beynahe ganz in Vergessenheit gelebt zu haben, daß man ihm nicht mit der Freundschaft zuvorkomme, welche Sr. Russisch-Kaiserlich. Majestät, dessen bevollmächtigter Gesandter er sey, von den Japanern erwarte, und weder er noch ein anderer Russe gekommen seyn würde, wenn man eine solche Behandlung vermuthet hätte; indem er nun nach glücklich überstandenen großen Gefahren bey seiner Ankunft in Japan nicht als Freund, sondern gleichsam als Verbrecher und Staatsgefangener behandelt würde; daß er 14 Monate zur See, eine ganz ungewohnte Lebensart geführt, wodurch seine Gesundheit sehr gelitten habe, und daß er daher nochmals ernstlich bitten müsse, ihm und seinen Officieren zu erlauben, zuweilen an Land, sey es auch an eine unbewohnte Insel, zu fahren, um sich etwas Bewegung verschaffen zu können, die ihm seine Aerzte anempfohlen hätten.

5) Daß er nochmals die Bitte wiederhole, ihm ein Haus anzuweisen, um die für den Kaiser von Japan bestimmten Geschenke auszupacken, zu trocknen und zu reinigen, und einen schicklichen Ort zu bestimmen, um das, während des schrecklichen Sturmes schadhaft gewordene Schiff, wieder auszubessern.

Hierauf erwiederten die Dolmetscher:

Die beiden Hrn. Gouverneure hätten ihnen aufgetragen, dem Hrn. Gesandten zu sagen, daß er glauben müsse, sie hätten keine Ohren. — Der Wunsch des Gesandten, am Lande zu wohnen, die Geschenke auszupacken und das Schiff auszubessern, sey ihnen hinlänglich bekannt, sie befänden sich aber selbst in der größten Verlegenheit, und könnten nicht gegen die ihnen einmal vorgeschriebenen Gesetze handeln. Daher müsse er sich so lange gedulden, bis die Antwort von Jedo ankomme, von wo aus sie, über alle einzelne Punkte, Vorschriften und Verhaltungsbefehle erwarteten.

Alle obige Punkte wurden indeß von den Dolmetschern aufgeschrieben, und zuletzt noch von dem Gesandten der Wunsch hinzugefügt, von Zeit zu Zeit von den Herrn Japanern besucht zu werden, damit er sich doch wenigstens nach dem Wohlseyn der Herrn Gouverneure erkundigen könne.

Die Dolmetscher fühlten die Billigkeit unseres gerechten Unwillens und suchten alles auf die sonderbare Verfassung ihres Reichs und die Unveränderlichkeit ihrer Gesetze zu schieben.

Als man sie um das aufrichtige Geständniß in Absicht der Ankunft einer Antwort von Jedo fragte, so sagten sie, daß am 11ten und am 13ten Oktober Couriere abgeschickt worden, und man noch wenigstens 27 bis 30 Tage auf eine Antwort warten müsse.

Die Länge dieses Termins setzte uns in Erstaunen, und wir drangen nun desto mehr auf die Erlaubniß, wenigstens in der Nachbarschaft unseres Ankerplatzes an Land gehen zu dürfen.

Unter andern fragten die Dolmetscher, wann es dem Gesandten gefällig seyn würde, die mitgebrachten Japaner abzuliefern; worauf er ihnen antwortete, daß er dieselben bey der ersten Audienz, Kraft seines Auftrages, persönlich dem Gouverneur übergeben wolle.

In Absicht der nach Europa abzuschickenden Briefe, verlangten sie sogleich die Größe und Anzahl derselben zu wissen. Heute Nachmittag (am 25ten) wurde ein

großes, hohes und schönes mit 36 oder 38 Rudern versehenes Fahrzeug, das von mehreren ansehnlichen Bogsierböten in der Nachbarschaft unseres Schiffes vorbeygezogen wurde, beobachtet. Es war nur mit einer einzigen großen ponceaurothen Flagge, in deren Mitte ein weißer runder Spiegel befindlich, und mit einigen wenigen Ehrenstangen, versehen. Die Matrosen waren alle in dunkelblauen Kleidern mit einem weißen und blauen Querstrich über Brust und Rücken. Es sollte sich, der Aussage unserer Wachtschiffe nach, der Neffe des Japanischen Kaisers, Fürst Tschingodsin an Bord befinden. Das Fahrzeug war von mehreren andern begleitet, und dieser Aufzug schön und imponirend. Die Anzahl der beschäftigten und rudernden Menschen war beträchtlich, und das taktmäßige Geschrei ertönte weit umher.

Erst gegen 8 Uhr Abends kamen unsere Provisionen, nachdem wir schon vorher nach Nangasaki geschickt, und deshalb die Dolmetscher Morgen zu sprechen gewünscht hatten. Bey Ablieferung der Provisionen machte man viele Entschuldigungen, nicht früher gekommen zu seyn, und sagte, der Fürst Tschingodsin sey angelangt, und habe durch die Ceremonie seines Empfanges alle andere Geschäfte, und auch die unsrigen, aufgehalten.

Am 26ten, Mittags gegen zwei Uhr, kamen die Dolmetscher von zwei Officieren begleitet, und brachten die Antwort auf die in der vorgestrigen Zusammenkunft vorgelegten Punkte, nämlich:

Obgleich es ausdrücklich verboten, und gänzlich den Gesetzen zuwider sey, daß die Fremdlinge verschiedener Nationen in Japan irgend einen Briefwechsel unter sich oder mit andern Nationen unterhalten könnten, und folglich die Holländer nicht mit den chinesischen Schiffen nach Europa, und diese nicht mit den holländischen Schiffen nach China schreiben dürften, so wolle doch der Gouverneur dem russischen Gesandten, aus besonderer Achtung, gestatten, mit den Holländern zwei unversiegelte Briefe nach Europa zu schicken.

Der Gesandte nahm diesen Vorschlag nicht an, und setzte ihnen die Unschicklichkeit, seinem Kaiser offene Nachrichten zuzuschicken, auseinander, worauf

beschlossen wurde, daß die Briefe zuerst dem Gouverneur von Nangasaki zur Durchsicht, von diesem durch einen Banjos an unser Bord zurückgebracht, in Gegenwart der japanischen Civiloffiziere von dem Gesandten versiegelt, und dann wieder dem Gouverneur zugestellt werden sollten, der sie endlich den Holländern zur weitern Beförderung einhändigen würde.

Diese Briefe sollten Morgen zur Durchsicht des Gouverneurs fertig seyn und abgeholt werden.

Wegen der Bitte, ans Land gehen zu dürfen, erhielten wir die Antwort, daß zwar jedem Ausländer verboten sey, ohne besondere Erlaubniß des Kaisers, den japanischen Grund und Boden zu betreten; daß aber die Krankheit des Ambassadeurs eine Ausnahme mache, und der Gouverneur aus besonderer Achtung, ihm am nahen Land einen kleinen Ort zum Spaziergang gestatten wolle. In dieser Absicht brachten die Dolmetscher sogleich zwei gut gezeichnete Pläne von kleinen Plätzen, die vom Schiff aus gesehen werden konnten, von welchen man einen auswählen sollte. Nach geschehener Wahl bathen sie noch um Aufschub von zwei bis drei Tagen, weil man den Ort, der zu einer größern Insel gehörte, erst zurecht machen, auch mit einem Häuschen und einer Einfassung von Bambusrohr versehen wolle, damit der Ambassadeur im Fall eines Regens Schutz haben, und der unbescheidene Pöbel dem Gesandten nicht beschwerlich fallen möchte; eigentlich war es aber wohl, damit die Russen nicht ausserhalb des ihnen angezeigten eingeschränkten Platzes kommen könnten.

Wegen der unordentlichen Zufuhr der Provision bathen sie um Verzeihung, mit dem Versprechen, daß wir in Zukunft keine Ursache haben sollten, hierüber zu klagen; indessen hörten wir zufälliger Weise, daß die gestrige Entschuldigung, nämlich die Ankunft des Fürsten Tschingodsin erdichtet, und bloß sein Hofstaat angekommen war, er selbst aber erst in einigen Tagen zu Lande erwartet würde.

Die Antwort, die Erlaubniß des Schießens betreffend, versprachen sie auf Morgen; indessen bemerkten wir, daß die Holländer heute Abend keine Kanone lösten.

Den 27ten früh, mit Tagesanbruch, sahen wir viele Menschen an dem für uns bestimmten Platz arbeiten. Diesen Nachmittag kamen die Dolmetscher um den Brief abzuholen, vorher aber erkundigten sie sich genau nach dem Inhalte, schrieben die Uebersetzung davon nieder, und versprachen das Original Morgen wieder zu bringen, damit es in Gegenwart der Banjos von dem Gesandten versiegelt, und dann dem holländischen Oberhaupt der Faktorei, Hrn. Doeff übergeben werden könne *). Der Gesandte v. Resanoff hatte eine ganz genaue Abschrift des Briefes verfertiget, und diese von freien Stücken dem Gouverneur zugleich mitgeschickt. — Es wurde uns vorläufig auch angezeigt, daß Morgen der für uns bestimmte Platz fertig werden, und wir die Erlaubniß erhalten würden, ans Land gehen zu dürfen.

Am folgenden Tag, Nachmittags, kamen zwei Banjos mit einigen Dolmetschern und brachten dem Gesandten den Brief zum Versiegeln. Dieser wurde in einem ganz neuen, bloß für denselben bestimmten Kästchen gebracht, welches sauber gearbeitet, und mit einem seidnen Band und einer Schleife zugebunden war. Ein kleines, um die Schleife gebundenes Streifchen Papier, ersetzte die Stelle des Siegels, und ohne dieses zu zerreissen, konnte die Schleife nicht aufgemacht werden.

Der für Sr. Kais. Russ. Majestät bestimmte Brief lag in dem Kästchen, und in einem nochmals mit rothem Stempel versehenen Papier. Der Stempel wurde ausgeschnitten, und dem Gouverneur, als Beweis daß der Brief übergeben und empfangen worden, zurückgebracht. Für die dem Gouverneur gesandte Abschrift, ließ dieser insbesondere danken. Das Schreiben wurde

*) Es wurde also nur ein einziger Brief und zwar mit vielen Schwierigkeiten und ehe wir nach das Land von Japan betraten, nach Europa geschickt. Daß aber ein Jahr nachher in verschiedenen deutschen Zeitschriften, Briefe von Nangasaki datirt erschienen, welche die Sitten und Gewohnheiten der Japaner schildern, und daß man diese Erdichtungen oder Compilationen aus Charlevoix, Thunberg und Kämpfer, dem Publico als Originalschreiben aufbürdete, ist doch wohl ein wenig zu arg, und die Licentia poëtica zu weit ausgedehnt.

hierauf im Beyseyn der Banjos versiegelt und ihm zur weitern Beförderung übergeben.

Die großen Herrn sagten uns nach Endigung dieses Geschäftes, daß der von uns gewählte Custort heute Abend, oder längstens Morgen früh, fertig seyn würde, und versicherten, daß die Einräumung desselben bloß als Ausnahme, und aus besonderer Achtung für den Gesandten, mit Rücksicht auf seine schwächliche Gesundheit, betrachtet werden müsse.

Wir bemerkten seit gestern unaufhörlich, und selbst in der Nacht, bey einem hellen Feuer an dem für uns bestimmten Platz arbeiten, und sahen, zu unserm großen Erstaunen, heute früh ein kleines hölzernes Häuschen, welches man in der Nacht vollendet hatte.

Unsern Officieren war es erlaubt mit einem Degen, aber nicht mit einer Flinte, um etwa Vögel zu schießen, ans Land zu gehen; diese letzte Bedingung schien uns um so sonderbarer, da man uns schon alles Schießpulver und alle Gewehre abgenommen hatte.

Den 29sten Nachmittags, gegen vier Uhr, kamen zwei Banjos mit den Dolmetschern, um uns mit der Nachricht zu erfreuen, daß auf dem Lande der Custort für den Gesandten fertig, und sie bereit seyen ihn dahin zu begleiten; daß er in der Folge jederzeit ungehindert diesen Platz besuchen könne, wenn er nur vorher dem wachthabenden Officier davon benachrichtigte, damit dieser zusähe, ob der Ort reinlich sey; im Grunde aber wurde diese Vorkehrung getroffen, damit man Zeit gewinnen könnte, um die am Land nothwendigen Wachten zu besetzen oder zu verdoppeln. Als Bedingniß, die in Form einer Bitte eingekleidet war, wurde noch gefordert, daß der Gesandte niemals mehr als neun Officiere mitnehmen, die Matrosen nicht ans Land kommen, und Niemand die Nacht dort zubringen möchte; auch brachten die Banjos mit Erlaubniß des Gouverneurs einen Brief von Hrn. Doeff an den Gesandten von Resanoff, in welchem ersterer den Empfang des nach Rußland bestimmten Schreibens meldete, und die Versicherung hinzufügte, denselben über Batavia auf's sicherste nach Europa befördern zu lassen.

Hierauf stieg der Gesandte mit einigen Offizieren in die Schaluppe, um japanische Erde zu berühren; die Matrosen waren auf den Masten ausgestellt, und ein dreifaches Hurrah begleitete ihn. — Der Oberbanjos, mehrere Wachtschiffe und viele kleine japanische Fahrzeuge, folgten uns.

Bey Annäherung an den uns bestimmten Ort, der nur etwa zehn Minuten entfernt war, fanden wir ihn über alle Erwartung klein. Ein ringsum mit Bambusrohr eingefaßter Platz, der ungefähr zweimal die Länge unseres Schiffes betrug, auf dem man alle Pflanzen und alles Gras ausgerissen, dessen Boden geebnet, und zum Theil mit Sand überführt hatte, war zu unserem Spaziergang bestimmt. Ein kleines, nach vornen zu offenes, hölzernes Lusthäuschen, sollte zum Ausruhen und Schutz im Fall eines Regens dienen; der innere Raum war etwa zwei Fuß erhöht und mit rothem, wollenen Filzteppich belegt.

Der Gesandte hatte sich, nach japanischer Sitte, die Russisch-Kaiserliche Standarte mit dem doppelten Adler vortragen lassen, und setzte sich im Häuschen auf einen Stuhl, den man vom Schiffe mitgebracht hatte. — Hierauf bewillkommten ihn einige Banjos, im Namen des Gouverneurs, und überreichten eine japanische Höflichkeit, oder ein Compliment von demselben. Dies bestand in einem zusammengelegten, weißen, mit einer Schleife von weiß und rothen Papierfäden zusammengebundenen, etwa drei Finger breiten Papierstreifen, an dessen beiden Enden kleine Stückchen von einem Fisch oder von einem Darm heraushingen. Zu gleicher Zeit brachten sie ein kleines aus verschiedenen Einsätzen bestehendes, neues und von dem Gouverneur versiegeltes Kästchen, welches verschiedenes Zuckerwerk zur Erfrischung des Gesandten enthielt. Auf einem nahen Hügel hatte sich eine Menge Volks versammelt, um uns zu begaffen. Die Banjos verließen uns bald nachher, mit der wiederholten Bitte, nicht über Nacht hier zu bleiben, und da wir eben kein besonderes Vergnügen daran finden konnten, auf einem kleinen, eingezäunten, von allen Seiten bewachten Ackerfeld, auf dem sich zufälliger Weise drei Bäume befanden, lange umherzugehen, so begaben wir uns bald wieder an das Schiff.

Der Himmel war (am 3ten) den ganzen Tag bewölkt und regnicht, daher blieben wir allein am Schiff, wo nichts besonders vorfiel.

Man hatte mit den Japanern die Uebereinkunft getroffen, in Zukunft, wenn man ans Land fahren wollte, mit einer rothen Flagge ein Zeichen, zu geben, damit auf diese Art die wachthabenden Officiere von unserm Vorhaben benachrichtigt würden. Nachdem nun heute (am 3ten), sogleich nach gegebenem Zeichen einige Wachtschiffe nach Kibatsch (so hieß der uns angewiesene Ort) abgefertigt waren, fuhren einige Officiers, unter denen ich mich auch befand, ohne den Gesandten, ans Land. Wir fanden viele Menschen beschäftigt, um noch ein kleines Häuschen zu gewissen Bedürfnissen, dem größern anzubauen. — Kleine Knaben von 12 bis 13 Jahren arbeiteten schon als Tischler, hobelten, sägten, und nagelten Bretter an. Die Werkzeuge, als Hobel, Sägen, Meissel rc. waren in Gestalt und Form von den Europäischen verschieden, und mochten diese wohl größtentheils übertreffen. Auf Holzersparniß ist das Hauptaugenmerk hierbey gerichtet. Die Japaner waren überaus freundschaftlich und zuvorkommend. Dr. Horner nahm Sonnenhöhen mit künstlichem Horizont, wobey die Umstehenden mit der größten Aufmerksamkeit und Bescheidenheit zusahen, und das ihrige dazu beytrugen, um den Beobachter nicht in seiner Arbeit zu stören. Späterhin dankten sie sehr für die Erlaubniß, durch den Sextanten sehen zu dürfen. Viele boten uns ihre Fächer *) mit der Bitte dar, unsere Namen darauf zu schreiben, sie gaben hierauf ihren Dank dadurch zu erkennen, daß sie den beschriebenen Fächer mit einer Verbeugung an die Stirn hielten.

Mehrere gaben uns durch Pantomimen zu verstehen, die Buchstaben so groß zu machen, daß sie den ganzen Fächer bedeckten. Sie nannten uns die japanischen Namen von allen Gegenständen, die wir zu wissen verlangten, und wir waren eben so mittheilend mit den russischen.

*) Ein jeder Japaner führt allezeit einen Fächer, Pfeife, Tabackstasche, Schreibzeug und Papier, mit sich. Des letztern bedient er sich auch statt des Taschentuchs, indem er den Gebrauch, ein Tuch mit solchem Schmutz in der Tasche mit sich zu führen, für unschicklich und unsauber hält.

Nach einigen Stunden Aufenthalt, kehrten wir wieder an Bord zurück, und hörten, daß unterdessen einige Banjos mit den Dolmetschern da gewesen waren; sie hatten von dem Gouverneur den Auftrag zu fragen, warum der Gesandte nicht öfter ans Land ginge, und wünschten zu wissen, ob ihm vielleicht irgend etwas daselbst mißfallen; ob ihm die Menge der anwesenden Personen, oder des Volks außerhalb der Pallisaden lästig oder anstößig gewesen, oder ob noch irgend etwas anderes mangele? Worauf der Gesandte erwiederte, er habe zwar nichts gegen den Platz einzuwenden, indessen würde er es mit Vergnügen gesehen haben, wenn man nur noch wenigstens etwas Gras hätte stehen lassen, um die Schönheit der Natur mehr genießen zu können. Die Hauptursache aber, warum er seitdem das Land nicht mehr besucht habe, bestünde darin, daß er von dem ersten großen Spaziergang noch müde sey. — Die Dolmetscher lächelten, entschuldigten den Gouverneur und den geringen Umfang des Platzes, und bothen sich zugleich an, alles anzuwenden, was in ihren Kräften stünde, um unsere Freiheit weniger zu beschränken.

Sogleich nach Tisch kamen nochmals zwei andere Civilbeamten, nebst Dolmetschern; sie sagten, daß der Gouverneur alle mögliche Hülfe und Unterstützung anbiethe, um den Schaden unseres Schiffes auszubessern, und uns in dieser Absicht bekannt mache, daß vor sechs Jahren ein großes holländisches Schiff in Kibatsch wäre ausgebessert worden, und da die Antwort von Jedo vielleicht noch lange ausbleiben könnte, und der Gouverneur nicht die Macht habe, das Schiff bey Nangasaki ausbessern zu lassen, so wünschte er zu wissen, ob dasselbe nicht auch in Kibatsch reparirt werden könnte. Er wäre bereit, uns in diesem Fall mehrere japanische Fahrzeuge zu geben, in welchem die Geschenke, Ladung und Geschütz geborgen werden, und ein anderes in welchem der Gesandte unterdessen wohnen könne. Es wurde alles in Erwägung gezogen, und die Antwort bis zu einer andern Zeit aufgeschoben. Hierauf erkundigten sich die Banjos ebenfalls nach der Ursache, warum der Gesandte so selten nach dem Lande fahre, und ob er das an einer Seite offene Lusthäuschen lieber verschlossen haben

wollte? oder ob er sonst etwas daran auszusetzen oder zu erinnern habe? v. Resanoff gab sodann zu verstehen, daß er die ihm anfänglich angebothene kleine Insel Residesima, oder Ratteninsel, vorziehen würde, weil doch noch etwas Gras und Waldung darauf befindlich wäre, und daß er aus Unkunde der Ortsgelegenheit, Kibatsch vorgezogen habe, er bath also um die Erlaubniß, die unbewohnte Insel Residesima zuweilen besuchen zu dürfen; worauf man ihm antwortete, es habe dem Gouverneur viele Schwierigkeit verursacht, uns den Platz in Kibatsch zu verschaffen, er hätte sich deshalb zuerst mit den beiden Fürsten des Landes, Fisen und Tschingodsin berathschlagen müssen; das nämliche würde nun nochmals der Fall seyn, und sie zweifelten an der Gewährung dieser Bitte, weil auch dort vorher alles rein gemacht, vielleicht auch alle Bäume umgehauen und der Ort mit Sand bestreut werden würde.

Capt. v. Krusenstern fuhr (am 1ten Nov.) mit einigen Seeofficieren und mit Dr. Horner an das Land, um Sonnenhöhen zu nehmen, und zu untersuchen, ob die Bucht von Kibatsch zur Reparatur des Schiffes geschickt sey. Er fand die größte Tiefe von fünf bis sechs Faden. Die Japaner hinderten das sondiren dieser Bucht gar nicht, im Gegentheil sie sahen sehr neugierig zu. Seit gestern war man noch immer am Lande mit Verschönerung des Lusthäuschens beschäftiget, man hatte nun an der vordern Seite Schiebwände angebracht, die aus sehr regelmäßigen mit Papier beklebten Fächern bestanden, deren Genauigkeit und Reinlichkeit man wohl kaum in Europa erreichen kann.

Die Dolmatscher kamen am 2ten mit der Nachricht zu uns, daß die Menge des neugierigen und schlechtgekleideten Volks wahrscheinlich dem Gesandten mißfalle, der Gouverneur habe daher den Befehl ergehen lassen, daß sich Niemand unterstehen solle, dem Platz in Kibatsch nahe zu kommen. Dieser Befehl scheint noch mehr in sich begriffen zu haben, denn seit vorgestern hatte sich kein einziges Spazierfahrzeug mehr in der Nachbarschaft unseres Schiffes sehen lassen; wir waren also auch noch des Vergnügens beraubt, neue und fremde Gegenstände, die uns vorher oft unterhielten, beobachten zu können. Da der Gesandte auch

heute wieder keine Lust hatte, an das Land zu gehen, so fragten die Japaner, ob er befehle, daß noch irgend etwas dort nach seinem Wunsch zurecht gemacht werden sollte.

Verschiedene unserer Officiere fuhren nach Kibatsch und fanden die Japaner sehr vertraulich und freundschaftlich; sie machten unsre Herrn mit der Einrichtung ihrer Flinten, die statt des Feuersteins und Stahls mit brennenden Lunten abgefeuert werden, bekannt, zogen ihre Taschenbücher heraus, und zeigten Landkarten der umliegenden Gegenden, ihre Medicinbüchsen u. s. w.

Der Gesandte fuhr am 3ten, von wenig japanischen Barken begleitet, an das Land, woselbst sich nur wenig subalterne Officiere aufhielten. Neues war in Kibatsch nichts zu sehen, spazierengehen konnte man auch nicht viel, daher kehrte der Gesandte nach etwa einer halben Stunde Aufenthalt wieder an Bord zurück. Es durften sich keine neugierigen Gäste aus der Stadt in der Nachbarschaft unseres Schiffes sehen lassen.

Ungeachtet der Himmel am 4ten bewölkt war, und es auch etwas regnete, so fuhr ich doch mit einigen Officieren ans Land. Die Unterhaltung mit den Japanern war etwas kälter als gewöhnlich, und ihre Anzahl gering. Ein junger Mensch, der sich allein mit uns unterhielt, wurde abgerufen, woraus wir vermutheten, daß sie Befehl hatten, keine Vertraulichkeit gegen uns zu hegen.

Am 5ten kamen endlich nach langer Zeit die Dolmetscher mit der Nachricht zu uns, daß die holländischen Schiffe segelfertig wären, und wir nach ihrer Abreise denselben Ankerplatz einnehmen sollten. Wegen der Reparatur des Schiffes sagten sie, daß, weil das Verladen der Geschenke auf mehrere japanische Schiffe mit zu viel Schwierigkeit und Zeitverlust verbunden sey, so ließ uns der Gouverneur eine chinesische Jonke anbiethen, worauf der Gesandte alle Geschenke und Provisionen packen, und sie auch selbst noch bewohnen könne; zuletzt kam man darin überein, daß man, sobald die Holländer abgesegelt seyen, dem Gouverneur Antwort ertheilen würde; denn wenn sie noch später als in zehn Tagen absegeln sollten, so geduldе man sich alsdann lieber noch andere zehn Tage, weil man ohnehin

in Zeit von drei Wochen eine Antwort von Jedo, und mit ihr eine Wohnung am Lande zu erwarten habe.

In Absicht der kleinen Ratzeninsel (Nesidesima) worüber den 31ten Oktober angefragt wurde, erhielten wir heute abschlägige Antwort. Da wir schon seit mehreren Tagen von den Japanern ziemlich kalt behandelt wurden, und wir schon lange kein einziges Spazierfahrzeug mehr sahen, so spielte v. Resanoff darauf an, daß uns auch das einzige Vergnügen, welches uns der Anblick und die vielfache Abwechselung dieser Lustbarken verschaffte, entzogen worden sey; worauf die Dolmetscher diesen Umstand einem bloßen Zufall zuzuschreiben für gut fanden. Den 6ten und 7ten fiel nichts merkwürdiges vor.

Am 8ten, früh gegen acht Uhr, lichteten die Holländer die Anker. Wir begrüßten sie im Vorübersegeln, und wünschten ihnen glückliche Reise; sie antworteten uns aber nicht, und Hr. Doeff ließ deshalb am folgenden Tag um Verzeihung bitten, mit der Versicherung, daß die Capitäns, auf ausdrücklichen Befehl des Gouverneurs, nicht hätten antworten dürfen. Die Schiffe waren noch nicht jenseits des Papenbergs, als sie durch eine Windstille genöthigt wurden, die Anker fallen zu lassen.

Diesen Nachmittag brachten uns die Dolmetscher die Nachricht, daß wir morgen gegen Mittag, mit Bogsirböten abgeholt, und nach derjenigen Stelle geführt werden sollten, welche die Holländer heute früh verlassen hatten, daß unser Eisenballast unterdessen nicht ans Land, sondern an Bord einer chinesischen Jonke gebracht, und uns von Seiten des Gouverneurs alle mögliche Hülfe zur Ausbesserung des Schiffes geleistet werden sollte.

Den 9ten Nachmittags kamen zwei Banjos mit mehreren Dolmetschern, um uns zu dem neuen Ankerplatz, kurz vor den Kaiserlichen Wachten, zu bringen. Abends, als es schon dunkel war, kamen wir, von vielen Bogsirböten gezogen, daselbst an, und ankerten mit 15 Faden, etwa drei Werste von der Stadt Nangasaki, die wir am folgenden Morgen zum erstenmal deutlich sahen.

Die uns begleitenden Banjos waren sehr artig, höflich und zutraulich; sie beschäftigten sich den größten Theil des Nachmittags mit dem Besehen von Landkarten und Kupferstichen, die ihnen ungemein viel Vergnügen gewährten. Am 10ten wurden nun endlich Anstalten gemacht, das Schiff abzutakeln.

Die Masten, Segelstangen, Balken, und andere zum Schiff gehörigen Materialien wurden nach Kibatsch gebracht, und der Gouverneur versprach eine besondere Wache dabey zu stellen.

Der heute abgeschickte Dolmetscher sprach freier als irgend ein anderer vor ihm. Er hielt alle die strengen Verfügungen der japanischen Regierung für äußerst lächerlich, bedauerte selbst ein Japaner zu seyn, und wünschte sehr, fremde Länder besehen und bereisen zu können. Er beklagte die Kurzsichtigkeit seiner Landsleute, schrieb sie der Erziehung des japanischen Kaisers und der Staatsbeamten zu, und behauptete, daß die Unterthanen eben darum blind seyen, weil die Obern selbst keine hellen Begriffe hätten, und sich solche zu erwerben auch nicht im Stande wären. Der Mensch, sagte er, ist nicht geboren um bloß zu essen und zu trinken, sondern auch um sich zu unterrichten. — Während seiner phylosophischen Betrachtungen ließ er auch japanische Sprichwörter mit einfließen, z. B. das Alter des Menschen reicht bis hundert Jahre, der Ruhm bis zur Ewigkeit. Des Menschen Leben ist kurz, sein Name kann ohne Ende seyn. — Er bedauerte die Unannehmlichkeiten, denen der Gesandte ausgesetzt sey, suchte ihn zu trösten und verglich einen verständigen Mann mit dem Wasser, indem er sagte: ein vernünftiger Mann muß sich in die ihn umgebenden Umstände, und in alle Lagen eben so zu finden wissen, wie das Wasser, daß die Gestalt aller der Gefäße und Behälter annimmt, in welche man es gießt. Die Holländer segelten heute aus dem Hafen.

Am 11ten wurden die Masten und Rahen mit unsern Matrosen und Schaluppen nach Kibatsch bogsirt. Es waren wohl an vierzig von unsern Leuten am Lande, ohne daß man mehr Japaner als gewöhnlich beobachtet hätte.

Mehrere Officiere fuhren heute (am 12ten) ans Land, und sahen, während ihres Aufenthaltes daselbst, keinen einzigen Japaner. Es war sehr schönes Wetter,

und nach langer Zeit kamen zum erstenmal wieder einige Fahrzeuge mit neugierigen Frauen, um die Russen zu beängeln.

Den 13ten Nachmittags erschienen einige Dolmetscher, die wir bestellt hatten, um uns die Erlaubniß des Gouverneurs auszuwirken, von unserm mitgebrachten Roggenmehl in Nangasaki Brod backen zu lassen, worüber sie uns in wenig Tagen Antwort zu bringen versprachen. Auch kündigten sie uns an, daß in etwa zwei bis drei Tagen die chinesische Jonke zu uns gebracht werden würde, und man nur hohes Wasser erwarte, um sie flott machen zu können.

Die Nacht über wehte ein sehr starker Wind, wodurch das Wasser so hoch anschwellte, daß die Jonke flott wurde. Gegen vier Uhr kamen die Dolmetscher, brachten die Erlaubniß zum Brodbacken, und bathen um einen von unsern Ankern für die Jonke, weil die chinesischen von Holz seyen, und man sich ganz und gar nicht auf sie verlassen könnte. Man führte einen großen Anker auf einem überaus flachen und uns anfänglich zu klein scheinenden Fahrzeug weg, und versprach uns, Morgen die Jonke zu bringen.

Da Kibatsch zu weit von uns entfernt war, so erbathen wir uns einen Platz in der Nachbarschaft, um den Eisenballast, die Kanonen und andere schwer zu transportirende Artikel auszuschiffen.

Den 15ten brachte man die Jonke, und bath den Capt. v. Krusenstern an Bord derselben zu fahren, und zu untersuchen, ob sie unserm Endzweck entspräche. Mehrere Officiere begleiteten ihn und waren nicht wenig erstaunt, die dem Russischen Gesandten bestimmte Cajüte zu sehen, die in einem niedrigen, schlechten Zimmer ohne Fenster bestand, so daß das Licht bloß durch die Thür Zugang hatte. Für Provisionen, Geschenke und andere Dinge war Raum genug da. Capt. v. Krusenstern gab sogleich den gerechten Unwillen zu erkennen, und wunderte sich sehr, wie es möglich sey, daß so vernünftige Leute, wie die Japaner, dem Russischen Gesandten eine solche Wohnung anbiethen könnten, die selbst für dessen Kammerdiener zu schlecht sey. Er erklärte ferner, daß man die Reparatur des Schiffes nicht eher anfangen könne, als bis man die Geschenke

ausgeladen, und dem Ambassadeur einen schicklichen Wohnort angewiesen habe, daß man die Jonke für diese Bestimmung nicht gebrauchen könne, und man also die Antwort des Gouverneurs hierüber abwarten wolle. Auf die gestrige Aeusserung, daß Kibatsch zum Transport des Eisens und übrigen Ballastes zu weit entfernt sey, und man hierzu einen nähern Ort zu haben wünschte, brachte man heute schon die Antwort, daß der Gouverneur Befehl geben würde, einen guten Platz in der Nachbarschaft des Schiffes einzuräumen, und zur Aufbewahrung des Ballastes zurecht zu machen.

Mehrere Officiere fuhren auf die Jonke, um dieses schwerfällige, unbehülfliche Fahrzeug näher in Augenschein zu nehmen. Die Dolmetscher kamen mit der Nachricht zu uns, daß es nicht in der Macht des Gouverneurs stünde, dem Gesandten in Nangasaki oder in einem andern Ort eine Wohnung anzuweisen, ehe er nicht hierzu Antwort und Erlaubniß von Jedo erhalten habe, daß er diese aber in sieben bis acht Tage zu empfangen hoffte. Hierauf wurde beschlossen, die Jonke wieder wegzuschicken, und die nothwendig in wenig Tagen ankommende Antwort von Jedo an Bord des Schiffes abzuwarten, in der Hoffnung, daß alsdann die Geschenke in bequeme Magazine gebracht, und der Gesandte eine seiner Würde angemessene Wohnung beziehen könne. Des andern Morgens früh (am 17ten) wurde die Jonke wieder wegbogsirt, und kurz nachher der geliehene Anker wieder zurückgebracht.

Bis zum 24ten fiel nichts merkwürdiges vor, wir warteten ruhig die Antwort von Jedo ab. Die Kälte des anfangenden Winters nahm täglich merklich zu, und war uns allen sehr empfindlich; die Temperatur wechselte gewöhnlich von 4° bis 12° Wärme. Die ärmern Japaner auf den Fischerböten, und die Matrosen auf den Wachtfahrzeugen, schienen des Morgens und Abends nicht wenig zu frieren. Ein dünnes baumwollenes Kleid war ihre einzige Bedeckung, des Nachts schliefen sie in den beynahe offenen Böten, und hatten zur Unterlage eine Strohmatte, zur Decke ihre Kleider. Am Tage sahen wir viele, die, eine Hüftbinde ausgenommen, ganz und gar nackend waren. Diesen Nachmittag

kamen die Dolmetscher nach langer Zeit wieder einmal von freien Stücken zu uns, und erkundigten sich, im Namen der beiden Herrn Gouverneurs, nach der Gesundheit des Herrn Ambassadeurs. Anfänglich unterhielten sie sich lange von ganz gleichgültigen Gegenständen, und schienen keinen besondern Zweck mit ihrem Besuch zu verbinden. Das Hauptgespräch betraf die jetzige kalte Witterung; sie versicherten, daß es in kurzer Zeit noch viel kälter und sehr stürmisch werden würde, und gaben zu verstehen, daß es doch nicht gesund seyn könne, bey einer solchen Jahreszeit, und so lange auf dem Schiff zu wohnen. Uns lag die längst erwartete Ankunft eines Couriers von Jedo mehr am Herzen als die Witterung, daher erkundigten wir uns nach dieser, und waren nicht wenig betroffen, zu hören, daß gestern zwar die Post von Jedo angekommen, diese aber keine Nachricht, unsere Angelegenheit betreffend, mitgebracht, und man bey ihrer Abreise von dort noch nichts von unserer Ankunft gewußt habe; sie fügten zuletzt die für uns sehr unangehme und unerwartete Vermuthung hinzu, daß der Courier leicht noch 15 bis 20 Tage ausbleiben könnte.

Als der Gesandte etwas ungeduldig wurde, so machten ihm die Dolmetscher folgenden Vorschlag; sie sagten, ihrer Meinung nach wäre eine kleine Wohnung am Ende der Stadt Nangasaki doch immer besser als der Auffenthalt auf dem Schiff, und sie vermutheten, daß, wenn der Gesandte ernstlich darauf bestünde, bis zur Ankunft eines Couriers, eine kleine Wohnung zu fordern, und er zugleich die ungestüme Jahreszeit, die rauhe Witterung, seine schwächliche Gesundheit, das Auspacken und Nachsehen der Geschenke, und die nothwendige Reparatur des Schiffes zum Vorwand nähme, so würde sich doch wohl der Gouverneur, aus besonderer Achtung für den russischen Hof, dazu verstehen, einen kleinen Wohnplatz am Lande einzuräumen, und sie wären überzeugt, daß man ihm nach Empfang der Antwort von Jedo, eine geräumige, seinem Stande und seiner Würde angemessene Wohnung geben würde. Es war leicht zu merken, daß sie unterrichtet waren, den Gesandten zu hintergehen: denn sie fügten hinzu, daß er seinen Zweck weit eher erreichen würde, wenn er die Soldaten seiner Ehren-

wache, so lange auf dem Schiff lassen, oder sie wenigstens ohne Flinten mit ans Land nehmen wollte, weil es nicht bey ihnen Gebrauch wäre, sich mit offenen und unbedeckten Waffen öffentlich zu zeigen, so wie wir dies auch schon auf den uns umgebenden Schiffen hätten bemerken können, auf denen alle Flinten mit Futteralen bedeckt seyen. Der Ambassadeur fand zwar ihren Vorschlag annehmbar, wollte aber nicht von der Beybehaltung seiner militärischen Ehrenwache abstehen, sondern höchstens nur darin einwilligen, daß er sie mit Gewehren ohne Bajonetten mitnehmen wollte.

Hierauf verließen uns die Dolmetscher mit dem Versprechen, daß alles was verhandelt wurde, als ein Vorschlag von uns, mit den gesagten Bedingungen, dem Gouverneur vorgestellt werden sollte.

Man konnte leicht aus dem Ganzen muthmaßen, daß der gestrige Courier eine den Gouverneur vielleicht wenig befriedigende Antwort mitgebracht habe, und daß letzterer nur auf eine gute Weise Zeit zu gewinnen suche, um uns noch länger und bis zur Ankunft eines zweiten warten zu lassen; denn gerade das, was uns heute die Dolmetscher von freien Stücken anbothen, war ja das, warum wir uns schon so lange bemühten, und worauf uns der Gouverneur so oft, und noch zuletzt den 16ten d. M. zur Antwort gab, daß es nicht in seiner Gewalt stünde, irgend etwas ohne Einwilligung seines Hofes zu thun.

Den 25ten Nachmittags, brachten uns die Dolmetscher die Nachricht, daß der Gouverneur zwar gern die Bitte des Gesandten erfüllen wolle, sich aber dadurch großer Verantwortlichkeit schuldig mache, er bäthe daher zu seiner Rechtfertigung den Ambassadeur, daß er schriftlich die Nothwendigkeit der Reparatur des durch Sturm beschädigten Schiffes anzeige, und wegen seiner Gesundheitsumstände und der rauhen Jahreszeit rc. um eine Wohnung am Lande ersuche. Dies geschah, und die Dolmetscher schienen sehr damit zufrieden. Das Einzige nur was noch Schwierigkeiten zu machen schien, war das Militär. Sie wiederholten daher nochmals, daß dies gegen alle Gesetze sey, daß selbst die vornehmsten Fürsten des Landes jederzeit unbewaffnet bey dem Gouverneur erscheinen müßten;

sie bathen um Weglassung der Ehrenwache, oder um Verminderung der Anzahl, und um Futterale über die Flinten; allein der Gesandte bestand darauf, daß er nicht ohne seine Ehrenwache, ans Land gehen würde, und er eben so wenig ohne diese, als die Officiere ohne ihr Seitengewehr, erscheinen könne, weil die Weglassung derselben gegen die Würde eines Ambassadeurs sey. Die Dolmetscher schüttelten die Köpfe und sagten, sie würden dem Gouverneur die Meinung des Gesandten hinterbringen. Hierauf zogen sie einen Plan hervor, von dem für den Ambassadeur bestimmten Wohnort, nebst den Magazinen für die Geschenke, womit v. Resanoff zufrieden war, und erkundigten sich bloß im Allgemeinen nach der Anzahl der Personen, welche am Lande wohnen sollten.

Die Dolmetscher kamen am folgenden Tage nicht zu uns. Wir sahen aber vermittelst unserer Fernröhre an dem Orte, der nach ihrer Aussage für den Gesandten bestimmt war, viele Personen arbeiten.

In den nächst folgenden Tagen war man mit der Einrichtung dieses Platzes beschäftiget, an dem man den 30ten schon eine hohe Einfassung von Bambusrohr wahrnehmen konnte.

Das Ausbleiben der Dolmetscher, die sich schon seit mehreren Tagen nicht hatten sehen lassen, erregte bey uns Ungeduld und üble Laune. Kaltes stürmisches und unangenehmes Wetter vermehrte die finstere Stimmung unsers Geistes.

Den 1ten December, Abends, sahen wir eine große Illumination auf Desima, dem Wohnort der Holländer; sie war, so viel wir in der Ferne sehen konnten, geschmackvoll, und bestand aus mehrern hundert bunten papiernen Laternen, die einen sehr guten Effekt machten. Die Holländische Faktorei versäumt, wie uns die Dolmetscher versicherten, keine Gelegenheit, um das Ansehen der Ostindischen Compagnie bey öffentlichen Gelegenheiten zu beweisen, obgleich ihr Handel jetzt sehr unbeträchtlich ist.

Am Lande war man den 2ten noch immer beschäftiget, die Wohnung des Gesandten zurecht zu machen. Sehnlich erwarteten wir die Dolmetscher mit der

Nachricht, daß alles vollendet sey, und da sie sich seit den 28ten nicht mehr hatten sehen lassen, so lud man sie auf Morgen ein, zu uns zu kommen. In Desima war am Abend wieder Erleuchtung. — Unser aller Erwartung war (am 3ten) auf die Ankunft der Dolmetscher gespannt, indessen erschienen sie nicht.

Endlich am folgenden Tag (den 4ten) kam wieder einmal ein Dolmetscher, wie gewöhnlich überaus höflich und zuvorkommend; er erkundigte sich, nebst vielen Empfehlungen von beiden Gouverneurs, angelegentlichst nach dem Befinden des Gesandten und der übrigen Herren, und brachte die Nachricht von dem richtigen Empfang des Schreibens, in welchem der Gesandte die Gründe angab, warum er eine Wohnung bey Nangasaki zu haben wünsche; auch versicherte er, daß der Courier täglich erwartet würde, bis jetzt aber noch nicht angekommen sey, und ungewöhnlich lange ausbleibe, daß aber demungeachtet der Gouverneur, nach Erwägung aller Umstände dem Gesandten einen kleinen Wohnplatz zugestehen wolle, und hoffe, daß die nothwendigen Vorbereitungen zum Empfang desselben in etwa vier bis fünf Tagen fertig seyn würden.

Obgleich wir schon die Einfassung mit hohen Bambusstäben, an dem uns bestimmten Ort bemerken konnten, so fragten wir doch scherzweise, ob denn der Platz, auch so wie der in Kibatsch, ordentlich mit Bambus, umzäunt würde, damit der große Herr nicht vom Pöbel gestört oder gar von denselben gesehen werden könnte; worauf der Dolmetscher lachte, und erklärte, daß er selbst diese Vorkehrungen der japanischen Regierung sehr kleinlich fände, daß aber dieses einmal Landessitte sey. Zuletzt erkundigte er sich nach verschiedenen ökonomischen Gegenständen; wie wir nämlich die Küche wollten eingerichtet haben, ob mit eigenen oder japanischen Geräthschaften. Er sagte uns, daß die Japaner keine Tische und Stühle hätten, und wir folglich solche selbst mitbringen müßten. Beym Weggehen bathen wir, uns doch bald wieder zu besuchen, und uns von dem Schiffsarrest zu befreien.

Lange warteten wir vergebens auf Nachricht von der Ankunft eines Couriers und hatten keinen Besuch der Dolmetscher, die wir endlich den 10ten mit

froher Erwartung und in der Hoffnung an Bord steigen sahen, von ihnen die Antwort von Jedo, oder doch wenigstens die Nachricht, daß alles an Land zu unserm Empfang fertig sey, zu erhalten. Bey ihrer Ankunft brachten sie, so wie gewöhnlich, viele Empfehlungen von beiden Gouverneurs, die sich sehr angelegentlichst nach dem Befinden des Ambassadeurs erkundigen ließen, und zugleich sehr bedauerten, daß die für ihn bestimmte Wohnung noch nicht ganz beendigt sey; indeß glaubte doch der Dolmetscher, nach seiner unpartheiischen Meinung, daß wohl in vier bis fünf Tagen die Wohnung bezogen werden könnte. — Auf die Frage, ob denn wirklich noch kein Courier angekommen sey, wurde mit dem gewöhnlichen Nein geantwortet.

Man hatte sich beym letzten Besuch (den 4ten d. M.) einige Breter zur Reparatur des Schiffes ausgebethen, anstatt dieser brachte man nun zuerst zwei kleine Proben von Holzarten, um dem Capitän frei zu stellen, welche von beiden er für seinen Gebrauch wählen wolle.

Es war wohl Niemand an Bord der Nadeshda, der nicht voller Mißmuth und Ungeduld war, auch der Gesandte konnte sich nicht enthalten, seinen Unwillen laut zu erkennen zu geben, und den Dolmetschern zu sagen, daß wir durch das Zögern schon viele Zeit unnöthiger Weise verloren hätten, daß unser Schiff in längstens vier Monaten Japan verlassen müßte, um nach Kamtschatka zu segeln, und wenn es bis zum Juli künftigen Jahres noch nicht wieder dort angekommen, so müßte man in Rußland glauben, es sey uns irgend ein Unglück zugestoßen, und würde vielleicht gar Schiffe ausschicken, um uns aufzusuchen; im Fall man also noch lange zaudere, so besorge er auch noch, es möchte ihm keine Zeit mehr übrig bleiben, die Gesandtschaftsreise nach Jedo anzutreten; er sähe sich folglich genöthigt, um endliche Entscheidung zu bitten. Hierauf antwortete der Dolmetscher, daß er alles sehr wohl begreife, und auch schon oft dem Gouverneur alles begreiflich gemacht habe, daß dieser aber in der Sache nichts thun könne, bevor er nicht Antwort von Jedo erhalten habe. Es ist lächerlich, fügte er hinzu, daß Japan, dieses kleine Land, diese kleine Insel, so

viele Umstände macht, und in allen seinen Manieren, ja selbst in der Denkungsart klein ist; Rußland, fuhr er fort, ist ein großes Land, daher sind auch alle Manieren, Gedanken und Handlungen seiner Bewohner groß und edel.

Bey unserer Aeußerung, wie höchst unwahrscheinlich und beynahe unmöglich es sey, daß noch kein Courier aus Jedo sollte zurückgekommen seyn, und daß es uns aus Kaempfers und Thunbergs Beschreibungen von Japan wohl bekannt sey, wie bald ein Courier von Nangasaki nach Jedo und zurückkommen könne, (nämlich in 21 Tagen) sagte der Dolmetscher, dies sey zwar wahr, in einer so wichtigen Angelegenheit aber müßte der ganze Staatsrath versammelt, und daher könne der Courier nicht so bald abgefertigt werden. — Es war schon dunkel, als uns die Dolmetscher mit den gewöhnlichen leeren Versprechungen, und mit der Versicherung verließen, daß wir bald ans Land kommen, und in wenig Tagen die bestellten Breter erhalten würden.

In den folgenden Tagen (vom 11ten bis 15ten) fiel nichts Erhebliches vor.

Den 15ten erhielten wir durch die Dolmetscher Nachricht, daß das Haus fertig sey, und der Ambassadeur Uebermorgen am Lande erwartet werde; daß sie aber vorher wissen möchten: 1) ob der Gesandte in seiner eignen Schaluppe fahren oder das Fahrzeug des Landesfürsten von Fisen annehmen wolle? Antwort, Letzteres würde vorgezogen. 2) Wie viele Officiere und andere Personen den Gesandten an das Land begleiten würden? Antw. Etwa zehn Officiere und funfzehn andere Personen, unter denen sich die sieben Soldaten und die vier mitgebrachten Japaner befänden. 3) Ob und was für Waaren und andere Sachen man mit an das Land nehmen wolle? Antw. Gar keine, ausgenommen Kleidungsstücke und die für Japan bestimmten Geschenke. 4) Wann die Geschenke ans Land gebracht werden sollten? Antw. Sogleich nachdem man die Wohnung bezogen habe. 5) Mit welchen Fahrzeugen? Antw. Man bäthe um den Beystand der japanischen.

Nachdem alles dieses beendigt war, so machte v. Resanoff den Vorschlag, einigen Officieren seines Gefolges zu erlauben, Morgens zuvor den für ihn be-

stimmten Platz in Augenschein zu nehmen, um zu wissen, ob dieser auch so beschaffen sey, daß er ihn beziehen könne, oder ob die Wohnung vielleicht einige Aehnlichkeit mit der chinesischen Jonke habe? (S. oben S. 233) Von den Soldaten wurde keine andere Erwähnung mehr gethan, als daß sie mit kommen würden.

Nachmittags sahen wir mehrere hundert Menschen auf einem Hügel, der dicht an die uns bestimmte Wohnung grenzte, beschäftigt, um kleine Häuser aufzuschlagen, die mit Vorhängen bedeckt wurden. — Dies sind die Festungen hier zu Lande, und hierher, vermutheten wir, würde wahrscheinlich die für uns bestimmte japanische Ehrenwache zu Lande verlegt werden.

Versprochener Maßen kamen gegen Mittag (am 16ten) die Dolmetscher, und brachten die Antwort, daß es Morgen früh um sieben Uhr einigen Offizieren erlaubt sey, die Wohnung in Augenschein zu nehmen, und daß der Gesandte, wenn sie alles gut fänden, Nachmittags dort erwartet würde. Hierauf machte v. Resanoff den Einwurf, daß er Morgen wohl schwerlich den Wohnort beziehen könnte, weil zuvor, wenn auch alles noch so gut wäre, Tische, Stühle, Küchengeräthschaften u. s. w. dahin gebracht werden müßten, und er erst dann, wenn alles in Ordnung sey, dahin kommen würde. Diese Bemerkung befremdete die Dolmetscher nicht wenig, sie sagten, der Gouverneur hätte alle Vorkehrungen für den Empfang des Gesandten auf Morgen getroffen, alle Herrn des Landes und die Stadt Nangasaki davon benachrichtiget, und würde sehr in Verlegenheit seyn, wenn der Gesandte seine Landung verschieben wollte; der Einwurf, daß dieser auch schon längst in Verlegenheit gewesen, und nun schon seit langer Zeit auf die Erlaubniß an Land gehen zu dürfen, hätte warten müssen, wurde so lebhaft empfunden, daß die Dolmetscher zuletzt inständigst bathen, und es als eine besondere Nachsicht und Gefälligkeit anzusehen versprachen, wenn er Morgen Nachmittag nach Megasaki (so hieß der für den Gesandten bestimmte Ort) fahren wollte, zu welchem Ende ein Fahrzeug mit 60 Rudern und einer Menge Bogsirböte von dem Gouverneur beordert sey.

Es wurde also beschlossen, daß Morgen früh um 7 Uhr die Banjos kommen sollten, um fünf Officiere zur Besichtigung der Wohnung abzuholen, daß die Japaner sogleich nach deren Rückkunft dafür sorgen wollten, die nöthigen Geräthschaften, Meubles u. s. w. ans Land zu transportiren, wohin sich dann der Ambassadeur Nachmittags begeben würde, und daß in den nächst folgenden Tagen japanische Fahrzeuge an das Schiff kommen sollten, um die für Japan bestimmten Geschenke, nach den Magazinen zu bringen.

Mit Tagesanbruch sahen wir eine Menge großer und kleiner japanischer Fahrzeuge, die sich um uns her versammelten. Gegen acht Uhr kamen zwei Oberbanjos und die Dolmetscher. Erstern wurde wie gewöhnlich die Honneurs gemacht, und sie nach der Cajüte gebracht, wo sie sich förmlich an den Gesandten wandten, und sagten, daß der Gouverneur auf eigene Verantwortung, ohne Briefe von Jedo erhalten zu haben, und aus besonderer Achtung, dem Russischen Bevollmächtigten, deswegen weil er sich nicht wohl befände, eine Wohnung, und für die Geschenke einige Packhäuser oder Magazine, hätte zurecht machen lassen. Der Ort sey zwar klein, und läge am Wasser, dieses könne jedoch nicht abgeändert werden, weil der Wohnplatz aller fremden Nationen, die sich in Japan befänden, (nämlich der Holländer und der Chineser) auch am Wasser läge; sobald aber die Antwort von Jedo ankomme, so würde er eine bessere und geräumigere Wohnung erhalten.

Einige Officiere, die ich begleitete, wurden nun abgeschickt, um, der gestrigen Verabredung gemäß, das für den Gesandten bestimmte Haus zu besehen. Wir fuhren in unserer Schaluppe, von japanischen Fahrzeugen begleitet, nach Megasaki, wo wir von mehrern Dolmetschern empfangen wurden, die uns sogleich mit unserer neuen Wohnung bekannt machten. Wir fanden ein einstöckiges hölzernes Haus von neun Zimmern, alle mit neuen Strohmatten belegt und ohne alle Meubles, mehrere große von gelbem Kupfer verfertigte Kohlenbecken ausgenommen, die statt der Oefen dienten. Die Fensterscheiben bestanden aus einem dünnen, nicht mit Oehl getränkten Papier, das über ein niedlich gearbeitetes Fachwerk

ausgespannt war. Die Packhäuser schienen so geräumig, daß die Hälfte des einen, den Soldaten und mitgebrachten Japanern zum bequemen Aufenthaltsort dienen konnte. Nachdem wir alles sehr gut gefunden, und zweien Oberbanjos, die wir auch hier antrafen, im Namen des Gesandten, unsere Zufriedenheit bezeugt hatten, begaben wir uns wieder an das Schiff. Hier wurden nun alle mitzunehmende Sachen aufgeschrieben, und nach Megasaki geschickt. Sogleich nach Tisch begab sich der Gesandte mit seinem Gefolge und der militärischen Ehrenwache, auf das Fahrzeug des Landesfürsten von Fisen, auf welchem er, ob es gleich für 60 Ruderer eingerichtet war, doch nicht weggerudert, sondern von vielen kleinen Böten weggbugsirt wurde, welches nach Landessitte vornehmer seyn soll.

Das äusserst prachtvolle 120 Fuß lange Fahrzeug hatte zwei Stockwerk oder Abtheilungen, deren untere von außen mit Lillaseidenen Zeugen behangen, und mit dem Fürstlich Fisenschen Wappen geziert war; die obere prangte mit Vorhängen von Atlaß, und mancherlei Farben, die dem Ganzen ein buntes und eignes Ansehen gewährten. Die inneren Wände der verschiedenen Zimmer und Abtheilungen waren sehr schön lackirt, und der Fußboden, theils überfirnißt, theils mit kostbaren Fußteppichen bedeckt. Das Hauptzimmer befand sich im untersten Stockwerk, etwa in der Mitte des Botes. Hier sah man das Fürstlich Fisensche Wappen an den spiegelglatt schwarz lackirten Wänden mit Gold, mosaikartig eingelegt, und Schirme mit kostbaren geschmackvollen Tapeten überzogen. In diesem Zimmer saß der Gesandte auf einem vom Schiff mitgebrachten Lehnsessel, und vor ihm stand ein Tischchen, auf welchem das Creditivschreiben lag. Die russischen Soldaten, deren einer die Kaiserl. Standarte hielt, befanden sich auf dem obern und hintern Theil des Fahrzeuges, wo eine Art von Gallerie oder vom Verdeck angebracht war.

Auf diese Weise traten wir, von einer unglaublichen Menge japanischer Fahrzeuge umringt, unsern Zug nach Megasaki an. Als wir die japanischen Wachthäuser und kaiserlichen Festungen vor denen wir bisher vor Anker lagen, passirten, bemerkten wir diese mit neuen Tüchern behangen, und die gewöhnliche An-

zahl der Vorhänge noch vermehrt. Die Hügel vor den Wachen hatte man alle mit Soldaten besetzt, von denen einige Flinten, andere Fahnen, Standarten und kostbare Ehrenzeichen in der Hand hatten. Die Dolmetscher machten den Gesandten hierauf aufmerksam, und erklärten, daß dieses alles ihm zu Ehren veranstaltet worden. Das nahe Ufer war von vielen tausend Menschen bedeckt, die dem Fahrzeug bis zum Ort unserer Bestimmung folgten, von wo sie sorgfältig abgehalten wurden.

In der Nachbarschaft von Megasaki wurde das Wasser sehr seicht und untief, daher mußte der Gesandte ein kleineres Fahrzeug besteigen, welches ebenfalls sehr fein und schön gebaut, und aufs prächtigste lackirt war.

Die Ehrenwache und die Officiers der Gesandtschaft stiegen zuerst aus, diesen folgte der Gesandte, der von mehreren Oberbanjos, Dolmetschern, einer Menge Japaner, die den kleinen Platz vollgefüllt hatten, und von seiner Ehrenwache, die ihm die Honneurs machte, empfangen wurde. Der Gesandte fand die Wohnung so ziemlich gut, und ließ dem Gouverneur dafür danken.

Die Küche war bey unserer Ankunft aufs beste bestellt, das Feuer brannte, das Wasser kochte, und Rindfleisch, Hühner, Enten, und Reis standen in Bereitschaft.

Als uns nach etwa einer Stunde die japanischen großen Herrn und die Dolmetscher verlassen hatten, und auch einige Seeofficiere, die uns begleitet hatten, nach dem Schiff zurückkehrten, wurden die Thore unserer neuen Wohnung, von innen und von aussen, verriegelt und verschlossen, und wir von allen Seiten bewacht.



Zwölftes Kapitel.

Aufenthalt in Megasaki.

Unsere Gesellschaft war nun getheilt; am Lande lebte der Gesandte v. Resanoff, Major v. Friederici, Hofr. v. Fosse, Capt. Foedoroff, Lieut. Koscheleff, Schemelin, Commissionär der Russ. Amerikanischen Handelscompagnie und ich, die Ehrenwache, die vier mitgebrachten Japaner und einige Bedienten. Der Platz den wir bewohnten, ist an drei Seiten von Wasser umgeben, an der vierten hängt er mit dem Lande zusammen, und bildet auf diese Art eine kleine viereckigte Halbinsel. Der innere kleine, etwa 40 Schritte lange und 30 Schritte breite Hof, war von drei Seiten mit Gebäuden eingeschlossen, nämlich von dem Wohnhaus des Gesandten und von zwei Packhäusern; die vierte, die uns eine schöne Aussicht nach dem Wasser hätte gewähren können, war durch eine hohe doppelte Reihe von Bambusrohr gesperrt, die alle Aussicht unmöglich machte.

Zwei Thore führten zu diesem Hof, das eine öffnete sich nach der Wasserseite; dieses war von den uns schon längst bekannten Wachtböten des Fürsten von Fisen bewacht, das andere, welches nach der Stadt führte, war durch eine doppelte Wache, nämlich eine Kaiserliche Civil- und eine Militärwache des Fürsten von Omuru besetzt. Erstere saß drei Schritte von dem Eingang zu unserm Hof und hatte auch noch eine andere entferntere Pforte besetzt. Letztere bewachte einen Hügel, der sich unmittelbar hinter der Civilwache erhebt, und war im Stande unsern

ganzen Hof, der etwa einen Steinwurf weit davon entfernt war, von oben herab, wie von einem Thurme, zu überschauen. Beide Thore unserer Wohnung wurden Morgens und Abends regelmäßig mit Schloß und Riegel verschlossen.

Bis zum 21ten fiel nichts besonders vor, die Geschenke wurden nach und nach von dem Schiff, das noch immer vor den Kaiserlichen Wachten vor Anker lag, nach den Magazinen in Megasaki gebracht, und bey dieser Gelegenheit waren jedesmal mehrere Banjos und Dolmetscher bey uns, die eine genaue Aufsicht hielten, und die Listen der vom Schiff gesandten Sachen nachsahen, damit kein Unterschleif geschehen, oder irgend etwas entwendet werden konnte.

Den 22ten brachten die Dolmetscher die Nachricht, daß man gestern eine Antwort von Jedo erhalten habe, und daß heute ein großer Herr im Namen des Gouverneurs kommen würde, um dieses dem Gesandten bekannt zu machen. Man hatte lange unterhandelt, wie der Gesandte diesen Mann empfangen solle, weil er, wie die Dolmetscher vorgaben, die Worte des Kaisers mittheilen würde. v. Resanoff schlug alle Vorschläge in Absicht der Beobachtung eines besondern Ceremoniels ab, und erklärte, daß er diesen Oberbanjos mit der größten Höflichkeit und Ehrenbezeugung begegnen, und nicht von den bisher befolgten freundschaftlichen Gebräuchen abgehen würde. Am Ende willigte man ein, daß der Gesandte den großen Herrn auf Europäische Weise empfangen, und jener während den Unterhandlungen auf einem großen Lehnsessel, dieser aber auf einem Sopha sitzen solle.

Zu gleicher Zeit sprachen die Dolmetscher vorläufig, und gleichsam wie von ungefähr von der Ceremonie, die der Gesandte bey der Audienz des Gouverneurs würde zu beobachten haben; indem sich alle Gesandten, von den ältesten Zeiten an, bey dem Gouverneur der orientalischen Sitte unterworfen, und in der Audienz gekniet hätten. Sie brachten, als Beweis, Copien der Aktenstücke von den ältesten portugiesischen Gesandtschaften, worauf v. Resanoff erwiederte, daß er alle Höflichkeiten, die ihm der Gouverneur bezeige, auf gleiche Art erwiedern, und er sich folglich nach den Landessitten richten würde.

Der große Herr erschien endlich mit einer äußerst bedeutenden Miene, und verkündigte im Namen des Gouverneurs die Ankunft eines Couriers von Jedo, der die wichtige Erlaubniß des Kaisers von Japan mitgebracht habe, daß das von Rußland angelangte Schiff die Erlaubniß habe, nach Nangasaki zu kommen.

Dem Zufolge wurde das Schiff am folgenden Tag in den Hafen bogsirt, und in einer Entfernung von 1½ Werste von unserer Wohnung, Megasaki, vor Anker gelegt. Zu gleicher Zeit wurden die mit Vorhängen versehenen Wachten auf dem nahen Berge niedergerissen, welches, wie wir in der Folge erfuhren, auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers geschah.

Ungeachtet der Menge von Wachten und Wachtschiffen, machte man uns doch viele Schwierigkeiten, man wollte nicht einmal eine freie Communication der Russen unter sich, nämlich zwischen dem Schiff und Megasaki gestatten, und hatte die Anordnung getroffen, daß wir jedesmal zuvor dem Gouverneur anzeigen sollten, wenn jemand von dem Schiff ans Land oder wieder zurück fahren wollte. Wir machten ernstliche Vorstellungen und Einwendungen gegen solche zweckwidrige Verkehrungen, und erhielten am andern Morgen die Einwilligung einer freiern Verbindung. Man hatte nun die Anordnung getroffen, daß die wachthabenden Officiere durch eine rothe Flagge von der Absicht ans Land oder ans Schiff gehen zu wollen, benachrichtiget wurden, diese stellten sich sodann nach gegebenem Signal sogleich ein, um die doppelt verschlossenen Thore, (nämlich inwendig im Hof und auswendig nach der Wasserseite zu) aufzuschließen, dabey wurde die ausdrückliche Bedingung gemacht, daß die Anzahl der einmal an Bord und auf dem Land wohnenden Personen nicht geändert werden sollte, weswegen wir alle Abend die Revue passiren mußten, und da Lieut. Koscheleff am 25ten einige Geschäfte an Bord hatte und die Nacht über dort schlafen wollte, so waren wir genöthigt am Abend vor Thorschluß einen Matrosen vom Schiff holen zu lassen, um die Anzahl der Personen am Lande vollzählig zu machen.

Den 30ten ließ der Gesandte einige Dolmetscher rufen, und machte ihnen bekannt, daß wir zur Ausbesserung des Schiffes, Kupferplatten, Nägel, Breter, Balken u. s. w. nöthig hätten, und den Gouverneur um irgend einen kleinen Platz am nahen Ufer bäthen, woselbst die Barcasse ausgebessert werden könnte. Die Dolmetscher versprachen uns schon im voraus die Zusage und sagten, die Regierung hielt es für eine Schuldigkeit, uns alles, was wir nöthig hätten, unentgeldlich zu liefern.

Am 31ten, Abends, feierten die Holländer den Jahreswechsel, die Dolmetscher schmaußten beynahe alle in Desima, wo wir eine große Illumination gewahr wurden. In Megasaki verhielten wir uns leidend, und ließen uns heute, wie alle Tage, bey einem philosophischen Gläschen Punsch die Thüren verriegeln, und das Schloß vorhängen.

In der Nacht vom 1ten auf den 2ten Januar 1805 hatte es gefroren. Die Temperatur war 1° unter dem Gefrierpunkt.

Den 3ten brachten uns die Dolmetscher Muster von Kupferplatten, und kupfernen Nägeln, die wir zur Reparatur des Schiffes gefordert hatten, und unserm Wunsch entsprechend fanden. Sie erzählten uns im Vertrauen, daß der Gouverneur gestern eine Verordnung hätte ergehen lassen, Kraft welcher alle Fahrzeuge des Fürsten Tschingodsin nach ihrer Provinz zurückkehren könnten, weil Japan mit Rußland in dem besten Vernehmen stünde; auch sahen wir wirklich, daß wenigstens an vierzig Fahrzeuge, die vor dem Hafen lagen, heute unter Segel gingen, und daß die Waffen von den Fisenschen Wachtböten weggenommen wurden.

Auf die Frage, warum es denn so lange dauere, ehe wir eine Audienz, oder eine Antwort die Gesandtschaft betreffend, erhielten, sagten sie, daß der weltliche Kaiser in Absicht unserer Gesandtschaft nichts allein beschließen wolle, und daß er deshalb den Dairy, oder geistlichen Kaiser zu Rath gezogen, dieser aber noch nicht geantwortet habe.



Die Hälfte des Monats verstrich wieder, ohne daß wir nur irgend eine Nachricht oder eine Hoffnung in Betreff der Annahme der Gesandtschaft bekamen. Die kalte unangenehme Witterung hatte einen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit des Gesandten v. Resanoff. Hr. Doeff, der dies erfuhr, ließ daher einen schönen, japanischen, wattirten Schlafrock verfertigen; als er ihn aber dem Ambassadeur überschicken wollte, verweigerte der Gouverneur die Erlaubniß hierzu, weil es ein japanisches Produkt sey; indessen erstattete er dem Hrn. Doeff die Auslage, und ließ dem Gesandten den Schlafrock in seinem eignen Namen übermachen.

Den 16ten, am frühen Morgen, war ein ungewöhnlicher Aufstand bey uns. Wir wurden auf einmal benachrichtiget, daß einer von den mitgebrachten Japanern den Versuch gemacht habe, sich den Hals abzuschneiden. Er hätte sich in dieser Absicht ein Rasiermesser durch den Mund in den Hals gestochen, und wurde noch bey Zeiten durch die Umstehenden an seinem Vorhaben gehindert. Dem Verwundeten strömte vieles Blut aus dem Munde, die japanischen wachthabenden Civilofficiere wollten aber nicht zugeben, daß ich die Wunde untersuchte oder medicinische Hülfe leistete. Der Vorfall wurde bey der Civilwache angezeigt, diese schickte sogleich nach einem Banjos und einem Arzt, die beide erst Nachmittags ankamen, den ganzen Verlauf der Sache niedergeschrieben und den Procès verbal untersiegelten. Die Wunde schien nicht gefährlich zu seyn. Dem Arzt wurde ein schön lackirtes Kästchen mit Medicin vorgetragen, und er nahm sogleich die ihm nothwendig scheinenden Mittel aus dieser Handapotheke. Er gab verschiedene Kräuter zu einem Gurgelwasser und ein niederschlagendes Pulver.

Durch diesen Umstand bewogen, ließ der Gesandte den Gouverneur bitten, ihm die mitgebrachten Japaner abzunehmen, um ferneren ähnlichen unangehmen Vorfällen überhoben zu seyn.

Den 17ten, Vormittags, kamen ein Oberbanjos, mehrere Dolmetscher und andere Japaner. Der Gouverneur ließ sagen, daß er die mitgebrachten Japaner jetzt nicht annehmen könne, weil man dieses Gesuch anfänglich verweigert

habe (S. S. 221), und daß er nun zuvor die Antwort von Jedo, über den dahin abgeschickten Bericht abwarten müsse. Der Gesandte wandte sich hierauf mit derselben Bitte schriftlich an den Gouverneur, allein ohne Erfolg.

Die Banjos und Officiere stellten eine weitläuftige Untersuchung wegen des gestrigen Vorfalls an, wovon wir eigentlich nichts anders erfuhren, als daß sich der Japaner darum das Leben habe rauben wollen, weil er sich einbildete, nach der Rückkunft in sein Vaterland für immer seine Freiheit zu verlieren.

Um acht Uhr Abends ward unsere Pforte ganz ungewöhnlicher Weise wieder aufgeschlossen, und wir von einer Menge Japaner besucht. Die Dolmetscher, die auch mitkamen, sagten: der Banjos wolle nur nachsehen, ob alles in Ordnung sey, er hätte dasselbe Geschäft auch bey den Holländern und Chinesen. Wir konnten im Ganzen aus diesem Besuch nicht recht klug werden.

Seit dem 18ten ließ man das 2te Thor der Civilwache, das nach einem schmalen offenen, mit Bambusrohr begrenzten, etwa hundert Schritt langen Platz und von da nach der Stadt führt, offen. Die wachthabenden Officiere widersetzten sich unserm Streben nach Freiheit nicht; wir benutzten also die Gelegenheit, um auf diesem öden, aber nach der Wasserseite hin doch eine freie Aussicht gewährenden Plätzchen spazieren zu gehen, und schrieben diese erlangte Freiheit dem Vorwurf zu, den der Gesandte vor einigen Tagen dem Banjos machte, nämlich, daß unsere Wohnung eher einem Gefängniß, als dem Aufenthalt eines bevollmächtigten Gesandten ähnlich sey.

Den 19ten, Abends spät, kam wieder eben so wie zwei Tage früher, ein Banjos, um unsere Behausung zu untersuchen, diesmal beehrte er auch den Gesandten mit seinem Besuch und gab vor, es geschehe dieses auf Befehl des Gouverneurs, weil der Japaner, der sich hätte das Leben nehmen wollen, offenbar den Verstand verloren habe.

Am 22ten ließen wir die Dolmetscher kommen, um noch verschiedene Gegenstände zur Reparatur des Schiffes fordern zu lassen, und sagten ihnen unter andern, daß wir uns freuten, seit einigen Tagen frische Luft schöpfen, und auf



G. v. Langsdorff ad natur: del. *J. C. Beck sc.*

dem kleinen Platz vor unserm Thor spazieren gehen zu können; worauf sie versicherten, daß dieses ohne Einwilligung des Gouverneurs geschehe, und daß diese Freiheit, welche wir uns selbst genommen, ihnen sowohl als den wachthabenden Officieren zum großen Nachtheil gereichen könnte; sie versprachen aber den Gouverneur davon zu benachrichtigen, und uns die Erlaubniß dazu auszuwirken.

Den 23ten brachten die Dolmetscher Antwort, und Gewährung alles dessen was wir zur Ausbesserung des Schiffes gefordert hatten, und zugleich auch die Erlaubniß, daß der Gesandte und die Officiere seines Gefolges, aber nicht die Bedienten und Soldaten, auf dem kleinen Platze, hinter unserer Wohnung, spazieren dürften.

Der kranke Japaner wurde nun täglich von einem Arzt, einem Wundarzt und dessen Gehülfen oder Lehrburschen besucht. Ersterer unterschied sich durch einen ganz geschornen, der andere durch einen völlig behaarten Kopf. Die übrigen Civil- und Militärpersonen haben den Kopf bloß auf dem Scheitel geschoren, und auf den Seiten und im Nacken behaart.

Zugleich hörten wir von den Dolmetschern, daß uns der Gouverneur in kurzer Zeit durch angenehme Nachricht zu erfreuen hoffte. Jenseits der Bambuseinfassung unseres neuen Spaziergangs sahen wir viele Personen, die dahin kamen, um uns hinter dem Gegitter so etwa anzusehen, wie wir in Europa die zur Schau herumgeführten wilden Thiere. Es kamen Männer, Weiber und Kinder von allen Ständen, besonders viele Bettelmönche, von mancherlei Sekten, um uns anzugaffen. Die letztern hatten, eben so wie die Aerzte, völlig geschorne Köpfe.

Einige Dolmetscher, die (am 24ten) in verschiedenen Geschäften zu uns kamen, sagten uns im Vertrauen, daß die Antwort von Jedo deswegen so lange ausbleibe, weil der weltliche Kaiser einen seiner ersten Reichsräthe zum Dairy gesandt habe, und beide wegen Annahme der Gesandtschaft uneinig wären, und deshalb unterhandelten; indessen glaubten sie, daß in etwa 15 bis 20 Tagen die entscheidende Anwort ankommen würde.

Der Gesandte ließ am 27ten einige Dolmetscher zu sich rufen, und beauftragte sie, dem Gouverneur bekannt zu machen, daß seine Geduld und Ausdauer den höchsten Grad erreicht habe, und er nun eine bestimmte Antwort haben oder doch wenigstens die Ursache wissen wolle, warum man ihn so lange warten lasse, und mit leeren Versprechungen, von einem Tag, von einer Woche, und von einem Monat zum andern vertröstete. Die heutigen Dolmetscher sagten uns, als ein großes Geheimniß, daß man in Jedo einen Reichsrath versammelt habe, um sich über die Handelsverbindung mit Rußland zu berathschlagen, wodurch ein solches Zögern entstünde.

Da Morgen der japanische Neujahrstag eintritt, so wurden heute (am 29ten) an jede Pforte zwei Tannenbäume gepflanzt, und diese unten mit Holzscheitern umgeben. Ueber dem Eingang einer jeden Thüre war mit Strohflechtwerk eine Trophäe, die aus einem abgesottenen Krebs, einer Apfelsine, einer Kohle, vielen auf einem Stöckchen angespießten und getrockneten Früchten, zwei besondern Dütchen mit Salz und Reis, einem Stückchen Seekraut (Fucus Saccharinus L.) und aus Bambusrohr mit Blättern und Farrnkraut bestand.

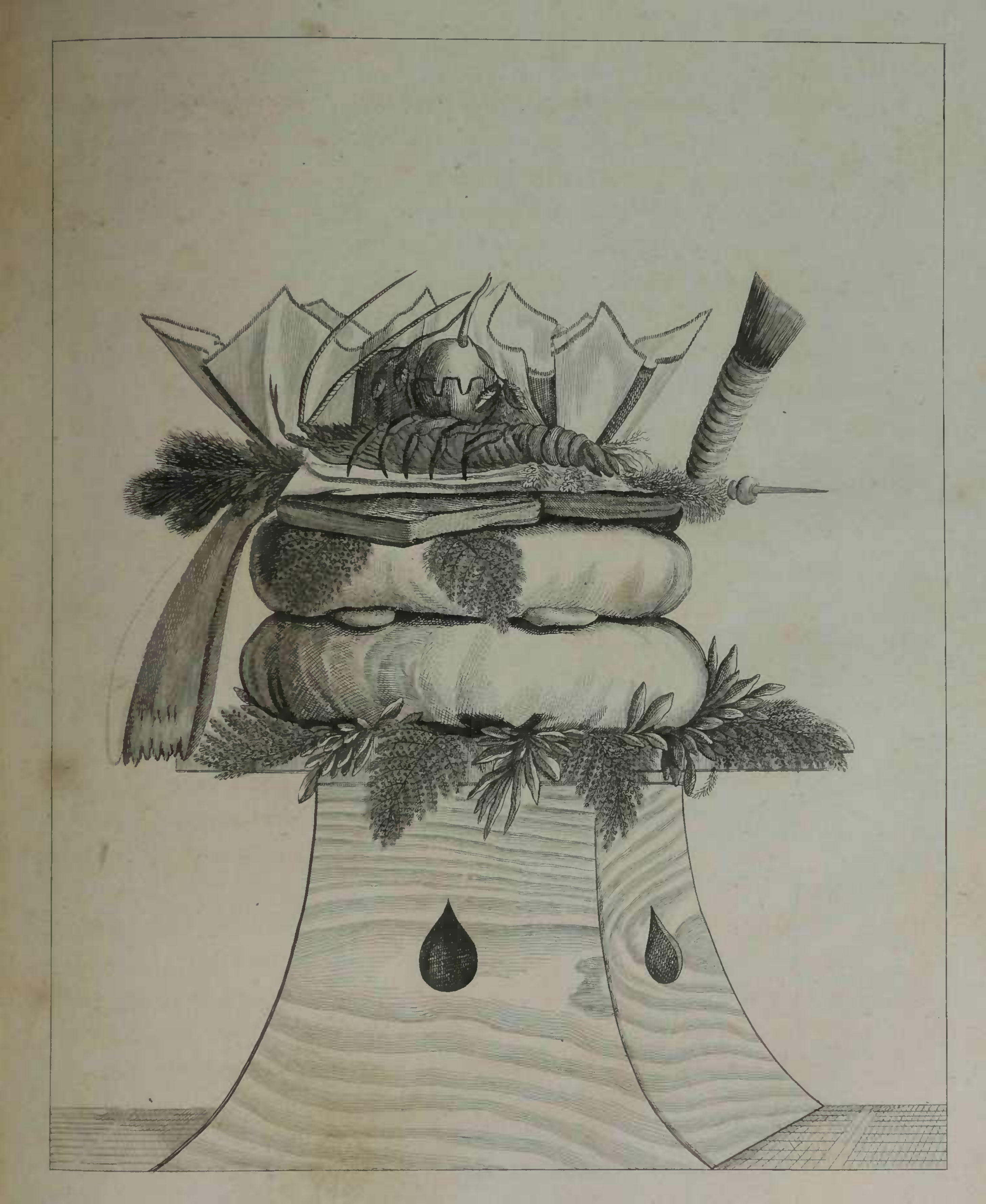
Der Krebs, dessen Reproductionskraft, so stark ist, daß ganze Glieder (Scheeren und Füße) wieder wachsen, ist bey den Japanern, nebst der schönen rothen Farbe, das Sinnbild der Gesundheit.

Die Apfelsine heißt Dai-Dai, das nämliche Wort bedeutet auch Nachkommenschaft, auf deren Vermehrung im neuen Jahr angespielt wird.

Die Kohle heißt auf japanisch Sumi, dies Wort bedeutet auch Reichthum, der hierdurch vorgestellt wird.

Das übrige sind unentbehrliche Bedürfnisse der Japaner, die wahrscheinlich alle, ähnliche anspielende Bedeutung haben.

Am Abend wurde dem Gesandten ein im japanischen Geschmack sehr schönes Neujahrsgeschenk überreicht; dergleichen jeder Japaner dem andern, nach Verhältniß seines Standes und Charakters, schickt. Dasjenige welches der Gesandte empfing, war selbst in Japan selten, weil es bloß zwischen den vornehmsten und



angesehensten Personen des Reichs, auf diese Art, Statt finden kann. Es bestand aus folgenden einzelnen Stücken:

Auf einem sauber gearbeiteten neuen hölzernen Kästchen lagen zwei große runde Reiskuchen, auf dem obersten derselben, ein Krebs, eine Apfelsine, ein Stück Seetang (Fucus saccharinus L.), Salz und Reis, eine Kastanie, Feigen, Gras, verschiedenes Laubwerk, Stroh und obendrauf eine Komplimentenschleife. (S. oben S. 226.)

Gegen Abend kam ein Dolmetscher mit der Antwort auf die dem Gouverneur vorgestern gemachte Frage; letzterer ließ dem Gesandten sagen, daß er es unendlich bedauerte, sich so sehr in seinen Erwartungen getäuscht zu sehen, und daß er den einzigen Grund der Verzögerung einer bestimmten Antwort von Jedo nur darin suchen könne, daß der Oheim des regierenden Kaisers, des Kaisers Bruder, und noch ein dritter naher Anverwandter desselben, über 200 Meilen von Jedo dahin berufen worden seyen, um sich wegen der Annahme der Gesandtschaft zu berathschlagen, und daß er diese unerwartete Verzögerung als ein Zeichen des guten und erwünschten Ausgangs der Sache anzusehen habe, weil eine abschlägige Antwort wahrscheinlich schon längst angekommen seyn würde.

Am 30ten Januar war japanischer Neujahrstag. Ein jeder machte bis zum späten Abend Visiten, und gab Visitenbillets ab. Dies dauerte drei Tage. Bey dieser und andern sehr feierlichen Gelegenheiten tragen die Japaner ein Ceremonienkleid, d. h. von dem Kaiser bis zum ärmsten Unterthan hat ein jeder Japaner ein festliches Kleid, welches über den gewöhnlichen Anzug getragen wird. Es besteht aus einem hellblaugrauen baumwollenen Zeug, das durch das ganze Reich von einer und derselben Güte, von einer und derselben Farbe, von einem und demselben Zuschnitt ist.

Den 1ten Februar kam ein Dolmetscher mit dem Ceremonienkleid, vom Gouverneur geschickt, um dem Gesandten zum Neujahrsfest Glück zu wünschen. Er sagte uns, daß gestern wieder ein Courier nach Jedo abgefertigt worden, um die Antwort zu beschleunigen.

Am 2ten, als am letzten Festtage, wurde am Eingang der beiden Thore, der auf einem Aestchen angesteckte Kopf eines Strömlings angeschlagen, zugleich brachte man uns ein neues kleines Kästchen voll gerösteter Erbsen, die, in allen Winkeln des Hauses ausgestreut, die Teufel oder bösen Geister austreiben sollen.

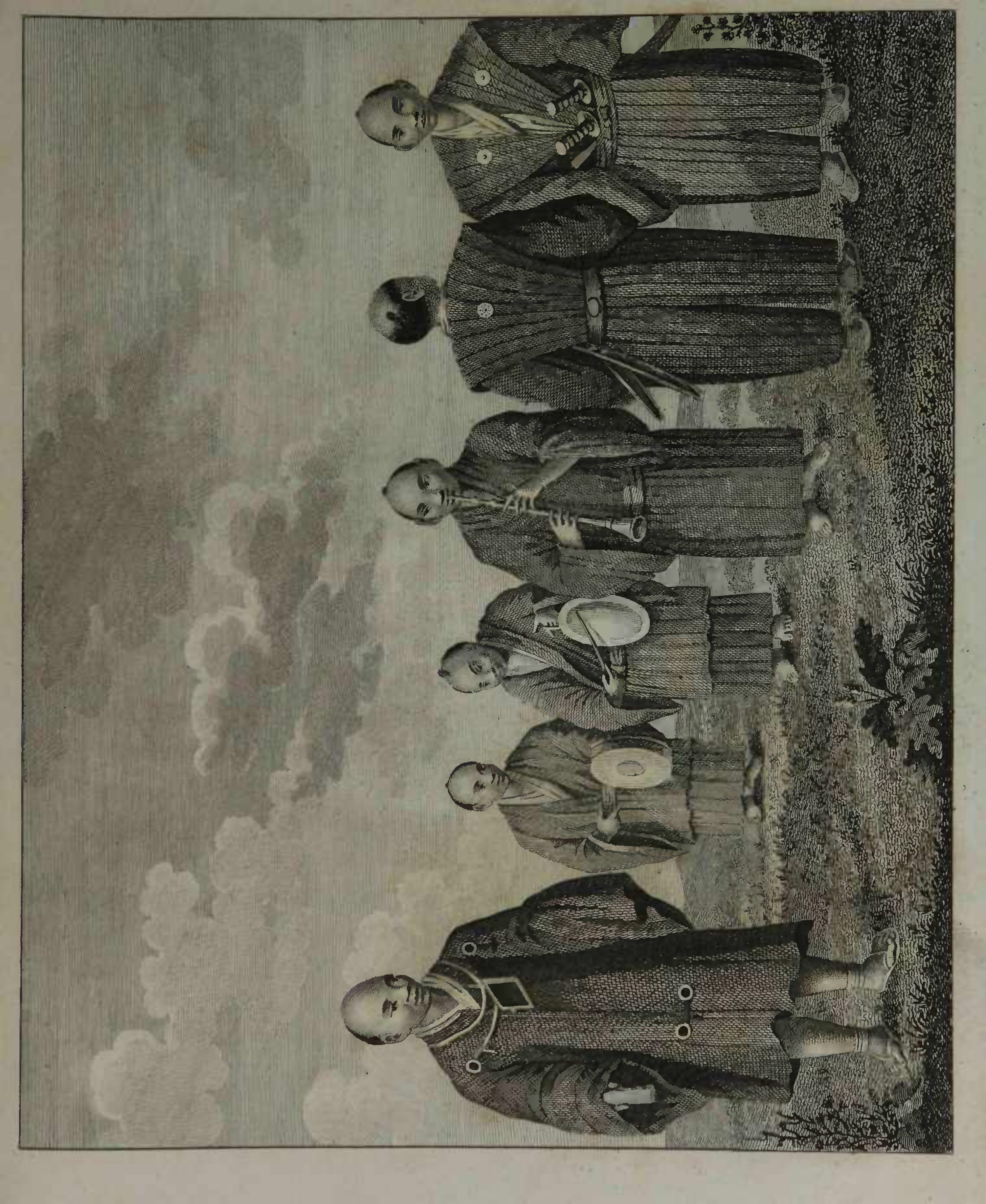
Am 4ten nahm man allenthalben die Verzierungen des Neujahrstags weg, und setzte kleine Zweige von Früchten vor den Eingang; dies ist das Zeichen des herannahenden Frühlings.

Da der Gesundheitszustand unseres kranken Japaners sehr bedenklich war, so wurde am 5ten, noch ein dritter japanischer Arzt dazu gerufen.

Das japanische Papier ist dünn, leicht und fest, und zu einer Mongolfiere überaus geschickt; ich hatte mich daher entschlossen eine zu verfertigen, die etwa zehn Fuß im Durchmesser und über funfzehn Fuß Höhe hatte. Einige Dolmetscher und mehrere japanische Officiere waren gerade bey uns, als ich am 6ten, den ersten Ballon in Japan steigen ließ. Er erhob sich bis zu einer beträchtlichen Höhe, bekam aber an dem obern Ende einen kleinen Riß, und fiel in der Stadt Nangasaki nieder. Durch den brennenden angehängten Spiritus, fing der Ballon, nachdem er gefallen war, an zu brennen, und die Menge des herauskommenden Rauchs brachte die Japaner auf die Gedanken, es müsse dieses eine Feuermaschine seyn. Genug die Feuerspritzen eilten hinzu, und der gelöschte Ballon wurde zum Gouverneur gebracht; die Dolmetscher erklärten ihm den Vorfall, der leicht, wenn man mit einem minder vernünftigen Mann zu thun hatte, große Unannehmlichkeiten hätte verursachen können. Die jetzige Folge war, daß man mir sagen ließ, wenn ich in Zukunft nochmals einen Ballon wollte steigen lassen, so möchte ich eine Zeit wählen, wenn der Wind nach der See und nicht nach dem Lande zu wehte.

Am 8ten kamen einige Dolmetscher, um von uns Abschied zu nehmen; sie waren im Begriff nach Jedo zu reisen, um im Namen der batavischen Compagnie dem Kaiser Geschenke zu bringen. Entweder findet es diese Compagnie zu kostbar die Reise selbst zu machen, oder man hat ihr die Erlaubniß dazu in neuern Zeiten verweigert.





Wir erhielten von dem Gouverneur die Nachricht, daß ein vornehmer Staatsbeamter von Jedo abgereist sey, der in einem Monat in Nangasaki ankommen und in Absicht der Gesandtschaft eine entscheidende Antwort mitbringen würde.

Nun hatten wir so ziemlich gegründete Ursache, an unserer Reise nach Jedo zu zweifeln; denn man gab allen möglichen Beystand zur Ausbesserung des Schiffes, erkundigte sich schon seit geraumer Zeit öfters nach den Schiffsarbeiten, und erboth sich sogar nun von freien Stücken, im Fall es nöthig sey, einen größern Platz zur Reparatur desselben anzuweisen.

Am 12ten und 13ten wurden die Attribute des Neujahrsgeschenks, nämlich Apfelsinen, der Krebs, das Stroh, Seegras u. s. w. verbrannt, und in der Mitte jeder Thüre des Hauses eine von Holzspänen zierlich gemachte runde Figur aufgehängt, wodurch man die Absicht hat, allen Krankheiten den Eingang in die Zimmer zu verwehren.

Bis zum 20ten fiel nichts besonders Erhebliches vor. Der Gesandte befand sich nicht recht wohl; er klagte über rheumatische Beschwerden und Brustschmerzen, und war, wie natürlich, verdrießlich, als Bevollmächtigter eines großen Monarchen, so eingeschränkt zu seyn und gleichsam als Staatsgefangener behandelt zu werden, welches seinen krankhaften Zustand noch vermehrte. Der Gouverneur schickte unterdessen öfters Dolmetscher und Banjos, um sich nach dem Zustand und der Gesundheit des Gesandten zu erkundigen. Dieser ließ heute den japanischen Arzt, als er eben in unserm Hofe den kranken Japaner besuchte, zu sich kommen, klagte ihm seine Schmerzen, und bath um seinen Rath und medicinischen Beystand.

Der Arzt untersuchte seinen neuen Patienten genau. Das Auffallendste bey der Untersuchung war, daß er den Unterleib genau betastete, und anstatt den Puls zu fühlen, seinen Kopf dicht auf die Brust legte, um den Herzschlag zu prüfen. Die japanischen Officiere waren zugegen, und gaben zu, daß der Arzt dem Gesandten einige Medicin aus seiner Handapotheke mittheilte. Es waren unschuldige Kräuter, die er als Species zu Brustthee, und um den Schweiß zu befördern, verordnet hatte.

Noch an demselben Abend kamen andere Officiere (wie sie vorgaben, von dem Gouverneur geschickt) mit der Bitte, der Gesandte möchte die von dem japanischen Arzt erhaltene Medicin zurückgeben, und zuerst schriftlich verlangen, daß er von einem japanischen Arzt wolle behandelt werden.

Am folgenden Morgen kam ein Dolmetscher, dem der Gesandte gestern mündlich aufgetragen hatte, den Gouverneur um die Erlaubniß zu bitten, daß ihn ein japanischer Arzt besuchen könne, mit der Antwort, daß die Wichtigkeit der Person des Ambassadeurs, dem Gouverneur die Pflicht auflege, in einem solchen Fall sehr vorsichtig zu Werke zu gehen, und daß, bey einem unglücklichen Ausgang der Krankheit, der Russische Kaiser von dem Japanischen vielleicht Rechenschaft fordern würde, er möchte sich daher gefälligst, schriftlich mit seinem Gesuch an den Gouverneur wenden.

Hierauf schrieb Major v. Friderici im Namen des Gesandten einen Brief, indem er vorgab, daß die Schmerzen demselben nicht gestatteten selbst zu schreiben. Am Abend kamen mehrere Dolmetscher und Officiere, die nicht mit dem Gesandten, sondern mit den zur Gesandtschaft gehörigen Officieren, und mit mir als dem Arzte zu sprechen verlangten. Sie hatten den Auftrag von dem Gouverneur, uns zu sagen, daß er es von dem Hrn. Ambassadeur sehr sonderbar fände, medicinische Hülfe bey einem japanischen Arzte zu suchen, weil es allgemein bekannt sey, wie große Vorzüge die europäische Arzneiwissenschaft vor der japanischen habe, und da sich bey unserer Expedition drei Doctores medicinae befänden (Dr. Espenberg, Dr. Tilesius und ich) so vermuthete er so große Gefahr, daß man zu dem letzten Mittel schreiten wolle, er könne also unmöglich anders die Erlaubniß zu einer japanischen Arzthülfe zugestehen, als nur wenn der Arzt des Gesandten und alle Gesandtschaftscavaliere schriftlich erklärten, daß sie es für höchst nothwendig hielten, diese Maßregeln zu ergreifen. Weder ich noch irgend ein anderer konnten dies mit gutem Gewissen unterschreiben, welches anfänglich einige Weitläuftigkeit verursachte, weil die Dolmetscher nicht wußten, welche Antwort sie dem Gouverneur bringen sollten. Auf meine

Versicherung aber, daß in dieser Nacht nothwendig eine Krisis erfolgen müsse, und wir also den morgenden Tag noch abwarten wollten, waren sie zufrieden.

Am 22ten früh befanden sich Se. Excellenz so ziemlich erleichtert, und der japanische Arzt ward, als unnöthig, hinführo nicht wieder zu Rathe gezogen.

Mit vieler Mühe erhielten einige unserer Officiere ihre guten Jagdgewehre auf einige Tage, um sie reinigen zu lassen, und von dem gänzlichen Verrosten zu retten.

Den 27ten kamen die Dolmetscher an Bord des Schiffes, um sich nach der Gesundheit unseres Capitäns v. Krusenstern zu erkundigen. Die Hauptursache aber war, auszukundschaften, ob man fleissig an der Ausbesserung des Schiffes arbeite, und ob dieses bald in segelfertigen Stand gesetzt seyn würde. Von dem Schiff kamen sie zu dem Gesandten, um auch nach dessen Befinden zu fragen.

Unter andern Neuigkeiten sagten sie: man habe durch eine Post, welche vor sechs Tagen von Jedo angekommen sey, die Nachricht erhalten, daß der Kaiser einem großen Staatsbeamten, der in unsern Geschäften nach Nangasaki geschickt werde, den Befehl ertheilt habe, den 18ten Februar von Jedo abzureisen; worauf sich v. Resanoff sehr wunderte, daß man ihn so oft mit Unwahrheiten hintergehe, indem man ihm den 8ten Februar vom Gouverneur die Nachricht gebracht habe, daß dieser große Herr schon abgereist sey, und in einem Monat ankommen würde.

Am 1ten März brachte man uns noch die übrigen Jagdgewehre zum reinigen und putzen, ohne daß wir sie gefordert hatten.

Aus einem Privatgespräch mit den Dolmetschern ließ sich vermuthen, daß schon alles in Betreff eines künftigen Handels mit Rußland abgeschlossen sey, und daß der Abgesandte von Jedo alle von dem Kaiser bestätigte Papiere mitbringen würde, so daß wir keine Hoffnung haben konnten nach Jedo zu reisen.

Schon seit langer Zeit hatten wir beynahe gar keine Verbindung mit den Japanern, nur zuweilen kam ein Dolmetscher und erkundigte sich nach dem Wohlbefinden des Gesandten, und nach dem Fortgang der Ausbesserung des Schiffes;

wir erfuhren aber gar nichts in Absicht des Ausgangs unserer Gesandtschaft. — Endlich den 12ten Merz sagte uns ein Dolmetscher, daß er an unserer Reise nach Jedo zweifele, und daß der hier in etwa 10 Tagen ankommende große Herr wahrscheinlich alle unsere Geschäfte in Nangasaki endigen würde, so daß wir wohl im April oder Mai, unserm Wunsche zufolge, (S. oben S. 239 den 4ten Dec.) wieder unter Segel gehen könnten.

In den nächstfolgenden Tagen wurden nun ernstliche Anstalten zu unserer Abreise getroffen; man fing an das Takelwerk wieder an das Schiff zu transportiren, und dieses in segelfertigen Zustand zu setzen. In Absicht der Provisionen gaben uns die Dolmetscher die Nachricht, daß wir Zwieback, Reis und Salz in Menge unentgeldlich erhalten würden, weil sich die Regierung verpflichtet glaubte, uns die vielen Provisionen, die wir auf der Reise von Rußland nach Japan nöthig gehabt hätten, einiger Maßen zu ersetzen.

Den 26ten war ein sehr heftiger Sturm mit Regenschauer. Die Westwinde waren so gewaltig, daß unser an zwei Anker liegendes Schiff beynahe funfzig Faden weit getrieben wurde und in Gefahr war, auf eine Sandbank gesetzt zu werden. Man warf gerade den 3ten Anker, als sich der Wind legte, und ein heftiges Gewitter diesem fürchterlichen Sturm ein Ende machte. Ungestüme Witterung scheint in dieser Jahreszeit die herrschende; denn seit dem 17ten d. M. war dieses schon der vierte sehr stürmische Tag.

Dreizehntes Kapitel.

Kurze Übersicht des Vorhergegangenen. Ankündigung der Ankunft eines Bothschafters von Jedo. Vorbereitungen zur Audienz. Antritts = Geschäfts = und Abschiedsaudienz.

Auf diese Art lebten wir mehrere Monate auf dem uns angewiesenen Platz von Megasaki, eingesperrt, unter Schloß und Riegel. Wir standen beynah in keiner Verbindung mit den Japanern; denn selbst die Dolmetscher konnten uns nur vermittelst eines besondern Erlaubnißscheines von dem Gouverneur besuchen; sie kamen selten, und nur wenn sie durch Geschäfte dazu gezwungen waren. Unsere Hauptbeschäftigung während dieser Zeit war, das Schiff zu räumen, die Geschenke an das Land zu bringen, auszupacken und zu reinigen. Dann nahmen die Reparaturen des Schiffes ihren Anfang, und sonderbar genug, man mochte in dieser Absicht fordern, was man wollte, so wurde es zugestanden; die geringste Kleinigkeit aber, die man, ausser den Eßwaaren, verlangte, wurde entweder gar nicht, oder nur mit der größten Schwierigkeit gewährt; als Gegenstände des Vergnügens verweigerte man uns sogar einen lebendigen Vogel, oder eine Tabackspfeife. Provisionen aller Art, die wir forderten, wurden uns jederzeit unentgeldlich geliefert. Man vertröstete uns von einem Monat zum andern, und versprach uns alle mögliche Freiheit, sobald nur die Antwort von Jedo und die Erlaubniß zu einer Verbindung der beiden Nationen gestattet würde. Nach einem etwa zweimonatlichen Aufenthalt kündigte man uns die Ankunft eines großen vornehmen Herrn oder eines Bothschafters von Jedo an, der die Antwort des

Kaisers bringen würde. Die ganze Sache schien nun eine andere Wendung zu nehmen. Unsere Hoffnung, die Reise nach Hof zu machen schwand von Tag zu Tag mehr. Die Dolmetscher erkundigten sich nur allzu oft nach dem Fortgang der Reparatur des Schiffes, und zuletzt blieb uns bloß noch die Hoffnung einer anzuknüpfenden Handelsverbindung übrig.

Wer sich nur etwas in unsere Lage versetzen kann, der muß wenigstens ein dunkles Gefühl der in den letzten Monaten von uns ausgestandenen Unannehmlichkeiten jeder Art empfinden.

Nach vielen Stürmen und Ungemächlichkeiten hatten wir ein fremdes, interessantes Land erreicht, und wurden nicht, wie wir hofften, als Freunde, nicht als Fremdlinge von Ansehen und Wichtigkeit, sondern gleichsam als Verbrecher oder Staatsgefangene in einen Platz von höchstens hundert Schritten ins Gevierte, auf unbestimmte Zeit eingesperrt und von allen Seiten bewacht. — Dies war hart und unbillig.

Der Frühling war herangenaht, die ganze Natur lebte auf und man hatte uns sogar die Aussicht auf die reizenden Gefilde, durch hohe Einfassungen von Bambus versperrt. — Von allem Umgang der Eingebornen abgeschnitten, und waffenlos in der Gewalt einer äusserst mißtrauischen Nation, waren uns auch alle Mittel für Wissenschaften zu arbeiten entzogen, und der Geist durch den ungewohnten Verlust der Freiheit abgespannt. Bloß die Fische, welche man uns als Provisionen für die Küche brachte, gewährten uns einen Gegenstand der wissenschaftlichen Beschäftigung, und durch heimliche Versprechungen brachten wir es endlich dahin, daß der japanische Provisionsmeister jedesmal verschiedene Arten von Fischen brachte, welche dem Hrn. Hofr. Tilesius und mir lehrreiche und angenehme Unterhaltung verschafften. Man ging so weit, daß man uns nicht einmal gegen baare Bezahlung irgend etwas zu kaufen, oder einem Japaner auch nur das geringste zu schenken gestattete. Einige Kleinigkeiten, z. B. Tusch, ein paar Bilder, Fächer, Tabackspfeifen ꝛc. wurden uns heimlich von vertrauten Dolmetschern gebracht, die jedesmal einer Untersuchung ausgesetzt waren,

und sich durch die Entdeckung eines solchen Unterschleifes wohl die Todesstrafe würden zugezogen haben.

Den 27ten März kündigte man uns zu unserer Freude, ganz förmlich von Seiten des Gouverneurs an, daß man in zwei Tagen die Ankunft eines großen Staatsbeamten von Jedo mit der Antwort des Kaisers, in Nangasaki erwarte. Wir erfuhren den 30ten durch unsere Wachten, daß dieser Abgesandte wirklich Tags zuvor angekommen war, indessen hatte man uns bis zum 2ten April noch nicht davon benachrichtiget, und schon seit fünf Tagen hatten wir keinen Dolmetscher bey uns gesehen.

Endlich den 3ten April erschienen die Dolmetscher, um dem Ambassadeur die Ankunft des großen Herrn von Jedo bekannt zu machen, und ihn zugleich zu einer Audienz in das Haus des Gouverneurs auf dem folgenden Tag einzuladen, zuvor aber eine Verabredung in Absicht des Empfangs und der dabey nothwendigen Ceremonien zu treffen.

Als der Gesandte hierauf sogleich fragte, wie und auf welche Weise er empfangen werden sollte, antworteten sie: Morgen früh gegen acht Uhr solle ein Oberbanjos kommen, um den Gesandten nach der Wohnung des Gouverneurs abzuholen. Da der Weg zu Wasser der kürzeste sey, so würde man ihn in einem großen Fahrzeug des Fürsten von Fisen bis zu einer Anfahrt, die man die Muschel oder die große Treppe (Ochatto) nennt, bringen, wo er von Militär und Civilwachen empfangen, und von da in einem großen Norimon oder einer Sänfte nach der Wohnung des Gouverneurs, von vielen großen Herrn begleitet, getragen würde. Nur Er hätte diese Auszeichnung, die übrigen Officiere müßten zu Fuß gehen. Sie versicherten, der Norimon sey sehr geräumig und bequem, und bloß für einen Daimio oder Großen des Reichs bestimmt. In der Wohnung des Gouverneurs würde Er nach seiner Ankunft in einem abgesonderten Zimmer, und die Gesandtschaftscavaliere in einem andern dieser nahegelegenen bis zur Eröffnung der Audienz, ausruhen; (sie wollten wohl nicht sagen warten.) Dies alles geschehe aus besonderer Achtung, indem

es Landessitte sey, daß große Herrn allezeit von den übrigen niedrigern Staatsdienern getrennt würden. Diese Auszeichnung verbath sich der Gesandte, der sogleich darauf bestand, daß seine Officiere mit ihm in ein und demselben Zimmer bleiben dürften.

In den Audienzsaal selbst, fuhren die Dolmetscher fort, könnte nur der Ambassadeur allein gelassen werden, denn dieses sey ein Ort, zu welchem bloß die Großen des Reichs Zutritt hätten, und die Holländer dürften nicht einmal bis in das für die Officiere bestimmte Vorzimmer kommen. Der Gesandte machte mehrere Einwendungen, und nach vielem Wortwechsel wurden die beiden letzten Punkte aufgeschrieben und der Entscheidung des Gouverneurs überlassen.

In Absicht des Kompliments verlangten die Japaner, daß der Ambassadeur nach japanischer Art vor dem Bothschafter des japanischen Kaisers und den Gouverneuren knien und dann eben so wie diese eine Kopfbeugung machen sollte. Dieses verweigerte v. Resanoff und erklärte, daß er diese Herrn nach Europäischer Sitte eben so begrüßen wollte, wie er es seinem Monarchen, dem Kaiser von Rußland zu thun verbunden sey. Mit vieler Mühe und nach mancherlei Wortwechsel, wurde ihm dieser Punkt endlich zugestanden. Ferner wünschten die Dolmetscher zu wissen, auf welche Art und in welcher Stellung der Ambassadeur während der Audienz bleiben würde. Da man in Japan, nach orientalischer Sitte, den Gebrauch der Stühle nicht kennt, sondern sich auf die Teppiche und Matten setzt oder vielmehr kniet, so sollte sich der Ambassadeur bequemen diejenige Höflichkeit zu beobachten, zu welcher die ersten Prinzen des Reichs verbunden sind, nämlich, eben so wie der Jedo'sche Abgesandte und die Gouverneure, auf die weichen gepolsterten Strohmatten zu knien. Dieses schlug v. Resanoff ab; anfänglich wollte er auf Europäische Weise, eben so wie vor seinem Kaiser stehen; auf wiederholtes Zureden aber, und die Versicherung, daß dieses die allerunanständigste Weise sey, in welcher er sich zeigen könnte, entschloß er sich mit seitwärts ausgestreckten Füßen hinzulegen. Auch bathen die Dolmetscher sehr, daß der Ambassadeur den Degen nicht mit in den Audienzsaal bringen möchte,



gestochen von Hallmann in Leipzig

und versicherten, daß alle große Herrn, ungeachtet sie, wie bekannt, gewöhnlich zwei Säbel tragen, doch bey solchen Gelegenheiten ohne alles Seitengewehr erscheinen. Nach mehrern Einwendungen von der einen und der andern Seite, sagte der Ambassadeur, daß er diese Forderung, bloß zum Beweis der Achtung gegen den japanischen Kaiser, zugestehen wolle.

Die zur Audienz bestimmten Personen waren: der Ambassadeur v. Resanoff, Major v. Friederici, Hofr. v. Fosse, Capt. Foedoroff, Lieut. Koscheleff und ich. Die Begleitung der Ehrenwache mit Flinten wurde von den Japanern nochmals verweigert, indeß erlaubte man, daß ein Soldat die Kaiserlich-Russische Standarte dem Ambassadeur als Ehrenzeichen nachtragen und noch ein Bedienter bey dem morgenden Einzug in Nangasaki seyn könne.

Am Abend kamen die Dolmetscher mit der Antwort des Gouverneurs, daß die Gesandtschaftscavaliere im Vorzimmer mit dem Gesandten bleiben, und zwei derselben mit in den Audienzsaal kommen dürften.

Den 4ten April Morgens um acht Uhr erschienen die Banjos und Dolmetscher. Ein prachtvolles Fürstlich Fisensches Bot mit Flaggen, baumwollenen und seidenen Vorhängen geschmückt, empfing den Gesandten und sein Gefolge. Eine Menge kleiner Fahrzeuge, alle unter der Fisenschen Flagge, umgaben dasselbe.

Wir wurden bey der breiten und bequemen Treppe (Ochatto) ausgeschifft, und von vielen vornehmen Japanern empfangen. Der Treppe oder Anfahrt gerade gegenüber, war eine große Kaiserliche Civilwache, vor welcher viele Ehrenzeichen aufgestellt waren. Die Officiere knieeten hier in mehreren Reihen hintereinander. Die Häuser sowohl nach der Wasserseite zu, als auch ringsum auf dem Platz, waren alle, eben so wie die Festungen und Wachthäuser, mit übereinander hängenden Reihen von Fürstlich Fisenschen und Kaiserlichen Vorhängen bedeckt; dadurch wurde bezweckt, daß wir nichts von den Häusern, nichts von der Stadt und dem Volk, und dieses nichts von uns sehen konnte. Nur hin und wieder bemerkte man hinter den Vorhängen einige neugierige Köpfe; im Grunde aber wurden wir ungesehen von den Eingebornen und gleichsam mit verbundenen

Augen durch, einen sehr beträchtlichen Theil der Stadt geführt; denn in allen Straßen, durch welche wir kamen hatte man dieselbe Vorrichtung getroffen, und da, wo die Vorhänge nicht hinreichten wurden die Häuser und Querstraßen mit Strohmatten und Bambusgegitter bedeckt. Die Ursache dieses Verfahrens war, wie die Dolmetscher sagten, um das gemeine Volk abzuhalten, welches nicht würdig sey, einen so vornehmen Mann, wie den Ambassadeur, von Angesicht zu Angesicht zu schauen.

Sobald wir auf dem großen Platz von Ochatto angekommen waren, so wurde unser Zug auf folgende Weise angeordnet: Zuerst waren etwa vierzig Personen von verschiedener Qualität, worunter mehrere Banjos, jeder mit seinen ihm folgenden Bedienten und Leuten, dann sechs kaiserliche Soldaten, die keine Flinten sondern lange Stäbe in den Händen hatten. Hierauf folgte der Norimon worin der Gesandte von vier Personen getragen wurde; unmittelbar hinter ihm ein russischer Soldat mit der Kaiserlich-Russischen Standarte; dann die Gesandtschaftscavaliere von einer Menge Civilbeamten und Dolmetschern umgeben; nach diesen ein Commando von 16 bis 20 japanischen Soldaten, nebst einem Officier zu Pferde und einer großen Menge Staatsdiener, Unterbeamten und Bedienten.

Dieser Zug ging durch eine Menge Straßen, deren Namen, von Anfang zu zählen, folgende sind: Hokowra-Matz, Omura-Matz, Mottofacata-Matz, Foru-Matz, Honkose-Matz, Bungo-Matz, Sakura-Matz, Kaschijamma-Matz, Joo-scha-Matz, an deren Ende das Haus des Gouverneurs befindlich ist. In allen Straßen waren bald größere bald kleinere guirlandirte Wachthäuser, einige mit Civil- andere mit Militärwachen besetzt. Die Straßen sind weit und reinlich, auf beiden Seiten mit breiten Gossen zum Ablauf des Wassers versehen, aber nicht alle gepflastert. Einige waren mit einer einzelnen Reihe kleiner Steine, andere mit großen Quadersteinen in der Mitte belegt. Von den Häusern konnten wir wenig oder nichts bemerken. Die meisten sind einstöckig, von Holz, mit vielem Gitterwerk an Fenstern und Thüren.

Vor der Hausthüre des Gouverneurs mußten wir alle, der Gesandte nicht ausgenommen, die Schuhe ausziehen, um den schön lackirten Fußboden und die Strohteppiche nicht zu beschmutzen; überhaupt ist es eine allgemeine Sitte, die Strohschuhe bey dem Eintritt in ein Haus jedes Mal auszuziehen, dies war uns daher nicht mehr auffallend, weil schon Monate lang die Banjos und Dolmetscher immer ohne Schuhe zu uns in die Zimmer von Megasaki kamen.

Die Wohnung des Gouverneurs war von aussen und von innen mit einer großen Anzahl Officiere besetzt. Wir wurden durch einen langen, breiten, mit einem köstlich lackirten Fußboden versehenen Corridor, und dann in ein Zimmer gebracht, das, eben so wie die unsrigen in Megasaki, mit feinen Strohmatten belegt war. Von Hausgeräthschaften, als Tischen, Stühlen, Bänken rc. sah man gar nichts, die Wände waren mit recht artigen, Landschaften vorstellenden Tapeten geziert. Alles Holzwerk war an den Thüren und Wänden fein polirt und überfirnißt. Das Licht fiel durch den daran stoßenden Corridor in das Zimmer. Glasfenster sind in ganz Japan nicht zu finden, an deren Statt werden die Fensterrahmen mit feinem Papier überzogen. In der Mitte unseres Zimmers standen schön gefirnißte Tabacksgeräthschaften, bestehend aus Pfeifen, Spuckbecher, Kohlpfanne und Tabacksbüchse. In einer Ecke desselben stand noch eine große porcellanene Spuckvase. Es wurde uns, sobald wir uns um die Tabacksgeräthschaften gelagert hatten, Thee ohne Zucker vorgesetzt. Die Tassen waren von gutem Porcellan, allein massiv, schwer, von schlechter Façon und noch schlechterer Malerei. Der Thee war, nach unserem allerseitigen Geschmack zu urtheilen, nicht sonderlich gut. Nach etwa einer kleinen halben Stunde, wurde der Gesandte in den Audienzsaal gerufen, Herr Major v. Friederici und Lieut. Koschelef begleiteten ihn.

Der Abgesandte von Jedo und die beiden Gouverneurs knieten beynahe in der Mitte des Saals, hinter jedem waren andere Personen, die den Degen derselben quer hinter ihrem Haupte in die Höhe hielten *).

*) Also hatte man doch den Gesandten mit Unwahrheit hintergangen.

Der Gesandte, nebst seinen Officieren, machte ein Europäisches Kompliment; sie legten sich in einer Entfernung von etwa sechs Schritten von den Gouverneuren. Die Dolmetscher knieten auf beiden Seiten desselben. Ringsum im Saale saßen die Ritter oder Vornehmen des Reichs.

Die erste Frage des Gouverneurs an den Gesandten war: warum, und in welcher Absicht er nach Japan gekommen sey, und warum der Kaiser von Rußland an den von Japan geschrieben habe, da man es doch dem Lieut. Laxmann sehr deutlich gesagt, daß dieses strenge verboten und gegen japanische Gebräuche, Gesetze und Anständigkeit sey. Hierauf fragte man, ob Lieut. Laxmann diesen Auftrag nicht ausgerichtet habe, und ob er noch lebte? Sodann erklärte der Gouverneur, daß in dem Erlaubnißschein, mit welchem wir nach Japan gekommen, zwar einem Handelsschiff erlaubt sey, in Nangasaki einzulaufen, um wegen einer Handelsverbindung Verabredung zu treffen, daß aber darin nichts von einer Gesandtschaft erwähnt worden. Zuletzt fragte man um die Ursache warum man erst nach so langer Zeit Gebrauch von diesem Erlaubnißscheine gemacht habe.

Gegen 1 Uhr hatte die Audienz ein Ende, und wir zogen wieder in derselben Ordnung, wie am Morgen, nach Megasaki zurück.

Abends kamen die Dolmetscher zu uns, um dem Ambassadeur zu sagen, daß er Morgen, wenn er es wünsche, eine zweite Audienz haben könnte.

Der Vorschlag wurde angenommen. Des andern Morgens gegen 7½ Uhr regnete es so stark, daß man schon glaubte die Audienz aufschieben zu müssen; indessen klärte sich das Wetter gegen 9 Uhr auf, und die Oberbanjos und Dolmetscher kamen, um uns zur Audienz abzuholen. Wir waren bereit zu folgen, jedoch machte v. Resanoff die Bemerkung, daß seine Officiere, heute nicht, wie gestern, zu Fuß gehen könnten, weil die Straßen von dem starken Regen sehr schmutzig und die Wohnung des Gouverneurs sehr weit entfernt wäre. Der Oberbanjos machte zwar anfänglich Einwendungen, fertigte aber doch endlich einige Personen ab, um den Gouverneur davon zu benachrichtigen und die Norimons

für die Gesandtschaftscavaliere, während als wir von Megasaki nach Ochatto überschifften, zu bestellen. Bey unserer Ankunft aber vor der großen Treppe mußten wir noch beynahe zwei Stunden auf dem Fahrzeuge warten, ehe die Nachricht ankam, daß die fünf Norimons für die Officiere bereit seyen. Es hatte sich unterdessen wieder ein starker Regenschauer mit Gewitter eingestellt, das Fahrzeug war aber so gut bedeckt, daß wir ihn bey einer Pfeife Taback und eine Tasse Thee ohne Zucker, die man uns vorsetzte, ganz ruhig abwarten konnten.

Der Führer, oder Capitän, des Fürstlich Fisenschen Fahrzeuges war sehr gefällig und zuvorkommend. Er schrieb sich die Namen seiner seltnen Gäste auf, um sie als Andenken für sich und seine Familie aufzubewahren. — Wir waren auf alle Umgebungen nicht minder aufmerksam als die Japaner, und bemerkten, unter andern, einen Mann, der sich hinter seinen Landsleuten versteckte und mit Zeichnen beschäftigt war. Wir suchten ihn treuherzig zu machen, und bathen ihn, ohne Rückhalt die ihm interessanten Gegenstände abzuzeichnen, und uns seine Arbeit zur Ansicht zu erlauben, wobey wir uns nicht wenig über die Geschicklichkeit desselben wundern mußten. Er hatte in kurzer Zeit alles, was er an und um uns sah, zu Papier gebracht: Z. B. einen dreieckigten Huth mit Federn, Stern und Ordensband des Ambassadeurs, die verschiedenen Stickereien der Uniformen eines jeden Officiers, Säbel, Degen und Degenschaften, Knöpfe, Scherfe, Kammerherrnschlüssel, Uhrband und Petschaft u. a. m. Die Geschwindigkeit und Fertigkeit mit welcher er nun nochmals, als er alle diese ihm gänzlich unbekannten Europäischen Figuren in der Nähe betrachtet, zeichnete, übertrifft sicher die der meisten Europäischen Künstler; denn er machte alle Umrisse mit Tusch, auf feines durchschlagendes, sogenanntes chinesisches Seidenpapier; und welche Sicherheit des Striches, welche Leichtigkeit des Pinsels wird nicht dazu erfordert, um mit dem ersten unauslöschlichen Strich feine Stickereien mit Ausdruck auf zartes Löschpapier zu zeichnen? Die wenigen Stunden, die wir auf diesem Fahrzeug mit Warten hinbringen mußten, mögen wohl diesem Manne von der größten Wichtigkeit gewesen seyn.

Gegen zwölf Uhr kam endlich die Nachricht an, daß alle Norimons bereit seyen, worauf wir eben so wie gestern unsern Zug antraten, ausgenommen daß nun die Officiere in kleinen Sänften getragen wurden.

Der Platz, die Häuser und Straßen, waren gleichfalls noch alle mit Tüchern, Vorhängen und Matten behängt. Kaum waren wir im Hause des Gouverneurs angekommen, und kaum wieder um den Tabacksapparat gelagert, so wurde der Gesandte, von Hofr. Fosse und Capt. Foederoff begleitet, zur Audienz abgeholt. Er kam sehr bald wieder von dort zu uns zurück. Man hatte ihm daselbst feierlich eine große Rolle Papier mit der Bitte überreicht, sich dieselbe von den Dolmetschern erklären zu lassen. Diese hoben die Rolle mit vieler Ehrfurcht und unter Verbeugung an die Stirne, öffneten sie mit einer Art von heiliger Verehrung und sagten: „Dies ist eine groote beleftheit (Wohlgewogenheit) des japanischen Kaisers gegen den russischen Ambassadeur. Das Papier enthält nichts als Freundschaft. Da es aber in japanischer Sprache geschrieben ist, so haben wir den Auftrag, einstweilen die Hauptpunkte des Inhalts dem Herrn Ambassadeur mündlich bekannt zu machen und zu erklären, in der Folge aber werden wir alles genau schriftlich übersetzen, damit auch alles genau verstanden werde. Dies ist keine geringe und leichte Arbeit, denn das Papier ist sehr tiefsinnig, d. h. mit vielem Bedacht und mit vieler Gelehrsamkeit geschrieben.“

Hierauf machten sie uns ungefähr folgende Hauptpunkte daraus bekannt. In den ältesten Zeiten wäre es fremden Schiffen aller Nationen erlaubt gewesen ungehindert in Japan einzulaufen, und japanische Einwohner und Schiffe hätten auch dazumal fremde Länder besuchen dürfen. Seit etwa 150 Jahren aber hätten die vorigen Kaiser allen ihren Nachfolgern ein schweres Verboth auferlegt, vermöge dessen kein Japaner das Reich verlassen dürfte, und es bloß den Holländern, den Chinesern, den Bewohner der Insel Riukiu (Likeern) und den Coreern erlaubt worden sey, nach Japan zu kommen. Schon seit vielen Jahren höre mit letztern der Handel auf, der bloß den beiden erstern noch gestattet werde. Seitdem hätten schon mehreremale fremde Mächte versucht, Handel und Freund-



schaft mit Japan anzuknüpfen, sie wären aber jedesmal sogleich ohne alle Rücksicht, zu Folge des schweren, seit langen Zeiten bestehenden Verbots, zurückgeschickt worden, weil es sehr gefährlich sey, mit unbekannten und ungleichen Mächten eine Freundschaft zu schließen.

Hier machten die Dolmetscher eine Pause, und eine besondere Erklärung. Freundschaft, sagten sie, ist gleich einer Kette, die, wenn sie zu irgend einem Zweck bestimmt ist, aus gleichstarken Gliedern bestehen muß; ist aber das eine dieser Glieder sehr stark, und das andere unverhältnißmäßig schwach, dann muß beym Gebrauch derselben nothwendig das letztere zerrissen werden. Die Kette der Freundschaft kann also nur zum Nachtheil des schwächern Gliedes vereinigt werden.

Vor dreizehn Jahr (erklärten sie weiter) sey das erste russische Schiff mit Lieut. Laxmann und nun das zweite mit einem Ambassadeur von einem großen Kaiser nach Japan gekommen; daß man jenes gut aufgenommen, und dieses freundschaftlich empfangen habe, das sey erlaubt, und der Kaiser von Japan wolle alles thun, was möglich und den Gesetzen seines Reichs nicht entgegen sey. Er könne und wolle also auch die Ankunft des zweiten russischen Schiffes als einen Beweis der großen Freundschaft des Russischen Kaisers gegen ihn ansehen.

Dieser reiche Monarch habe ihm einen bevollmächtigten Gesandten und viele kostbare Geschenke zugeschickt. Bey Annahme derselben müßte nun auch der Kaiser von Japan, nach Landessitte, die für Gesetz gelte, einen Ambassadeur und Gegengeschenke an den Russischen Kaiser schicken. Da nun aber ein schweres Verbot darauf läge, daß weder Personen noch Schiffe ausserhalb Japan gehen dürften, und Japan selbst so arm sey, daß es keine ähnliche Gegengeschenke aufzuweisen oder zu geben habe, so könne es auch weder den Gesandten noch die Geschenke annehmen.

Japan habe keine großen Bedürfnisse und leide an nichts Mangel, es brauche also auch nur sehr wenige fremde Produkte, und diese wenige, die ihm zur Gewohnheit geworden, oder woran es ihm zuweilen mangele, würden schon hinreichend durch die Chineser und Holländer zugeführt; Luxus wolle man nicht ein-

führen, und es würde auch sehr schwer seyn, einen größern Handel zu übersehen, weil man dem durch eine Handelsverbindung entstehenden Verkehr der gemeinen Leute mit den fremden Matrosen nicht genug vorbeugen könne, und dieser Umgang sehr streng verboten sey *).

Der Ambassadeur machte mancherlei Einwendungen, und versicherte, nicht gekommen zu seyn um Gegengeschenke zu verlangen; da aber alles nichts half, so bestand er darauf, die Provisionsunkosten und alle Materialien zur Ausbesserung des Schiffes bezahlen zu wollen, worauf die Japaner erwiederten, daß dies keine Geschenke, sondern das eine, Mundvorrath, das andere, Beystand in der Noth sey, beides zu bewilligen, wäre Schuldigkeit der Regierung. Zugleich benachrichtigen sie uns, daß der Kaiser noch ausserdem den besondern Befehl ertheilt habe, das Schiff auf zwei Monate mit allen Arten von Provision, die wir nöthig hätten oder verlangten, zu versehen, und uns 2000 Säcke Salz, jeder Sack von 30 Pfund, 100 Säcke Reis, jeden von 150 Pfund, und 2000 Stück oder Gebund der feinsten japanischen rohen Seide zu geben. Erstere für die Mannschaft, letzteres für die Officiere. Dieses alles verweigerte der Gesandte, und sagte, im Fall die Geschenke ausgeschlagen würden, so könnte er auch die bestimmten Provisionen und die Seide nicht annehmen. Während dieser Unterhandlungen hatte man uns die Tabackspfeifen zu rauchen angeboten, und Thee ohne Zucker, auch Süssigkeiten als Erfrischungen gebracht. Die letztern lagen für jeden besonders auf einem Bogen Papier, und bestanden aus zwei Schnitten Zuckerkuchen, einigen kleinen runden Zuckerbrödchen und oben darauf einem Zuckerband, d. h. einem Zuckerwerk in Form, Farbe und Gestalt eines bunten, gestreiften Bandes.

Nachdem die Dolmetscher den Willen des japanischen Kaisers genau erklärt hatten, brachten sie noch eine kleine Rolle Papier, die von Seiten des Gouverneurs an den Gesandten gerichtet war, und deren Hauptinhalt darin bestand,

*) Wahrscheinlich ist hier von Contrebande die Rede.

daß sich unser Schiff, sobald es den Hafen verlassen hätte, von der japanischen Küste entfernen solle, weil es der vielen Stürme und Felsen wegen sehr gefährlich sey, sich denselben zu nähern, und daß man in Zukunft die an den russischen Küsten scheiternden Japaner, wenn sie in ihr Vaterland zurückkehren wollten, in Europa den Holländern übergeben möchte, damit sie über Batavia nach Japan transportirt würden.

Unsere Audienz hatte nun ein Ende und wir wurden gegen vier Uhr Nachmittags ohne vieles Gefolge in den Norimons nach Ochatto getragen, und von da nach Megasaki übergeschifft.

Der bewölkte Himmel und etwas Regen vermehrte unsere niedergeschlagene Stimmung.

Da man nicht im voraus wissen konnte, ob wir vielleicht bis zum späten Abend in der Audienz bleiben würden, so hatte man in allen Straßen durch welche wir gehen mußten, Vorkehrungen zu einer Illumination getroffen, und alle vier bis fünf Schritte einen Pfahl von etwa zwei Fuße Höhe errichtet, auf welchem eine Laterne befestiget war.

Den 6ten kamen die Dolmetscher um den Gesandten nochmals im Namen des Gouverneurs wegen der Annahme der Provisionen und der Seide zu sprechen, sie versicherten, der Gouverneur könne in der Sache nichts entscheiden, und müsse den Kaiserlichen Befehl befolgen, und im Fall sich der Gesandte weigerte, den Mundvorrath und die Seide anzunehmen, so müsse er deshalb einen Courier nach Jedo abfertigen, welches unsern Aufenthalt noch wenigstens zwei Monate verlängern würde. Der Gesandte mußte also, um bald wieder in Freiheit gesetzt zu werden, in die Annahme willigen.

Hierauf fragten die Dolmetscher, ob es ihm gefällig wäre, Morgen seine Abschiedsaudienz zu haben, oder ob er späterhin einen andern Tag dazu bestimmen wolle? v. Resanoff wählte das erstere, um so schnell als möglich Japan verlassen zu können.

Den 7ten April, gegen Mittag, zogen wir also durch die mit Wachen besetzten und mit Vorhängen decorirten Straßen zur Abschiedsaudienz. Es regnete auch heute ziemlich stark, daher erhielten wir beym Aussteigen bey Ochatto jeder einen neuen Regenschirm, und wurden dann in Norimons weiter getragen.

Die Audienz bestand in wechselseitigen Komplimenten und freundschaftlichem Abschied. Nach diesem zeigte man uns in einem Nebenzimmer, das in 2000 Bund Seide bestehende Geschenk des Kaisers, und die Dolmetscher versicherten uns, daß sie in das größte Unglück würden gekommen seyn, wenn der Gesandte dies den Officieren bestimmte Geschenk nicht angenommen hätte, weil man es ihnen zur Last würde gelegt haben, daß sie den kaiserlichen Befehl schlecht verdolmetscht hätten. Sie statteten daher noch ganz besonders ihren Dank wegen der Annahme desselben ab.

Auf diese Weise endigte unsere seltene Gesandtschaft nach Japan. Es blieb nun nichts zu thun übrig, als so bald als möglich die für den Kaiser von Japan bestimmt gewesenen Geschenke einzupacken, an Bord zu bringen, und nach Kamtschatka zurückzukehren. — Während der Vorbereitungen zu dieser Reise, versuchten wir nochmals die Erlaubniß zu erhalten, die Holländer in Desima, und irgend einen Tempel in oder um Nangasaki besuchen zu dürfen; es war aber alles umsonst.

Nach sehr vielem und oft wiederholtem Ansuchen, erhielt endlich v. Resanoff die Erlaubniß, an sieben von den ersten Dolmetschern einige Kleinigkeiten für die vielen Bemühungen, die sie bey und mit uns hatten, zu schenken, und die beiden Gouverneure ließen sich zuletzt erbitten, den kleinen Taschenglobus, einige Landkarten, und die Abbildungen aller russischen Nationen, als Andenken anzunehmen.

Es wurde nun täglich mit allem Fleiß daran gearbeitet, das Schiff in segelfertigen Zustand zu setzen, und ich bin überzeugt, daß sich die Japaner nicht wenig wunderten, als man ihnen den 16ten anzeigte, daß wir zum Absegeln bereit seyen.

Vierzehntes Kapitel.

Abreise von Japan. Seereise von Japan nach Kamtschatka. Cap und Straße von Sangaar. Beschreibung der West- und Nordwestküste von Matmai oder Jesso. Aufenthalt in der Aniwabay. Beschreibung derselben und der SO. Küste von Sachalin oder Tschoka. Seereise von Tschoka nach Kamtschatka. Ankunft daselbst.

Es wurden nun alle Veranstaltungen zur schnellen Abreise getroffen. Das Schiff war beynahe schon ganz segelfertig, und das Hauptgeschäft bestand nur noch darin, die von Rußland mitgebrachten Geschenke wieder einzupacken, und die Wassertonnen nebst den von Japan erhaltenen Provisionen von Reis, Salz und Zwieback an das Schiff zu besorgen. Diese Arbeit ging überaus schnell vor sich, und nachdem v. Resanoff am 16ten April die Abschrift der japanischen Documente nebst der holländischen Uebersetzung erhalten hatte, so war unser einziges Bestreben, unsere Willensfreiheit wieder gewinnen, und das uns schon längst überlästige Gefängniß von Megasaki verlassen zu können.

Capt. v. Krusenstern war nun schon segelfertig und bereit die Gesandtschaft an Bord zu empfangen, die sich am folgenden Tag, den 17ten, dahin einschiffte. Viele Dolmetscher, besonders aber viele Civilofficiere, schienen bey dem Abschied in Megasaki sehr gerührt zu seyn, und es unendlich zu bedauern, die Hoffnung einer Handelsverbindung mit Rußland vereitelt zu sehen.

Unser Abzug war ohne allen Pomp, und ohne weitere Ceremonie. Der Landesherr und Prinz Tschingodsin hatte einige Tage zuvor die diesjährige Wache des Hafens von Nangasaki angetreten, und unsere Gesandtschaft in einem seiner

Staatsböte an unser Schiff bringen lassen, das sobald wir, und alle unsere Habseligkeiten, auf demselben angekommen waren, von hundert kleinen Fahrzeugen auf die westliche Seite des Papenbergs bogsirt wurde. Wachthabende Banjos und Dolmetscher begleiteten uns, das unterdessen von den Japanern bewahrte Schießpulver und die Gewehre wurden uns alle wieder zurückgegeben, letztere in einem verrosteten Zustand. Die kaiserlichen Wachthäuser waren jetzt, als wir bey ihnen vorbeyfuhren, nur sparsam und nicht mit neuen Vorhängen geziert, auch sah man nirgends, so wie bey unserm Einzug, Soldaten mit Flinten, Fahnen oder Ehrenzeichen, und selbst das mit bunten und seidenen Vorhängen versehene Fahrzeug des Prinzen von Tschingodsin, auf dem wir uns befanden, war bey weitem weniger prachtvoll als das des Fürsten von Fisen.

Am 18ten in aller Früh verließen wir die Rhede. Unsere eilfertige Abreise mußte wohl den Japanern keinen üblen Begriff von der russischen Schifffahrt beygebracht haben; denn gestern hielten uns die Dolmetscher noch lange nicht segelfertig und äußerten ihre Vermuthung, daß wir wohl, eben so wie die holländischen Schiffe, noch etwa acht Tage auf der Rhede vor Anker liegen, und noch manches zur Vorbereitung unserer fernern Reise nöthig haben würden; auch hatten sie unaufgefordert im Namen des Gouverneurs versprochen, uns während unseres fernern Aufenthalts, und sollte er noch Wochen lang dauern, täglich mit frischen Lebensmitteln und Wasser zu versehen.

Die Segel wurden erst gestern Abend spät und heute festgebunden, und ehe sich noch am frühen Morgen die Wachtböte oder sogenannte Ehrenwache, die uns noch immer nicht verlassen hatte, recht umsah, waren wir schon unter Segel. Mehrere derselben strengten sich an, uns noch eine Strecke Weges zu begleiten, sie mußten aber, sobald ein frischer O. S. O. in die Segel bließ, weit hinter uns zurück bleiben.

Capt. v. Krusenstern hatte beschlossen, die Rückreise nach Kamtschatka durch das Coreische Meer, längs der Westküste von Japan, zu machen, die Straße von Sangaar und die westliche und westnordwestliche Küste von Matmai oder

Jesso zu bestimmen, und die Entdeckungen des verewigten La Perouse, durch die Untersuchung der östlichen Küste von Tschoka, fortzusetzen.

Die Seereise deren Beschreibung hier beginnt, ist also eine der merkwürdigsten, indem nur sehr wenige Europäer jemals die Coreische See beschifft haben und Capt. v. Krusenstern der erste ist, welcher die Straße von Sangaar, die Nordwestküste von Jesso, und die Ostküste von Tschoka oder Sagalin bis zum Ausfluß des Amurstroms zum Hauptgegenstand seiner wissenschaftlichen Untersuchung machte.

Die Geographie und genaue Kenntniß unserer Erde hat also durch die Bemühungen und die Aufmerksamkeit dieses gelehrten Nautikers beträchtlich gewonnen, und wir alle müssen ihm Dank wissen, uns mit einem noch niemals besuchten Theil dieses Weltkörpers bekannt gemacht zu haben. Obgleich der zweite Theil der v. Krusensternschen Reise um die Welt, bey Ausarbeitung dieses Kapitels schon im Druck erschienen ist, so wird man es mir doch nicht verargen, wenn ich in der geographischen Beschreibung dieser Fahrt etwas ausführlicher bin als bey andern, und wenn ich die merkwürdigsten, von diesem gelehrten Nautiker astronomisch bestimmten Punkte und Angaben zugleich mit meinen Bemerkungen verflechte, und die geneigten Leser auf die hierher gehörige Charte des v. Krusensternschen Atlasses verweise.

Am 18ten erhob sich gegen Abend ein sehr frischer Südostwind, und bey neblichtem und regnerischem Wetter passirten wir in der Nacht einen 32 Meilen breiten, zwischen den kleinen Inseln Asses-Ears (Eselsohren) und dem Cap Gotto, gelegenen Kanal.

Am 19ten, Morgens mit Tagesanbruch wurde bey hoher See und starkem Wind nach N. und NO. gesteuert, und am Abend befanden wir uns schon in der Nachbarschaft der Insel Tsus *), die wir, am 20ten, mit Tagesanbruch

*) Diese Insel heißt bey den Japanern Tsu-ssima, bey den Chinesen Tui-ma-tao, d. i. Insel der gegenüberstehenden Pferde. Sie hat auf der westlichen Seite eine sehr tiefe Bucht, die bey den beiden

gerade in Norden erblickten, und deren Nordspitze in 34° 40′ 30″ N. und 230° 30′ 30″ W. bestimmt wurde.

Widrige Winde, Nebel und Regen verhinderten uns, die gegenüber in Osten liegende Küste von Japan, die wir gegen Abend sahen, weiter zu verfolgen; indessen konnten wir sie doch zwei Tage nachher, den 22ten und 23ten, wieder auf einige Augenblicke zwischen folgenden Graden sehen, nämlich: 35° 15′, 35° 45′, 227° 40 W. 36° 01′, 36° 14′ N. und 217° 10′ W.

Den 30ten April näherte sich Capt. v. Krusenstern wieder mehr der westlichen Küste von Japan, um das Cap Sangaar aufzusuchen und zu bestimmen; am folgenden Tag entdeckten wir im 39° 50′ 00″ N. 220° 16′ 00′ W. ein sehr hohes Cap *), welches das Vorgebirg der Russen genannt wurde.

Vorgebirgen Kukuissaki und Ossaki anfängt und sehr tief in die Insel hineingeht. Diese Bucht ist mit dem Meere auf der Ostseite der Insel durch einen gegrabenen Kanal verbunden, welcher der Schiffskanal genannt wird, wodurch diese Insel in zwei getheilt wird. Der gewöhnliche Weg, den die Japaner nehmen, um nach dem Hafen Kokuyannoura (Fóu-uo-ura) auf der Nordseite der Insel zu kommen, ist folgender: Sie segeln nämlich aus dem Hafen Karazu, aus der Provinz Fisen, bis zur Insel Iki, dreizehn japanische Meilen (Ri) und von dort haben sie noch 48 Meilen bis zu dem benannten Hafen auf Tsu-ssima, von welchem bis zu dem Coreanischen Hafen Too-scha (dem Tshosan der v. Krusensternschen Charte) am Flusse des Fusan wiederum 48 Meilen sind. Der Hauptort auf dieser Insel liegt auf ihrer Südostspitze und heißt Fata, dicht nebenbey ist der bequeme und große Hafen Oo-ura, beide am Fuße eines ziemlich hohen Gebirges. Das südlichste Vorgebirg auf Tsu-ssima heißt Oo-ssaki, und das nördlichste Toyo-ssaki, welches zwischen den beiden Inseln Kaito und Oonoscheto belegen ist. Jul. v. Klaproth.

*) Diese große Halbinsel heißt auf japanisch Wotoko issika-ssima, d. i. die Hirschinsel, das Gebirg auf derselben Joo-moto, und ihr südwestliches Vorgebirg Nankaba oder Kamo, welches letztere auf v. Krusensterns Charte Vorgebirg der Russen genannt ist. Am 2ten Mai war das Schiff der Ebene und dem Wald am Ausfluß des Nossiro-gawa, der auf andern japanischen Charten Nobai heißt, gegenüber. Die Schneegebirge, welche gesehen wurden, trennen die Provinz Dewa von Oschin und haben keinen allgemeinen Namen. Auf der Westseite der Provinz Oschin, welche das Schiff am dritten Mai passirte, sind die beiden bedeutenden Vorgebirge Nangasaki und Torii-ssaki, von denen das letztere nördlicher liegt. Hinter denselben liegt ein hohes Gebirge, Namens Iwaki-jama und östlich von



Am 2ten Mai befanden wir uns bey heiterem Wetter in der Nähe des Landes und konnten deutlich eine Stadt (40° 50′ N. und 219° 54′ W.) und kleine Fahrzeuge, die hier vor Anker lagen, erkennen.

Das ausgedehnte, flache und sandige Ufer bildet eine weite Bay, die von zwei, durch hohe Berge sich auszeichnende Landspitzen begrenzt ist. Die Stadt schien ziemlich groß und die umliegende, durch die Farben des gepflügten Ackerlandes, der Wiesen und Waldungen verschönerte Gegend, sehr fruchtbar zu seyn. Der Hafen, wenn anders einer hier vorhanden ist, wird wahrscheinlich von der Mündung eines Flusses gebildet und ist vermuthlich nur für japanische, d. h. für kleine, nicht tief im Wasser gehende Fahrzeuge, brauchbar; denn in einer Entfernung von drei Meilen vom Lande, betrug die Tiefe der See nicht über fünf und zwanzig Faden.

Im Hintergrund der vor uns liegenden reizenden Landschaft, besonders an der nördlichen Küste, erhoben hohe Gebirge ihr schneebedecktes Haupt. Wallfische und Seetang von mannichfaltiger Art fanden sich täglich, während unserer bisherigen Reise, um das Schiff, besonders aber hier in der Nachbarschaft des Landes.

Gegen Abend kamen vier Böte, jedes mit funfzehn bis zwanzig Menschen, auf uns zu gerudert; sie wollten sich aber, ungeachtet wir sie freundschaftlich und in japanischer Sprache einluden, unserem Schiffe nicht nähern. Die Bauart dieser Fahrzeuge und die Form der Ruder, so wie auch das Rudern selbst war von denen in Nangasaki verschieden, so daß wir sie kaum für Japaner halten konnten.

Am nächstfolgenden Morgen war uns der Wind sehr günstig. Wir liefen mit acht Knoten in einer Stunde längs der Küste, an der wir mehrere Bayen und Buchten, in Norden aber eine mäßig erhöhte und weit in die See hervorragende Landspitze (40° 37′ 40″ N. und 220° 11′ 30″ W.) entdeckten, welche

---

diesem die bedeutende Stadt Jumenai, an einem Flusse, der sich beynahe auf der Nordwestspitze von Japan ins Meer ergießt. J. v. Kl.

Cap Gamaley genannt wurde. Ein in der Nachbarschaft desselben (40° 40′ 40″ N. und 219° 49′ W.) von diesem Cap nordöstlich liegender, sehr hoher und mit Schnee bedeckter Berg, erhielt den Namen Pic Tilesius.

Nachmittags bekamen wir endlich, nach langer Erwartung, das Cap von Sangaar (41° 16′ 30″ N. und 219° 46′ W.) zu Gesicht, welches mit dem andern gerade in Norden, an der südlichen Spitze von Jesso (41° 25′ 10″ N. und 219° 50′ 30″ W.) liegenden, die Einfahrt der Straße gleiches Namens bildet, und nach unserem Schiffe Cap Nadeshda genannt wurde.

Späterhin näherten wir uns der südwestlichen Küste der Insel Jesso und bemerkten in einer offenen, für die vor Anker liegenden Schiffe sehr unsichern Bay, die ansehnliche Stadt Matzumai *), (41° 32′ N. und 219° 56′ W.) deren Häuser und Tempel wir vermittelst unserer Fernröhre deutlich unterscheiden konnten; etwas südwestwärts von dieser Stadt liegen zwei Inseln, deren westlichste Oo-ssima (41° 31′ 30″ N. 220° 40′ 45″ W.) d. i. die große, die andere Ko-ssima (41° 21′ 30″ und 220° 14′ 00″ W.) oder die kleine Insel heißt, und die als unverkennbare Merkmale der Straßen von Sangaar dienen können, deren Breite oder Entfernung des einen Caps von dem andern 18 Seemeilen beträgt.

*) Matzumai ist der Name der Hauptstadt der ganzen Insel und bedeutet Fichtenstadt; allein die Insel selbst heißt bey keiner Nation Matmai, sondern Japanisch Jesso und nach der chinesischen Aussprache chia-y, welches Krebs bedeutet. (chia sind kleine Seekrebse die man Garneelen, spanisch Camarones, englisch Shrimps nennt.) Der Hafen von Matzumai ist für die japanischen Schiffe selbst weder bequem noch sicher. Vor demselben liegt die kleine Insel Besaiten, die von den Japanern für heilig gehalten wird und auf der sie einen Tempel erbaut haben. Südöstlich von der Stadt liegt das südlichste Vorgebirg der Insel Ssirakami-ssaki, und östlich von demselben zwei bequeme Hafen für kleine Schiffe. Noch östlicher findet man den Hafen Chakodade, an welchem verschiedene japanische Ansiedelungen liegen, und nicht weit davon, tiefer in das Land, ist die Wohnung der Kurilischen Dolmetscher. Auf der ganzen Südwestseite der Insel findet sich viel Seetang (Fucus), den die Japaner Kombu nennen, und dessen sie sich zur Speise bedienen. J. v. Kl.

Das Land von Jesso ist hier ziemlich hoch, die meisten umliegenden Berge waren noch mit Schnee bedeckt; sie haben ein vulkanisches Ansehen, sind öde und kahl, und bilden unregelmäßig abgerissene, steile Felsenklüfte. Das Innere der Insel mag wohl da, wo sie mehr vor den strengen Winden und der Kälte geschützt ist, sehr fruchtbare Thäler darbiethen, die unmittelbaren Umgebungen der Stadt Matzumai aber, die dem Umfang und äußern Anschein nach größer als Nangasaki zu seyn scheint, sind so sandig und öde, daß es schwer fallen würde, zu begreifen, woher die zahlreichen Einwohner die Mittel ihrer Existenz nehmen können, wenn wir nicht vorher in Nangasaki in Erfahrung gebracht hätten, daß der Wallfischfang nicht nur die Bewohner von Jesso, sondern auch einen großen Theil des nördlichen Nipons ernährte. Wir bemerkten viele kleine Fahrzeuge in der Bay unter Segel und mehrere andere bey der Stadt vor Anker und auf dem Stapel, ohne daß wir den Hafen unterscheiden konnten.

Am 4ten, früh, sahen wir noch die Straße von Sangaar, von welcher wir uns, des stark ihr zufließenden Stroms wegen, während der Nacht entfernt hatten. Wir richteten unsern Lauf nun auf die westlichste der kleinen Inseln (Oo-ssima), die etwa sechs Meilen im Umfang hat, und steuerten zwischen dieser und Ko-ssima durch einen ungefähr zwanzig Meilen breiten Kanal nach Norden. Beide Inseln sind von geringem Umfang, steil, unbewohnbar, schroff und dem Anschein nach, vulkanischen Ursprungs.

Gegen Mittag wurden wir noch eine dritte Insel, Okosiri, gewahr. Diese ist flacher als die beiden ersten, sie liegt westlich von Jesso und nördlich von Oo-ssima (42° 09′ N. und 220° 30′ W.), und ist bey weitem größer, etwa 11 Meilen lang und fünf breit. Am südwestlichen Ende erhebt sie sich sanft aus der See, hat ein einladendes, gefälliges, fruchtbares Ansehen und ist mit viel Waldung bedeckt; demungeachtet schien sie uns unbewohnt, denn wir bemerkten weder Fahrzeuge, noch Häuser oder Rauch an irgend einem Theil ihrer Küste.

Nachdem wir diese Insel umschifft hatten, näherten wir uns wieder, den 5ten Morgens, der Insel Matmai, auf welcher wir im Vordergrund, hinter

einem Hügel, einen dicken aus einem Thal aufsteigenden Rauch und im Perspectiv, lange sich ausdehnende, und mit Schnee bedeckte Bergketten sahen. Ein hohes, in der Nachbarschaft liegendes Vorgebirg (42° 38′ N. und 219° 59′ W.), das sich uns darstellte, erhielt den Namen Cap Kutusoff *). Es herrschte eine fast gänzliche Windstille, und bey übrigens sehr schönem Wetter zogen wir eine Parallele zwischen einigen Europäischen, ungefähr unter derselben Breite befindlichen und den vor uns liegenden Gegenden. Dort ist in dieser Jahreszeit alles in Flor, dort findet man die vortrefflichsten Früchte aller Art, und hier sind selbst die niedrigsten Bergrücken und Felder noch mit Schnee bedeckt.

Den 6ten wurden wir ein anderes beträchtliches Vorgebirg, Cap Novosilzoff, und hinter diesem eine breite tiefe Bucht gewahr, die man leicht für eine Durchfahrt hätte halten können **). In dieser Ungewißheit und mit gespannter Erwartung untersuchten wir sie. An der südöstlichen Küste sahen wir einen stark rauchenden Vulkan, und mehrere andere kegelförmig zugespitzte Berge. Es war auffallend, daß der Rauch nur aus einem kleinen unansehnlichen Berge empor stieg, und die nahegelegenen hohen Pic's keine Zeichen eines Vulkans sehen ließen. Der höchste und ansehnlichste dieser Berge wurde Pic Rumoffski genannt; er liegt 42° 50′ 15″ N. und 218° 48′ 30″. Wir konnten heute nicht weit in die

---

*) Dieses Vorgebirg führt auf japanisch den Namen Chokossinossaki. An der Südseite desselben sind die letzten japanischen Wohnplätze auf der Westseite dieser Insel; nördlich von hier fangen die Ansiedelungen der Eingebornen (Aino) an; noch nördlicher liegt das Vorgebirg, welches von Krusenstern Cap Novosilzoff genannt wurde, und das auf japanisch Komoinossaki heißt.

**) Nach den japanischen Charten ist hier keine Durchfahrt, sondern am Ende der Bucht, der Ausfluß eines breiten Stromes, der aus einem, vier japanische Meilen (Ri) im Umkreis habenden See fließt und Issikari heißt. In diesen See ergießen sich verschiedene kleine Flüsse die ihn bilden. Er wird durch einen schmalen Bergrücken von zwei andern Seen getrennt, die einen Erguß in das Meer auf der Ostseite der Insel haben. Südlich von dieser Bucht ist der hohe Pic Ssiribetsu, an dessen Fuße ein Flüßchen entspringt, das nördlich vom Vorgebirg Chokossinossaki ins Meer fällt; nordöstlich von diesem liegt ein anderer Pic nach der Ostseite der Insel zu, der Yuuben heißt. J. v. Kl.

Bay eindringen, sondern mußten, des südlichen widrigen Windes wegen, beynahe den ganzen Tag in derselben laviren.

Am 7ten, Morgens, erhob sich ein günstiger Südwestwind, mit welchem wir bey heiterem Wetter tiefer in die Bucht einliefen, aber bald die Hoffnung zu einer neuen Durchfahrt aufgeben mußten. Das Land zog sich immer mehr und mehr in Südost zusammen, die Tiefe des Senkbleies nahm allmählig ab, der salzige Geschmack des Seewassers verlor sich allmählig, und es blieb uns nichts anders übrig als in der Erwartung getäuscht, den Rückweg wieder anzutreten. Es wurde nun nach dem, diesen Golf begrenzenden, nördlichen Vorgebirg gesteuert, das den Namen Cap Malespina (45° 42′ 15″ N. 218° 41′ 30″) erhielt, und hierauf unser Cours, so viel es der Wind erlaubte, nach Norden fortgesetzt.

Den 8ten, Vormittags, bemerkten wir in Nordost zwei kleine Inseln *), Teurire und Janikesseri (erstere 44° 27′ 45″ N. und 218° 43′ 15″ W. letztere 44° 28′ 45″ und 218° 37′ 45″), etwa zehn Meilen von der Insel Matmai oder Jesso, deren Küste wir in geringer Entfernung verfolgten, bis wir am 10ten Mai die nordwestliche Spitze derselben, und in NW. einen hohen Pic beobachteten, den wir in der Folge für den von La Perouse auf die NW. Küste von Matmai gelegten Pic de Langle **) erkannten. Dieser in weiter Entfernung bemerkbare Kegelberg, lag nun mit seinem Schneehaupte vor uns. Er ist nicht mit Matmai, wie La Perouse glaubte, zusammenhängend, sondern bil-

*) Die westlichste dieser Inseln heißt in der Landessprache Teumu-ssiri und die andere Anke-ssiri, sie sind, nach den japanischen Charten, zehn Ri von einander entfernt. Nach einer andern japanischen Charte heißt die erste Feure, vielleicht ist dies ihr japanischer Name. Östlich von diesen Inseln, auf Jesso, liegt ein großer Pic, der Yullbetsu heißt. J. v. Kl.

**) Bey den Einwohnern von Jesso heißt der Pic de Langle Rii-ssiri, er ist von Teumu-ssiri zwanzig Ri entfernt. Dem Pic de Langle gegenüber liegt, auf der Westseite von Jesso, der hohe Pic Akanuno. Nördlich vom Pic de Langle liegt die Insel Rebu-no-ssiri oder Rifuno-ssiri und nordwestlich davon eine andere, Namens Issigorotan oder Isschorotan, und auf diese folgt die Südwestspitze von der Insel Tschoka, die von den Bewohnern von Jesso, Ssari genannt wird, dahingegen die Südostspitze bey ihnen Karafuto heißt und für eine besondere Insel gehalten wird. J. v. Kl.

det eine besondere Insel, die wir westlich ließen. Der Wind war uns sehr günstig und noch vor Mittag (am 11ten) erreichten wir die äusserste nordwestliche Landspitze, die von den Einwohnern Soya genannt wird, und von Capt. v. Krusenstern den Namen Cap Romanzoff (45° 25′ 50″ N. und 218° 25′ 30″ W.) erhielt. Kaum sahen wir, daß sie bewohnt sey, so stieß ein kleines Bot von dem Lande, daß sich uns näherte; es enthielt vier Personen mit starkem hängendem Haupthaar, und starkem langen Bart, sie hatten eine weite schmutzige Kleidung und ruderten bis dicht an unser Schiff, wollten aber nicht auf unsere Einladung an Bord kommen. Nachdem sie uns eine kleine Weile betrachtet hatten, kehrten sie wieder nach ihrer Wohnung zurück. Gegen zehn Uhr entdeckten wir hinter dem Cap Romanzoff eine große, nach Norden zu offene Bay, in welcher wir mit zehn Faden und in der Entfernung von zwei Meilen vom Lande unsern Anker sinken ließen. Ein dicker Nebel hatte uns kurz vorher die Aussicht des Pic's und der umliegenden Gegend entzogen. Es währte nun nicht sehr lange, so kamen mehrere dem ersten ähnliche Böte zu uns; einige der darin sitzenden Ankömmlinge stiegen sogleich mit unserer Einwilligung an Bord, begrüßten uns, indem sie die flachen Hände aneinander rieben, die Fläche derselben langsam und einigemal gen Himmel hoben, den Bart von dem Kinn nach der Brust zu strichen, und sich dann, völlig nach japanischer Art, auf die Knie warfen, und nochmals dasselbe Kompliment wiederholten. Sie hatten alle ein freundliches gutmüthiges Ansehen, ziemlich große Augen, etwas erhabne Backenknochen, eine hervorragende Stirn, tiefliegende oben etwas eingedrückte und breite Nase, den größern Theil der Wangen und des Kinns mit starkem, langem, schwarzem Bart bewachsen. Sie hatten ihre eigne Sprache, verstanden einige japanische Worte, und sagten, so viel wir sie verstehen konnten, daß sie keine Japaner seyen, und nicht zu Japan gehörten, sie nannten sich Aino oder Ainu *).

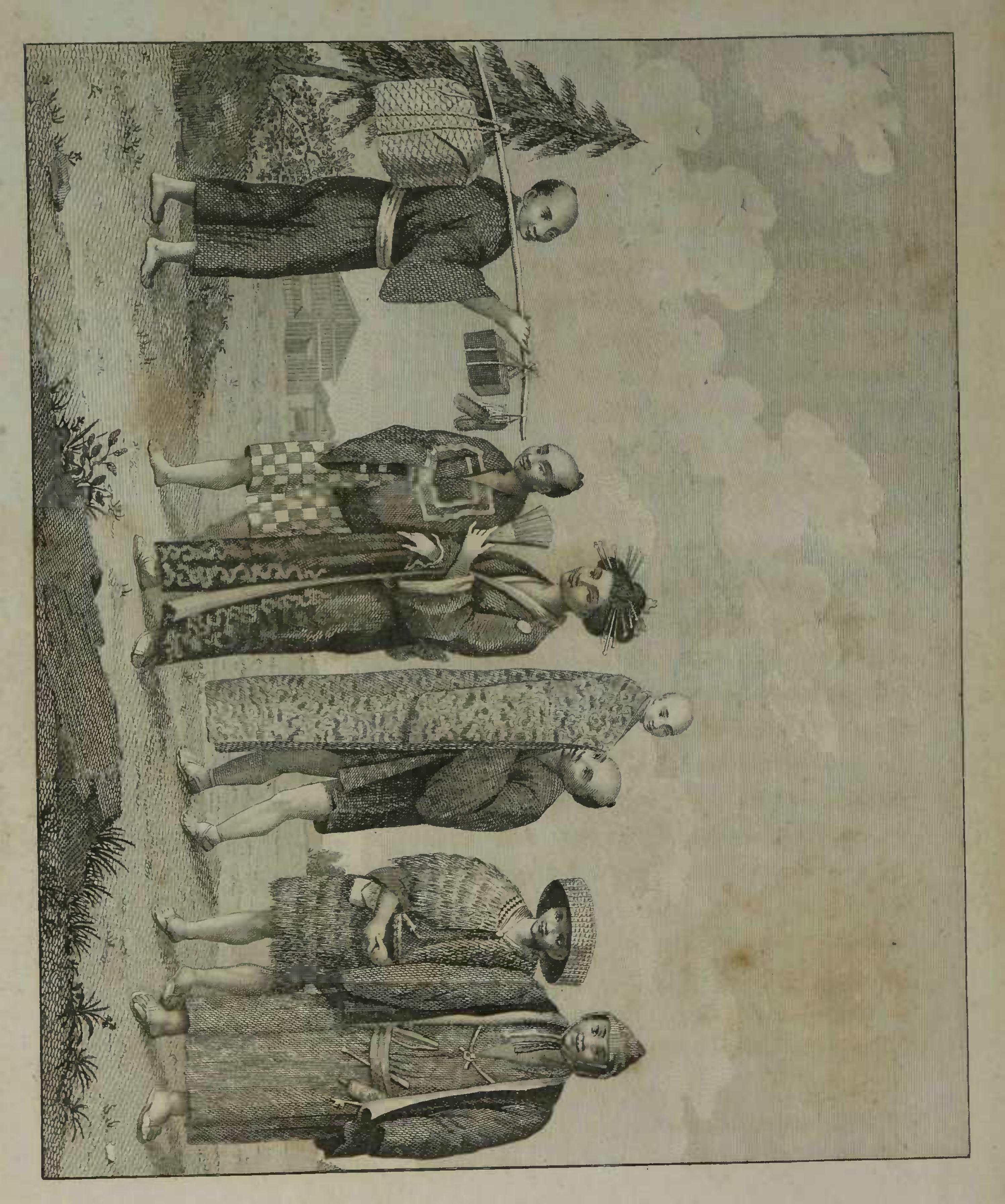
*) Aino oder Ainu bedeutet in den Sprachen aller Nationen, die zum kurilischen Stamme gehören, Mensch, und ist der Name den sie sich selbst geben; so nennen sich die Kurilen auf Kamtschatka Ainu, die auf

Als man sie nach Matmai fragte, so deuteten sie nach Süden, woraus wir schlossen, daß sie diesen Namen nicht der Insel und ihren Wohnsitzen, sondern bloß der Stadt Matmai oder Matzumai beylegten. Den ihnen angebotenen Branntwein tranken sie ohne dabey eine Miene zu verziehen, die letzten Tropfen in der Tasse schütteten sie in die flache Hand, die sie gen Himmel hoben und sich dann den untern Theil ihres langen Bartes und die Brust damit bestrichen. Nachdem man ihnen verschiedene Kleinigkeiten als Messer, Spiegel, Nadeln u. s. w. geschenkt hatte, so kehrten sie nach dem Lande zurück, und gaben uns durch Zeichen zu verstehen, sie dorten zu besuchen. Hierauf fuhr eine Gesellschaft in der ausgesetzten Schaluppe und dem Bot nach dem Ufer. Da der Liebhaber ans Land zu fahren viele waren und sich kein Platz mehr für mich fand, so blieb ich am Schiff. Kaum hatten die Fahrzeuge an der östlichen Seite der Bucht gelandet, so sahen wir von der westlichen ein großes, einem japanischen nicht unähnliches Bot, unserm Schiffe zurudern. Es erschienen auch wirklich vier Japaner, die, nach ihrem Aeußern zu urtheilen, von der niedrigsten Klasse, und wahrscheinlich Fischer waren. Sie kamen an Bord und betrugen sich sehr frei im Umgang, fragten aus Neugierde, wer wir seyen und nannten uns die umliegenden Gegenden und Inseln. Kurz hernach kam ein besser gekleideter Japaner in einem andern Fahrzeug; er war ebenfalls freimüthig in seinem Umgange, welches uns, da wir noch nicht lange Megasaki verlassen hatten, sehr befremdete. Er gab uns zu verstehen, daß er Kaufmann sey und bot uns ver-

den kurilischen Inseln Ainuh, die auf Jesso oder Matmai, und die auf Tschoka oder Sagalin Aino, und die auf der Küste des festen Landes, in der Nachbarschaft des Amurs, Ainuh. Überhaupt breitet sich diese Nation nach meinen linguistischen Untersuchungen von der Südspitze von Kamtschatka bis nach Japan hin über alle kurilischen Inseln aus, bewohnt Tschoka und die ganze Küste der fälschlich sogenannten chinesischen Tartarei und den untern Amur bis zum Einfluß der Ussuri-Ula in denselben. Die Giljäki der russischen Charten, die Yüi-bi und Gedsheum der Chinesen gehören zu diesem Stamm. Also führt diese Gegend den Namen Tungusien mit Unrecht. Die auf dem festen Lande wohnenden Kurilen nennen sich und ihre Sprache, Fiatta. J. v. Kl.

schiedene japanische Waaren zum Kauf oder vielmehr zum Tausch an; hierunter befanden sich hölzerne lackirte Trinkschaalen, Rasiermesser, Tabackspfeifen, obscöne Bücher mit Holzschnitten, die in Japan bey Lebensstrafe an Fremde zu verkaufen verboten, aber in Europa, unter dem Namen der chinesischen Bibeln, so ziemlich bekannt sind.

Am folgenden Morgen in aller Frühe, fuhr ich mit einer andern Gesellschaft ans Land. Am flachen sandigten Ufer war die Brandung ziemlich stark, daher uns ein Ainu, dessen Wohnung nicht ferne lag, mit einem kleinen Bot von der Schaluppe abholte. Er führte uns nach seiner elenden Hütte, deren Stützen aus Baumästen und deren Wände und Decke aus Stroh bestand. Am hintern Theil, und vor dem Eingang in dieselbe, sah man einige Stangen und Bäume mit Blättern und Kränzen geziert, die wahrscheinlich in irgend einer religiösen Absicht errichtet waren. Das Innere der Hütte bestand aus einem Wohnzimmer, in dessen Mitte ein Feuer auf der Erde brannte, um welches die ganze Familie, die aus einer alten Frau, einem jungen Mädchen und mehreren Personen männlichen Geschlechts bestand, herumsaß. Ueber dem Feuer hing ein eiserner Kessel, in welchem Fische gekocht wurden. Ich verließ sehr bald diese Gesellschaft und verfolgte das flache Ufer, wo ich eine Menge verschiedener Arten von Seetang fand. (Fucus saccharinus, F. perforatus, F. graminoides, F. siliquosus und andere mir nicht bekannte Species.) Unter einer Menge von Muscheltrümmern sah man heute die Reste von Nautilus papyraceus; auch fand ich mehrere große Nüsse, die mit unsern sogenannten welschen Nüssen (Nux Juglans) die vollkommenste Aehnlichkeit hatten; wo sie aber wachsen oder herkommen, und was es eigentlich für Nüsse sind, konnte ich nicht auskundschaften. Das Hauptgestein am Ufer war verhärteter Thon in dem sich die Bohrmuschel eingenistet hatte. Die Pflanzen waren noch sehr in ihrem Wachsthum zurück, unter andern bemerkte ich, Caltha palustris, Angelica von ungewöhnlicher Größe, Fumaria, Equisetum, Allium, die Kletten und andere mehr. Ein Sumpf, in welchem ein niedriges Rohr von weniger Stärke und Festigkeit wuchs, erstreckte sich längs



der ganzen Küste bis zu den naheliegenden, steil sich erhebenden und nicht sehr hohen Bergen, an deren Fuß man hie und da noch Schnee liegen sah. Fichten und Birken machten das Hauptgehölz der umliegenden Gegend aus.

Allenthalben wurde ich viele Hunde gewahr, die von derselben Art wie die kamtschadalischen, nur bey weitem kleiner waren; in der Folge hörte ich, daß diese hier eben so wie auf jener Halbinsel, als Zugthiere gebraucht und im Winter vor Schlitten gespannt werden.

Junge Bären wurden beynahe in jeder Hütte angetroffen, sie werden gefüttert, groß gezogen, geschlachtet und als Leckerbissen gegessen. Unter dem Pelzwerk bemerkte ich kleine weißgraue Felle, von einem mir unbekannten Thier. Von diesen, so wie von Bären- und Hundsfellen, trugen die Einwohner ihre warme Kleidungen. Auf dem Schiffe soll man während meiner Abwesenheit Seeotterfelle ausgeboten haben, die wahrscheinlich auch hier, eben so wie auf den übrigen kurilischen Inseln, vorkommen.

Die Wohnungen liegen in nicht sehr weiter Entfernung von einander, ich zählte auf einer Strecke von etwa einer deutschen Meile sieben große Wohnplätze, auf jeder derselben waren funfzehn bis zwanzig erwachsene Männer zu finden. Die Weiber liefen meistens, wenn ich mich den Wohnungen näherte, schon von weitem davon, und nur wenige stellten sich hinter ihre Männer, um doch, aber so viel als möglich ungesehen, mich anzugaffen. Die Mannspersonen waren untersetzt, höchstens fünf Fuß hoch, dabey sehr muskulös und von ziemlich starker Constitution; die Weiber kleiner, sie hatten schwarzes, starkes, um den Kopf hängendes Haar und dunkle, blaulichte Lippen, an denen ich nicht unterscheiden konnte, ob sie gefärbt oder tatuirt waren. Andere unserer Reisegefährten wollen auch auf den Armen der Weiber Tatuirung bemerkt haben.

An der äußersten westlichen Landspitze (Soya) wohnten Japaner, unter denen sich auch ein Civilofficier befand, der auf Befehl des Gouvernements hier ist, um die Küsten zu bewachen, und in seinen Berufsgeschäften, mit zwei Säbeln an der Seite, nach unserm Schiff gefahren war, um sich zu erkundigen,

wer wir wären und in welcher Absicht wir hierhergekommen? Er wollte anfänglich nicht glauben daß wir Russen seyen, weil wir runde abgeschnittene und ungepuderte Haare hatten, da doch alle Russen zur Zeit von Laxmann, den er gekannt zu haben vorgab, Zöpfe gehabt und gepudert gewesen wären. Er bath oder befahl vielmehr, sobald sich das Wetter aufgeheitert und der Nebel zerstreut hätte, die Anker zu lichten, weil er, im Fall es nicht geschähe, verbunden sey, die Regierung von unserm Aufenthalt zu benachrichtigen, die dann sogleich ernsthafte Maßregeln gegen uns ergreifen würde. Er nahm nicht das Geringste zum Geschenk an, und wollte selbst nicht einmal ein Gläschen japanischen Reiswein (Saki), den wir von Nangasaki mitgebracht hatten und ihm vorsetzten, trinken. Er war ein vernünftiger, und so viel wir ihn beurtheilen konnten, wohl unterrichteter Mann, der ziemlich gute geographische Kenntniß verrieth und dem Capt. v. Krusenstern viele Nachrichten über die Lagen und Namen der benachbarten Inseln mittheilte. Er kannte Kamtschatka, dem Namen und der Lage nach, und sprach von Ochotsk und von Amerika.

Tschoka oder Sachalin*) gab er als eine tartarische Insel an, die durch eine Meerenge von der nördlich von Jesso liegenden Insel, die er Karafuto nannte, verschieden sey; von letzterer behauptete er, daß sie nur an ihrem südlichen Theil von Japanern bewohnt sey.

Von ihm hörten wir, daß derjenige Theil von Matmai, der von den Japanern bewohnt wird (nämlich der südliche) eigentlich nur allein Matsmai oder Matmai genannt würde; (vielleicht verstand er unter dieser Benennung auch bloß

*) Es ist sehr unrichtig diese Insel Sachalin zu nennen; denn sie heißt bey den Eingebornen Tschoka. Die Mandshu haben sie, weil sie ihren Namen nicht wußten Saghalin-ann'ga-chada, d. i. die Insel der schwarzen Mündung genannt, weil sie vor dem Ausfluß des Amur liegt, der bey ihnen Saghalin-ula, oder der schwarze Fluß heißt. Saghalin bedeutet also schwarz und ist nicht der Name der Insel. Solche Fehler muß man nicht zu verbreiten suchen. Diese Insel steht auch gar nicht unter chinesisch-mandshurischer Herrschaft, wie man sonst glaubte; denn in der großen chinesischen Reichsgeographie Tai-Zinn-y-tunn-dschi die unter Kin-henn erschien, wird ihrer gar nicht gedacht. J. v. Kl.

die Stadt gleiches Namens,) und daß der von den Ainu bewohnte, das eigentliche Land Jesso sey. Höchst wahrscheinlich hieß in den ältern Zeiten die ganze Insel Jesso; seitdem aber die Japaner die Ainu mehr nach Norden vertrieben und den südlichen Theil völlig besetzt haben, so hat auch nur noch der nördliche die ältere Benennung beybehalten.

Während meiner Excursion stieß ich auf die Wohnung des japanischen Kaufmanns, der sich gestern am Bord mit uns in einem Tauschhandel eingelassen hatte. Rings um dieselbe hingen viele hunderttausend Heringe zum trocknen. Er bringt, seiner Aussage nach, jährlich Reis, Taback, Tabackspfeifen, hölzerne gefirnißte Eß- und Trinkschaalen, Küchengeräthschaften, etwas grobe baumwollene Zeuge und einige andere Bedürfnisse der Ainu's, die ihm dafür mit geräucherten, gesalzenen und getrockneten Fischen, und Pelzwerk reichlichen Ersatz geben. Zugleich versicherte er mich, daß er alle nahe und ferne Inseln, selbst die kurilischen, namentlich Urup und Iturup besuchte. Bey allem dem, was ich zu beobachten Gelegenheit hatte, schien es mir, daß die Ainu nur sehr sparsam von den Japanern versorgt werden, denn sie sind ärmlich gekleidet und besitzen kaum die nothwendigsten Geräthschaften und Bedürfnisse die besonders in einem Messer, einem Kessel, Taback und Pfeife, Fischernetzen, etwas Reis, baumwollen Zeug u. s. w. bestehen.

Das Wild erlegen sie mit Bogen und vergifteten Pfeilen. Das Gift, welches in einem eingedickten Pflanzensaft besteht (wahrscheinlich von einem Aconitum, das hier häufig wächst), soll so heftig seyn, daß das Blut des verletzten Thiers nach wenig Minuten aufgelöst ist, und aus Mund, Nasen und Ohren fließt. Sie tödten auf diese Art Bären, Wölfe, Füchse, Seeotter u. s. w.

Obgleich die Japaner den nördlichen Theil von Jesso, den südlichen von Tschoka, nämlich ihr Karafuto, und die südlichen kurilischen Inseln besuchen, und wie es scheint mit den Ainu in sehr genauer Verbindung stehen, so dürfen diese doch eben so wenig, als irgend eine andere Nation, die eigentlichen japanischen Besitzungen berühren, ja nicht einmal die Hauptstadt ihres Mutterlandes, Matzumai, besuchen.

Das Klima ist hier, in Vergleich mit andern Ländern unter gleicher Breite, um vieles kälter. Die Pflanzen fingen kaum an zu sprossen, sehr wenige blühten; der Schnee lag noch an vielen Orten am Fuß der Hügel, deren Gipfel völlig damit bedeckt waren.

Am 12ten Mai Morgens zeigte das Reaumursche Thermometer zwei, um Mittag sechs Grad über den Gefrierpunkt.

Das Ufer ist an mehreren Stellen von Krystallbächen durchschnitten, die in der Nachbarschaft der Wohnungen vorbeyrieseln.

Den 13ten mit Tagesanbruch wurden die Anker gelichtet, das Wetter hatte sich nun aufgeklärt, und man sah deutlich alle umliegenden Landspitzen und Inseln. Unser Hauptaugenmerk war auf die von den Japanern benannte und auf allen japanischen Karten angezeigte Insel Karafuto gerichtet, welche wir am nördlichen Horizont sehen konnten. Wir hatten kaum unsern Ankerplatz verlassen, so konnte in Absicht unserer Lage kein Zweifel mehr übrig bleiben, indem es aus den Angaben des unglücklichen La Perouse und unsern eigenen Bestimmungen nun deutlich erhellte, daß die uns in Norden liegende Insel Karafuto mit Sachalin oder Tschoka ein und dieselbe seyn mußte. Unsere anfängliche Muthmaßung ward gegen Mittag, als die Beobachtung mit der Lage des Cap Crillon und des Felsen La Dangereuse verglichen wurde, zur völligen Gewißheit.

Das Wetter war schön, der Wind sehr mäßig, und wir näherten uns nun allmählig dem Cap Crillon; bey einbrechender Nacht aber entfernten wir uns etwas, indem wir sorgfältig La Dangereuse zu vermeiden suchten.

Der Wind war uns sehr günstig; wir ließen den gefährlichen Felsen (La Dangerueuse (45° 47′ 15″ N. 217° 51′ 15″ W.) in einer Entfernung von etwa fünf Seemeilen nördlich liegen, und beobachteten zwischen diesem Felsen und dem Cap Crillon eine geräumige Durchfahrt, durch die wir heute früh (am 14ten) ein japanisches Fahrzeug durchschiffen sahen.

Als wir uns diesem Felsen näherten, hörten wir ein beständiges, sehr lautes Getöse, welches wir uns anfänglich durch die an dieselben anschlagenden Wellen

und die geräuschvolle Brandung erklärten; bald nachher aber konnten wir, mit Fernröhre bewaffnet, sehr deutlich eine unbeschreibliche Menge von Seelöwen, Seehunden und Seekälbern (Phoca) sehen, deren Species sich in dieser Entfernung nicht wohl bestimmen ließ.

Diese großen Fleischmassen lagerten sich theils auf die Felsen, theils streckten sie die runden Köpfe aus dem Wasser und erhoben zu Tausenden ein fürchterliches Gebrüll.

Das Cap Crillon (45° 54′ 15″ N. und 217° 71′ 21″ W.) hatten wir in Westen, und bemerkten in weiter Entfernung am östlichen Horizont die südöstliche Spitze von Tschoka, nämlich das Cap Aniwa, welches wir anfänglich für eine abgesonderte Insel hielten, weil der nördlichere Theil dieser Landzunge niedriger ist, und uns folglich erst späterhin zu Gesicht kam.

Der Wind hatte etwas zugenommen, und bald nachher liefen wir mit sieben und acht Knoten in den Golf von Aniwa ein, indem wir uns mehr an die westliche Landzunge des Caps Crillon anschlossen.

Gegen vier Uhr Nachmittags konnten wir endlich das sehr niedrige und flache Land, welches beide Landzungen mit einander verbindet, unterscheiden, und gegen Abend ließen wir, bey immer abnehmendem Wasser, den Anker im nordwestlichen Theil des Golfes, oder in der von den Holländern benannten Salmenbay, mit neun Faden sinken. In nicht großer Entfernung von uns lag ein zimmastiges japanisches Fahrzeug, und am Lande sahen wir mehrere im japanischen Geschmack gebaute Wohnungen. Das japanische Schiff, welches wir heute früh beym Cap Crillon vor uns her segeln sahen, hatte sich schon früher in einer kleinen Bucht an der östlichen Landzunge vor Anker gelegt.

Am Abend spät hörte ich, daß Hr. Lieut. Ratmanoff am folgenden Morgen früh um vier Uhr ans Land fahren wolle, um wo möglich das Fischernetz auswerfen zu lassen; ich bath daher um Erlaubniß ihn begleiten zu dürfen und so fuhren wir, neun Personen an der Zahl, den 15ten in einer kleinen Schaluppe nach dem Land. Wir steuerten, in der Hoffnung einen Fluß zu finden, nach der

nördlichen und nordöstlichen Seite der Bay. Als wir uns schon mehrere Meilen von dem Schiff entfernt hatten, fanden wir die Brandung am Ufer allenthalben so stark, daß eine Landung unmöglich war, und unsere Schaluppe, bey einigen Versuchen, in der größten Gefahr stand zertrümmert zu werden.

Wir verfolgten die ganze nördliche und einen großen Theil der nordöstlichen Küste, in der Entfernung von etwa einer Seemeile von dem Ufer, wo wir meist mit zwei bis drei und einen halben Faden Grund fanden, und am nördlichen Ufer die Mündung eines Flusses entdeckten, der wir uns aber, der Brandung wegen, nicht nähern konnten. Um uns her waren eine Menge Wallfische, Seemöven, Raben und wilde Enten. Wir hatten uns nun schon an acht Seemeilen von unserem Schiffe entfernt, und den nördlichen Theil der Landzunge des Caps Aniwa erreicht, als wir endlich, zu unserm größten Vergnügen, eine seichte Stelle fanden, die wir ohne Gefahr durchwaden konnten: und nun, da wir schon einmal so weit waren, faßten wir den Entschluß, den Wohnort, an welchem wir gestern das vor uns hersegelnde japanische Fahrzeug vor Anker gehen sahen, zu besuchen. Unsere Matrosen wurden beordert die Küste zu verfolgen und mit der Schaluppe dahin nachzukommen.

Das Ufer war sehr flach; einige hundert Schritte davon erhoben sich die nahen Hügel so steil, daß sie ganz unzugänglich waren. Auf unserm Weg sahen wir eine Menge Wohnungen der Eingebornen, die in ärmlichen Hütten bestanden und nicht weit von einander entfernt waren.

Diese sind wahrscheinlich bloß zum Sommeraufenthalt während des Fischfangs bestimmt; denn die meisten von uns beobachteten Personen waren arbeitsfähige erwachsene Männer; Weiber und Kinder haben wir nur sehr wenige gesehen, und unsere Muthmaßung wurde hauptsächlich noch dadurch genährt, daß wir an mehreren Orten überaus betretene Fußsteige bemerkten, welche durch die Thäler und über die nahen Berge nach dem Innern des Landes führten. Die wenigen Weiber, welche wir gewahr wurden, waren mit Aufschneiden und Reinigen der Fische beschäftiget, die sie zum Trocknen zubereiteten. Bey diesem Ge-

schäft werden die Eingeweide ausgenommen und weggeworfen, der Rochen aber wird besonders an freier Luft getrocknet. Alle saßen bey dieser Arbeit unter freiem Himmel, und hatten sich bloß gegen die Windseite mit einigen an Rudern und Stangen befestigten Strohmatten, geschützt. Die Kleidung bestand, eben so wie in Jesso, in einem weiten, langen, vorn offenen Rock mit weiten Ermeln. (Eine Art von Schlafrock.) Im Vorübergehen bey ihren Wohnungen und Arbeitsplätzen standen die Männer gewöhnlich auf, gingen uns einige Schritte entgegen, begrüßten uns auf das freundschaftlichste, mit einer sanftlächelnden Miene, und ganz nach Art der Ainu in Jesso; die Weiber aber blieben alle ruhig hinter ihrer Strohmatte sitzen. Es hatte das Ansehen als wenn diesen Menschen unsere, doch sicher fremdartige Erscheinung, sehr bekannt, und ihnen solche nicht im Geringsten auffallend sey. Einige Männer begleiteten uns, gleichsam aus Höflichkeit, höchstens einige Schritte weit, und verließen uns dann wieder, so daß wir ungehindert, und ohne von der Neugierde dieser Leute belästigt zu werden, unsern Weg fortsetzten und nachdem wir etwa eine deutsche Meile zurückgelegt hatten, den Ort, wo einige japanische Fahrzeuge vor Anker lagen, erreichten. Der Spaziergang war sehr abwechselnd und wenig ermüdend, weil wir längs der Küste einen sehr betretenen Fußsteig fanden, den wir verfolgten. Der Abhang der nahen waldigten Hügel, bestand gröstentheils aus steilen Thonwänden. Hin und wieder öffneten sich angenehme Thäler von kleinen Bächen bewässert, die sich in die nahe Bucht ergossen, quer über diese, deren drei etwas größer waren, lagen statt einer Brücke, breite dicke Breter, um dem Fußgänger den Uebergang zu erleichtern.

Als wir uns den Wohnungen genähert hatten, sahen wir zwei japanische Officiere, jeden mit zwei Säbeln, und in Seide gekleidet, uns entgegen kommen. Sie begrüßten uns freundschaftlich, setzten sich, unter freiem Himmel, auf eine ausgebreitete Strohmatte und ohne uns zum Sitzen zu nöthigen, fragten sie uns gleichsam in Amtspflicht, wer wir wären? und woher wir und das Schiff gekommen seyen? die Antwort schrieben sie nieder, hierauf standen sie auf und

nöthigten uns in ihrer nahgelegenen Wohnung auszuruhen, um etwas zu genießen. Diese Einladung nahmen wir um so lieber an, da es schon gegen Mittag war, und wir von Morgens vier Uhr bis jetzt noch nichts genossen hatten.

Diese japanische Niederlassung bestand aus sechs großen und mehreren kleinen Häusern, die einen Hof oder freien Platz zwischen sich bildeten, so daß das Ganze einem Europäischen Meierhof nicht unähnlich war. Die meisten dieser Gebäude mochten wohl zu Waarenlagern bestimmt seyn. Man nöthigte uns in das vorderste Haus, es war von Holz gebaut, ein Stockwerk hoch und auf japanische Weise eingerichtet, d. h. mit einer Gallerie, vor dieser ein Gegitter, und statt der Fensterscheiben, ein mit Papier zierlich beklebtes Fachwerk.

Das Vorzimmer war groß und ringsumher mit kleinen nach vorn zu offenen Kammern oder Abtheilungen versehen. In diesen lagen Waaren von verschiedener Art. Zunächst hieran stieß eine, um eine Stufe erhöhte, geräumige Kammer, die zugleich zur Küche diente. In der Mitte derselben brannte ein Feuer, neben welchem, dem Eingang gegenüber, feine Strohmatten lagen, auf die man uns zu setzen nöthigte. Bey unserer Entschuldigung, daß wir die schönen feinen und neuen Matten mit unsern kothigen Stiefeln beschmutzen würden, nahmen sie solche weg, und bathen uns sodann, auf die darunterliegenden, die zwar weniger fein aber ebenfalls sehr reinlich waren, zu setzen, und da wir uns ziemlich ungeschickt dabey anstellten und uns noch nicht an das orientalische Sitzen gewöhnt hatten, sondern uns seitwärts auf eine unbequeme Art hinlegten, so brachten unsere Wirthe einige kleine Tonnen herbey, legten ein Bret darüber, und machten uns eine Bank zurecht, auf die wir uns nach Europäischer Art, und recht bequem niedersetzten. Ein jeder von uns bekam nun einen hölzernen, viereckigten Teller, worauf eine kleine hölzerne gefirnißte Schaale mit dem besten und sehr gut gekochten Reis nebst einer Untertasse mit gekochtem Fisch befindlich war. Auch gab man einem jeden zwei kleine neue Holzstäbchen, um sich derselben statt der Gabeln zu bedienen, und ungeachtet wir aus Japan kamen, und sechs Mo-

Kahn von der Insel Tschoka.

Länge 23 Fuß 7 Zoll
Breite 3 . 8 .
Höhe 2 . 2 .

12 9 6 3 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 15 Fuß

nate daselbst gelebt hatten, so hielten wir doch erst heute, auf Tschoka, zum ersten mal bey einer japanischen Familie unser Mittagsmahl.

Während unseres Aufenthaltes suchten die Japaner von uns und wir von ihnen verschiedene Nachrichten einzuziehen. Der eine japanische Officier versicherte, sechs, und der andere schon acht Jahr auf dieser Insel, die sie Karafuto nannten, zu leben; sie schätzten sie halb so groß als die Insel Jesso, und der nördliche Theil war ihnen gänzlich unbekannt. Die ursprünglichen Bewohner dieses Theils der Insel sind auch Ainu, die mit den Bewohnern von Jesso und der kurilischen Eylande, einen und denselben Stamm ausmachen, der, wie man uns sagte, in Jesso einen besondern Chef oder ein Oberhaupt haben soll.

Von Rußland oder den nächsten Ländern schienen diese Officiere, denen die Grenzen anvertraut waren, sehr wenig Kenntniß zu besitzen, indeß sprachen sie doch viel von Kodai und Laxmann. Kamtschatka war ihnen auch nicht einmal dem Namen nach bekannt. Sie bathen um Erlaubniß, eine unserer Jagdflinten, die wir bey uns hatten, zu besehen, und wunderten sich nicht wenig über die Einrichtung des Schlosses *), welche ihnen ganz fremd war; sie fragten vor der Untersuchung ängstlich, ob das Gewehr auch nicht geladen sey, und fürchteten sich so sehr vor dem Schießpulver, daß sie sich weigerten einige auf die Zündpfanne geschüttete Körner Pulver loszubrennen. Ich bin fest überzeugt, daß sie zur Vertheidigung ihres Etablissements keine andere Gewehre, als vielleicht einige Bogen und Pfeile haben.

Ich zählte zwei und zwanzig Japaner die uns und unsere Bewegungen mit der größten Neugierde und Aufmerksamkeit betrachteten. Wenn ich annehme, daß viele der Anwesenden als Matrosen zu den hier vor Anker liegenden fünf kleinen Schiffen, gehörten, deren Aufenthalt wohl nur auf wenig Tage oder Wochen beschränkt ist, so mögen wohl zu anderer Zeit, beson-

*) Bekanntlich werden die japanischen Flinten mit brennenden Lunten (mêches), die vermittelst eines Drückers auf die Zündpfanne gebracht werden, losgeschossen.

ders des Winters, nur wenig eigentlich ansässige Japaner hier zu finden seyn. Das vorderste geräumige Zimmer war von einer großen Menge Ainu besetzt, die alle voller Unterwürfigkeit auf den Knien lagen, woraus man mit einem einzigen Blick sehen konnte, daß sie von der wehrlosen und ohne Verhältniß geringern Anzahl von Japanern beherrscht werden. Kaum hatten sie eine viertel Stunde lang ihre Neugierde zu befriedigen gesucht, so jagte man sie zum Theil mit Stockprügeln wieder an ihre Arbeit, die darin bestand, Fische aufzuschneiden, auszunehmen, mit Salz zu bestreuen, zum Trocknen aufzuhängen und die schon halb getrockneten nach der Sonnenseite umzuwenden. Nur bey einzelnen Ainu, deren wir wohl einige hundert gesehen, konnte man einen überaus starken Haarwuchs am ganzen Körper beobachten, (so wie dies auch zuweilen bey Europäern, nur vielleicht seltener, vorkömmt,) daß aber dieser ganze Menschenstamm über und über stark behaart ist, das gehört zu den Erdichtungen unzuverlässiger Reisenden.

Nahe bey den Wohngebäuden auf einem kleinen Hügel, stand ein japanischer Tempel, den man uns unter der Bedingung, die Stiefel vorher auszuziehen, zu besuchen erlaubte; dieses würden wir gern gethan haben, wenn wir nicht befürchten mußten, zu viel Zeit zu verlieren. Es war nun schon vier Uhr Nachmittags und unsere Schaluppe mit den Matrosen, die wir längst erwartet hatten, war noch nicht einmal von weitem zu sehen. Der Wind und die Fluth war ihnen ungünstig, und Lieut. v. Ratmanoff besorgte, es möchte sich irgend etwas Unangenehmes zugetragen haben. Er beschloß daher, ohne andern Zeitverlust, unser Bot aufzusuchen und nebst herzlichem Dank für die gastfreie Aufnahme, unsern Wirthen ein Lebewohl zu wünschen. Wir kehrten nun längs des Strandes zurück, und fanden nach etwa einer halben Stunde unser Bot.

Bey mäßigem, und nicht günstigem Wind versuchten wir quer über die Bucht nach unserm vierzehn Seemeilen von hier vor Anker liegenden Schiffe zu segeln. Kaum hatten wir das Land verlassen, so erhob sich ein stürmischer Wind, die Wellen nahmen an Größe und Stärke zu, und die kleine, mit neun

Personen belastete Schaluppe, hatte schwer gegen den Wind und die Wogen zu kämpfen. Mit Lebensgefahr erreichten wir Abends kurz vor acht Uhr das Schiff, und ich kann sagen zur großen Freude aller Anwesenden, die mit Furcht und Schaudern auf uns hinblickten, wie wir von einer schäumenden Welle zur andern geschleudert, den aufrührerischen Elementen Trotz bieten mußten.

Die Breite des Ankerplatzes unseres Schiffes war 46° 41′ 15″ N. und 217° 28′ 00″ W.

Den 16ten mit Tagesanbruch wurden die Anker gelichtet und mit einem frischen Südostwind erreichten wir schon gegen Abend das Vorgebirg Aniwa (46° 2′ 20″ N. und 216° 29′ 40″ W.), das wir am folgenden Morgen umschifften. Bald nachher legte sich der Wind und Nachmittags war völlige Windstille. Die Wallfische spielten in großer Menge um unser Schiff und hielten sich gewöhnlich in Gesellschaft von zwei und drei zusammen. Gegen Abend sahen wir ein Canot mit sechs Personen von dem sieben Meilen weit entfernten Land auf uns zurudern. Das äußere Ansehen des Botes und der Menschen war in nichts von dem der übrigen Ainu's verschieden; die einbrechende Nacht bestimmte sie wahrscheinlich wieder nach dem Ufer zurückzukehren.

Wir verfolgten die Küste und näherten uns, den 19ten, einer Bay, die südlich von dem Cap Tonyn (46° 50′ 00″ N. 216° 27′ W.) der Holländer begrenzt wird, und des schlechten Ankergrundes wegen wohl nur im Nothfall, als Zufluchtsort dienen kann, und gegen die Nord- und Nordostwinde wenig Schutz gewährt.

Die Entfernung von hier nach der Salmenbay ist etwa 20 bis 30 Seemeilen und von dieser bloß durch einen niedrigen Bergrücken getrennt. Diese Bay ist nur sparsam von Ainu bewohnt; gutes Wasser und Brennholz ist hier im Ueberfluß; Wallfische und Seehunde haben wir in unbeschreiblicher Menge gesehen. Nachmittags bekamen wir in 47° 33′ und 217° 14′ N. einen hohen abgerundeten Berg zu Gesicht, der für den Spenberg der Holländer, und Pic Bernizet des La Perouse gehalten wurde.

Den 20ten gewährten die Küsten an einigen Stellen ein freundliches, einladendes Ansehen. Die Witterung war rauh, indem wir Schneegestöber und nur einen halben Grad Wärme hatten, die folgenden Tage waren trübe.

Den 22ten befanden wir uns in dem von den Holländern sogenannten Golf de Patience, und bemerkten am folgenden Tag die Mündung eines Flusses. Bey einer Windstille beschloß Capt. v. Krusenstern hier vor Anker zu gehen, um die gefällig sich darstellenden, niedrigen und waldreichen Küsten etwas genauer zu untersuchen.

Es wurde eine Schaluppe ausgesetzt, in welcher mehrere Seeofficiere ans Land fuhren. Abends bey ihrer Rückkunft brachten sie eine Menge zerrissenen Seetang, zerbrochene Muschelschalen, getrockneten Fischrochen, einen großen Lachs und einen Meernadelfisch (Sygnathus) nebst der Nachricht mit, daß sie einen überaus fischreichen Fluß, wenig Menschen, Tannen und Birkenwälder und Wachholdergebüsch angetroffen hätten. Das Wetter war trübe und schien stürmisch werden zu wollen. Nachdem also von unsern Nautikern die nördliche Grenze des Golfes in 49° 19′ N. bestimmt war, so kehrte Capt. v. Krusenstern nach Süden, weil es gefährlich war, sich bey stürmischem Wetter nahe bey dem Land und dem von den Holländern angegebenen nicht fern gelegenen Robbeneyland zu finden. Den 24ten gegen Mittag sahen wir das gefährliche Felsenriff, welches diese Insel umgibt, die sich nach v. Krusensterns Bestimmung zwischen 48° 28′ und 48° 36′ N. und von 215° 27′ bis 215° 50′ W. erstreckt. Wir kehrten nun nach Süden und Südwesten, um sowohl das Robbeneyland als das Cap Patience zu umschiffen.

Den 26ten hatten wir ein eben so neues als unerwartetes Schauspiel. Es zeigte sich nämlich sehr vieles Treibeis, theils in einzelnen Stücken, theils in sehr ausgedehnten und unübersehbaren Feldern in Westen, das uns zwang einen östlichen Curs zu nehmen und in einiger Entfernung die äußersten Grenzen dieser Eisfelder zu vermeiden.

Am folgenden Morgen, gegen vier Uhr, bekamen wir noch in Nordwest ungeheure Eisfelder zu sehen. Unter diesen Umständen war es nun wohl unmöglich in der jetzigen Jahrszeit noch weiter zu segeln, um die nordöstliche Küste von Sachalin zu untersuchen. Es blieb uns also nur übrig, aufs Ungewisse noch mehrere Wochen umherzukreuzen und weiter in Süden das Aufthauen des Eises abzuwarten, oder statt dessen ohne Zeitverlust nach Kamtschatka zu segeln, um dort den Exambassadeur v. Resanoff, den die geographische Untersuchung dieser Küsten ohnehin wenig oder gar nicht interessirte, daselbst abzusetzen, und dann sogleich wieder zurückzukommen und die ferneren Beobachtungen da anzuknüpfen, wo man sie verlassen hatte. Letzteres wurde beschlossen. Wir steuerten also gerade nach Osten, den kurilischen Inseln entgegen.

Den 28ten, Nachmittags, nahm der Wind sehr zu und verwandelte sich gegen Abend in einen Sturm. Unsere Lage war diese Nacht über um so bedenklicher, da wir nach astronomischen Beobachtungen von den kurilischen Inseln nicht mehr weit entfernt seyn konnten. Die Nacht über tobte der Wind sehr heftig, die Wellen rollten hoch und das Schwanken des Schiffes war beynahe unerträglich.

Am 29ten, mit Tagesanbruch, sahen wir Land in SO., das sich bald wieder im Nebel verlor, und späterhin einen hohen Pic in O. S. O. Während dem wir hier umherkreuzten, um uns in diesen unbekannten Regionen genauer zu orientiren, und die Zerstreuung des Nebels, der uns alle Aussicht benahm, abzuwarten, näherten wir uns dem Pic bis auf einige Meilen, dann aber wurde der Wind so schwach, daß wir durch den heftigen Strom stark nach Westen getrieben wurden. Dieser vor uns liegende Pic rauchte beynahe den ganzen Tag und stieß einen hellen, oder gelblichtgrauen Rauch aus, den man deutlich von dem dunkelgrauen Nebel unterscheiden konnte. Auch ließ sich der Crater des Vulkans, der sich auf der westlichen Spitze des Berges öffnete, deutlich unterscheiden. Die Höhe des Pic's wurde in der Entfernung von drei Seemeilen von dessen Fuß, zwei Grade über dem Horizont, beobachtet. Am Abend schneite es

sehr stark. Die Temperatur der Luft war kalt. Das Thermometer zeigte gewöhnlich am Tag 6° und in der Nacht nur einen Grad Wärme.

Am frühen Morgen, den 30ten, sahen wir eine Insel, die wir für die 10te oder 11te der kurilischen hielten. Wir steuerten Nordost und glaubten uns, sobald wir diese im Rücken hatten, im kamtschadalischen Meere zu befinden. Gegen Mittag aber sahen wir noch vier kleine Felseninseln, und weiter in NO. blickte noch eine andere hohe Insel durch den Nebel. Ein starker Ostwind hatte bey trübem Wetter nach und nach so sehr zugenommen, und wurde so heftig, daß es Capt. v. Krusenstern nicht wagen konnte, zwischen unbekannten Inseln und Felsenriffen länger zu lavieren, er beschloß daher, wieder auf dem uns halb bekannten Weg in der Finsterniß des Nebels und bey einem ungestümen Wind, der uns acht Meilen in einer Stunde weiter brachte, in die ochotskische See zurückzukehren. Der Sturm dauerte die ganze Nacht durch, und legte sich erst gegen Morgen, den 31ten, nach einem starken Schneegestöber, und einer Temperatur von anderhalb Grad unter dem Gefrierpunkt. Nicht ohne Erstaunen sahen wir beym Erwachen (am 1ten Juni) das Verdeck mit einigen Zoll tiefem Schnee bedeckt. Das Wetter heiterte sich den Tag über auf, und wir steuerten von neuem Nordost nach den kurilischen Inseln. Viele, und zum Theil sehr große Wallfische, waren heute unsere Begleiter.

Ein dicker Nebel vertheilte sich etwas gegen Mittag; da wir alsdann die hohen Pic von Onnekotan, eine der nördlichsten kurilischen Inseln, ziemlich nahe zu Gesicht bekamen, und bey völliger Windstille nur wenige Meilen von dem Lande entfernt waren. Erst gegen Abend erheiterte sich der Horizont völlig, worauf wir die niedrigern Küsten der Insel, so ziemlich deutlich unterscheiden konnten. Die Bergrücken und höhern Regionen blieben meist in Nebel gehüllt und nur zwischen durch konnte man die hohen Kegelberge, die wir diesen Morgen beobachtet hatten, durchblicken sehen.

Mit Hülfe eines frischen Windes, der sich nun erhob, durchsegelten wir gegen zehn Uhr Abends den, acht Meilen breiten, Kanal zwischen Onnekotan und

Brasilische Arie.



1) Quando o mal acaba
O bem principia
Meu mal acabou
O bem ſe ſeguia
Pois ſim, meu ſenhor,
Meu mal acabou
Mas penso que vou
De mal a peor

2) Vem a noite escura
Succedes o dia
Depois da tormenta
Vem a calmeria
Pois ſim, meu ſenhor,
Meu mal acabou
Mas penso que vou
De mal a peor

Gesang der Nukahiva.

Choral — Melancolico, unisono retardando — Dr. Tilesius.

Solo — Tutti — Solo

Hi a te a ma-a-a oh J-ta u a ta-a-a oh tea ma a ma a
Wo ist das Licht? Auf der Insel Ta-ua-ta Wo- zu das Feu-

eh Tau e na ta a oh Hia tea he he Tai- te
er! Um den Feind zu, bra ten lasst uns Feuer an- reiben hier ist

a ma- a eh Tai e na-ta a eh ena-ta a eh, ote ma
Feu- er Wir wol- len ihn bra-ten, wir haben ihn er 's wollte

o a ma te mate- eh i tue tu- eh ti-ti he i - he,
entfliehn nun ist er todt die Schwester weint Seine Eltern weinen seine

ma te moi eh atahi eh a hu a oh at ou- he - eh -
Töchter weinen erster Tag zweyter Tag dritter Tag

a kae oh a hi ma eh, a-ho-no eh afi tu eh
vierter Tag fünfter Tag sechster Tag siebenter Tag

awahu - eh, a hi-wa - oh uha ona eh aho-hi eh
ach-ter Tag neunter Tag zehnter Tag

Charamukatan, befanden uns den 2ten früh in den freien kamtschadalischen Gewässern, und richteten nun unsern Lauf gegen Kamtschatka. Der Morgen war heiter, und gewährte uns den Anblick eines großen Theils der Insel Paramuschir mit ihren hohen Schneegebirgen.

An den nächstfolgenden Tagen liefen wir längs der südöstlichen Küste von Kamtschatka, auf der wir mehrere und zum Theil sehr beträchtliche Pic's bewunderten.

Am 4ten sahen wir in weiter Entfernung den Pic von Awatscha. Die nahen Ufer mit ihren Umgebungen hatten jetzt noch nicht das freundliche gefällige Ansehen, wie im vorigen Jahr; denn alle Berge waren noch mit Schnee bedeckt. Am nächstfolgenden Nachmittag, gegen fünf Uhr, kamen wir glücklich im Hafen von St. Peter und St. Paul vor Anker, wo wir sogleich durch Briefe von unsern Anverwandten und Freunden erfreut wurden.

Von allen Zeitungsnachrichten, die wir erhielten, war diejenige, daß der erste Konsul, Bonaparte, unterdessen zum Kaiser von Frankreich ernannt worden, unstreitig die größte, wichtigste und unerwartetste.

Funfzehntes Kapitel.

Sprachproben derjenigen Völker, welche die nördliche Küste von Jesso, die Insel Tschoka, die kurilischen Inseln bis zum südlichen Theil von Kamtschatka bewohnen, und sich Ainu nennen.

Deutsch.	Ainu auf Kamtschatka.	Ainu auf den kurilischen Inseln..	Ainu auf Jesso.	Ainu auf der Südseite von Tschoka.	Ainu auf d. NO. Spitze von Tschoka.
Himmel	nies	kandö		nischiuro.	
Sonne	tschuppu	tschüpüh	tonotschu	tombi, tschukf kamoi.	
Mond			tschu	tombi, tschukf.	
Stern	keta	kitta	nodschu	keda, nodsi.	
Wolke	nurár	ürätäk	nischi, nischikuri	urari.	
Regen	ssirugen	ssyrüyhn	apto	apto, apftu.	
Hagel	kaukàch		kawukawu	kawukawu, kaukaubass.	
Schnee	úpasch	ūpäss	ubaschi	upaschi, obass	nito.
Wind	keera	rährä	dida	dirra, rera.	
Donner	um	kämüighumph	kannokimoi	kannakamoi.	
Blitz	kamùi-ssiuuné			kamoinibigi.	
Feuer	apì	äpēh	undshi, abe	abe, undshi	undshi.
Wasser	pi	pēh	waka	waka	wachkaa.
Erde	kotàn	küdän	toi	toi, tui.	
Berg	othùr	täpküp	nuburi	kinda, noburí.	
Rauch	ssnipuja	ssupüjah	pa	sschnbuja.	
Stein	poinà	poinäh		schiuma.	
Sand	otá		ota	ota, oda.	
Thon	teinitoi	doi	toi	toi.	
Meer	atuika	ädüikä	atui	atui, adui.	
See	sso			to, geschi.	

Deutsch.	Ainu auf Kamtschatka.	Ainu auf den kurilischen Inseln.	Ainu auf Jesso.	Ainu auf der Südseite von Tschoka.	Ainu auf d. NO. Spitze von Tschoka.
Fluß	pet, mem	peth	piz	pez, bez.	
Mensch	ainù	āinūh	aino	aino, guru	uru.
Ehemann	kokaiò	mamăth kŏrgŭr	chobu	chobu, chogu.	
Ehefrau	kmatschi	gmātschi	mati	mati, maz.	
Vater	mitschi	grupnainu		eischiwa.	
Mutter	áapu	grŭpnītschimăt		chabu	tschokkara.
Sohn	kpúhu	ŏkăi jĕnŏ bŏmpŏ		poo.	
Tochter	kpómmatschi	mātnĕbŏmpŏ		mazpu, mazenebu.	
Kopf	paóp	gpa	nanu	nanu, schaba.	
Ohr	ksar	gsāhr	kischara	kischara	toko.
Auge	ssik	ssik	schiki	schiki, schigi	keremante.
Nase	etù	āhdūm	ito	idu	teneschi.
Mund	tschar	tschar	zaro	paro, paru.	
Zunge	achù	aūch	harumbi	au.	
Zahn	imak		jumaki	nimaki.	
Hand	tek	dēk	amoini	undi, tegi	kema-tiké.
Fuß	kemà	kēhmmă	uzkami	kema	kamko.
Fleisch	kam	kām	naschi	kam.	
Blut		kēhm	kem	to, kim.	
Fett		pījēp	ke	ke, kiü, schium.	
Herz	ssampe	sāmpēh		schambi.	
Rücken	ssetur	ssedur	schedru	schedaru, scheduru.	
Nagel		āhm	am	am, ami.	
Haus	tschhe			zisse	kee.
Messer	epirá	epўhrā	magide	magiri	bakiro.
Beil		mūkār		mukar	ukari.
Kraut	mun	muhn	mun	mun	kiu.
Robbe		thoar		tukari.	
Seeotter		kjakko, kothōnăp		raku.	
Krebs		chaū ĭng	takaki	takaki.	
Hund	stapu	stahpu	cheta	scheta, scheda	scheta.
Maus	ermu	ārmŭh	irimo	irimo, pon irimo.	
Fuchs	kimutpé	kўmothpēh	schumari	schumari, schiumari.	
Bär	kamui	kāmŭĭ	hippari	chugujukf, ziramandi.	

Deutsch.	Ainu auf Kamtschatka.	Ainu auf den kurilischen Inseln.	Ainu auf Jesso.	Ainu auf der Südseite von Tschoka.	Ainu auf d. NO. Spitze von Tschoka.
Wolf	orgiù	storkhyg		uschi kamoi.	
Vogel		tschirpu	tschika	tschikapu zkapf.	
Gans	kuitàp	küitūp		guitu.	
Ente	tschirpu		kobettscha	kobettscha.	
Ey	noki	nōhk	nuki	zapfnuku.	
Fisch	ssūtschip	tschep	tschep	tschep, zma, zepf	iroki.
Rochen	omà	hòma		chuma, zepfchuma.	
Baum	ni	nȳh	ni	ni, niï	appee.
Blatt	niep			nï-chamu.	
Wurzel	ssiurit			schyndshiz.	
Birke	tanni	tah-nȳh		karimba-niï.	
Salz	ssippù		abi	schippo, schipo.	
Milch	toopi	dōpĕh		too.	
groß	porogò	bōrūkŭr	poro	poro.	
klein	moiogò	mŏïjop	pon	ponno, pon.	
hoch	triïva	rihärujewa	ri	ruino, riuwa.	
niedrig	oramua		tam	chaukino, uramua.	
weiß	rétanoo		detara	tetara, tedari.	
schwarz	ékururoko		kunne	kunni.	
roth	úratatkiwa	hūrĕp	kure	furi.	
essen	ischama	īppăh	amama	ebe, annuwa.	
trinken	kpekreigina	pēhkŭh	ogauni	iku, igu	kagai.
schlafen	kmokonrossiva	mōkŏr	mogoro	mokuru, moguru.	
ich	ka	gānū		tschogai.	
du	éa	eānnў		itschogai.	
er		tăāngūr		tada ogai.	
Eins	ssinep	ssȳhnāp	schinep	schineni, schnepf.	
Zwei	tuup	dūph	toopu	toni, tup.	
Drei	rep	rāch	reepu	reni, repf.	
Vier	inèp	ȳhnāp	inepu	ine, inipf.	
Fünf	assik	ahssĭk	aschiknepu	aschikine, aschikinipf.	
Sechs	ivan	yhgŭähn	iwanebe	iwanbe, juwambi.	
Sieben	aruuàn	ārŭahn	aruwanbe	aruwanbe, aruwambi.	

Deutsch.	Ainu auf Kamtschatka.	Ainu auf den kurilischen Inseln.	Ainu auf Jesso.	Ainu auf d. Südseite von Tschoka.	Ainu auf d. NO. Spitze von Tschoka.
Acht	tubis	dūhpȳhs	tobischanbe	tobischanbe, tubischambi.	
Neun	ssinepïs	ssyhnahpyhs	schnipischanbe	schinpischanbe, schnebischambi.	
Zehn	uupis	ūpȳhs	wanak	wambe, wambi.	
Eilf	ssinep-ikamua	ssȳnapikas maŭă	schinepu ikaschima wanbe	schnepu, igaschima wambi.	
Zwölf	tuuptsch ikamua	duph īkās maua	toopu ikaschima wambe	tupu ikaschima-wambi.	
Zwanzig	tuampè	dŭāmpītschi, hoth	chozu	schnechoz, choz.	
Dreißig	reuampè	rauampitsch	wanbeitozu	wambi idochoz.	
Vierzig	ineuampè	dūgōth	togozu	tochoz.	
Funfzig	assikneuampè	uampōhrä hoth, d. i. zehn weniger als dreimal zwanzig	wankeniregozu	wambi irichoz.	
Hundert	uánuampe	ahssik nä hōth, fünf mal zwanzig	asthikenegozu	aschikinichoz.	
Tausend	uanotnékampe			aschikinischine wano choz.	

Japaner heißen bei den Ainu ssitscham

Jesso nennen die Ainu Inssu

J. v. Kl.

Ende des ersten Theils.

Druck und Papier von Carl Ludwig Brede, in Offenbach.



